Geſchichte

des

Conſulats und Kaiſerreichs.

Von

M. A. Thiers,

Mitglied der Akademie, Deputirten und vormals Conſeil-Präſidenten.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt

von

Friedrich Funck.

Vierter Band.

Mannheim,

Verlag von Heinrich Hoff.

1845.

Fünfzehntes Buch.

Die Secularisationen.

Aus Anlaß der Erſtreckung des Conſulats auf Lebenszeit richten alle Kabinette Glückwünſche an den Erſten Conſul. — Erſte Wirkungen des Friedens in England. — Die britiſche Induſtrie verlangt einen Handelsvertrag mit Frankreich. — Schwierigkeit die Handelsintereſſen beider Länder in Einklang zu bringen. — Flugſchriften gegen den Erſten Conſul, von Emigranten zu London geſchrieben. — Wiederherſtellung des guten Vernehmens mit Spanien. — Erledigung des Herzogthums Parma und Wunſch des Madrider Hofs, dies Herzogthum zum Königreich Etrurien zu ſchlagen. — Nothwendigkeit, jeden desfallſigen Entſchluß zu verſchieben. — Schließliche Vereinigung Piemonts mit Frankreich. — Damalige Politik Bonapartes in Betreff Italiens. — Sehr gutes Vernehmen mit dem heiligen Stuhl. — Kurzdauernder Streit aus Anlaß einer Beförderung franzöſiſcher Cardinäle. — Der Erſte Conſul erlangt deren fünf auf einmal. — Er ſchenkt dem Papſt zwei Kriegsbriggs, den St. Peter und den St. Paul. — Raſch beendigter Zwiſt mit dem Dei von Algier. — Unruhen in der Schweiz. — Beſchreibung dieſes Landes und ſeiner Verfaſſung. — Die Einheitspartei und die oligarchiſche Partei. — Reiſe des Landammanns Reding nach Paris. — Er macht dem Erſten Conſul Verſprechungen, deren Nichtigkeit bald durch die Begebenheiten herausgeſtellt wird — Vertreibung des Landammanns Reding. — Die gemäßigte Partei kommt wieder an die Gewalt. — Einführung der Verfaſſung vom 29ten

Mai, und Gefahr neuer Unruhen in Folge der Schwäche der helvetiſchen Regierung. — Bemühungen der oligarchiſchen Partei, die Aufmerkſamkeit der Mächte auf die Schweiz zu lenken. — Dieſe Aufmerkſamkeit wird ausſchließlich von den deutſchen Angelegenheiten in Anſpruch genommen. — Zuſtand von Deutſchland in Folge des Vertrags von Lüneville. — Der Grundſatz der Seculariſationen durch dieſen Vertrag feſtgeſtellt. — Die Einziehung der geiſtlichen Fürſtenthümer führt große Veränderungen in der Verfaſſung Deutſchlands herbei. — Beſchreibung dieſer Verfaſſung — Die proteſtantiſche Partei und die katholiſche Partei; Preußen und Oeſterreich; ihre beiderſeitigen Anſprüche. — Oeſterreich bemüht ſich, für die ihrer Länder in Italien verluſtig gegangenen Erzherzoge Entſchädigungen zu erlangen, und will unter dieſem Vorwand Bayern bis an den Inn und bis an die Iſar wegnehmen. — Preußen ſtrebt unter dem Vorwand, ſich für ſeine Verluſte am Rhein zu entſchädigen und dem Haus Oranien Erſatz zu verſchaffen, nach einer bedeutenden Macht in Franken. — Verzweiflung der durch die Ländersucht der großen Mächte bedrohten kleinen Höfe. — Jedermann in Deutſchland richtet ſeine Blicke auf Bonaparte. — Er beſchließt, ſich ins Mittel zu legen, um die Vollziehung des Vertrags von Lüneville zu bewirken und um eine Angelegenheit zu beendigen, welche jeden Augenblick Europa in Flammen ſetzen kann. — Er zieht den Bund mit Preußen vor und unterſtützt bis zu einem gewiſſen Punkt die Anſprüche dieſer Macht. — Entſchädigungsplan im Einverſtändniß mit Preußen und den kleinen deutſchen Fürſten entworfen. — Mittheilung dieſes Plans an Rußland. — Vorſchlag an dieſen Hof, mit Frankreich zu einer großen Vermittlung zuſammen zu wirken. — Kaiſer Alexander nimmt dieſen Vorſchlag an. — Frankreich und Rußland legen in ihrer Eigenſchaft als vermittelnde Mächte den zu Paris entworfenen Entſchädigungsplan dem Reichstag zu Regensburg vor. — Verzweiflung Oeſterreichs, welches von allen Kabinetten verlaſſen iſt, und ſein Entſchluß, dem Plan Bonapartes die langſamen Formen der deutſchen Reichsverfaſſung entgegenzuſetzen. — Bonaparte macht dieſe Berechnung zu nichte und erlangt durch einige Abänderungen die Annahme des Plans durch die außerordentliche Deputation. — Zur Einſchüchterung der von Frankreich unterſtützten preußiſchen Partei läßt Oeſterreich Paſſau beſetzen. — Raſcher Entſchluß des Erſten Conſuls. Er droht, zu den Waffen zu greifen. — Allgemeine Einſchüchterung. — Verhandlungen am Reichstag. — Der Plan findet einen Augenblick Widerſtand in Folge der Gier Preußens. — Um der Sache eine Ende zu machen, geſteht Bonaparte dem Haus Oeſterreich das Bisthum Eichſtätt zu. — Der Wiener

Hof legt ſich zum Ziel und nimmt das Concluſum des Reichstages an. — Receß vom Februar 1803 und ſchließliche Regelung der deutſchen Angelegenheiten. — Beſchaffenheit dieſer ſchönen und ſchwierigen Unterhandlung.

Die Erhebung des Generals Bonaparte zur höchſten Gewalt unter dem Namen eines lebenslänglichen Conſuls hatte die Kabinette von Europa weder überraſcht noch verletzt. Im Gegentheil, die meiſten ſahen darin eine neue Bürgſchaft für den Ruhm aller Staaten. In England, wo man mit beſorgter Aufmerkſamkeit Alles, was bei uns vorging, beobachtete, hatte der erſte Miniſter Addington ſich beeilt, gegen Otto die Freude der engliſchen Regierung auszuſprechen und ihre Zufriedenheit über eine Begebenheit, die beſtimmt wäre, in Frankreich die Ordnung und die Gewalt zu befeſtigen. Obwohl der Ehrgeiz Bonapartes anfing, Beſorgniſſe einzuflößen, ſo verzieh man ihn denſelben doch noch, weil dieſer Ehrgeiz zur Bändigung der franzöſiſchen Revolution angewandt wurde. Die Wiederherſtellung der Altäre, die Zurückberufung der Emigranten hatten die engliſche Ariſtokratie entzückt und ganz beſonders den frommen Georg III. In Preußen waren die Aeußerungen nicht weniger bezeichnend. Dieſer Hof, welcher in der Achtung der europäiſchen Diplomatie geſunken war, weil er mit der Convention Frieden geſchloſſen hatte, war jetzt ſtolz auf ſein Verhältniß zu einer genialen Regierung und ſchätzte ſich glücklich, die Angelegenheiten Frankreichs feſt in der Hand eines Mannes zu ſehen, von dem er Beiſtand hoffte für ſeine ehrgeizigen Abſichten in Deutſchland. Haugwitz richtete an unſern Geſandten die lebhafteſten Glückwünſche und ſagte

ſogar: es wäre beſſer, der Sache mit einem Mal ein Ende zu machen und die dem Erſten Conſul übertragene lebenslängliche Dictatur in eine erbliche Souveränetät zu verwandeln.

Der Kaiſer Alexander, welcher ſich das Anſehen gab, den Vorurtheilen der ruſſiſchen Ariſtokratie fremd zu ſein, und mit dem Oberhaupt der franzöſiſchen Regierung einen fleißigen und freundſchaftlichen Briefwechſel unterhielt, ſprach über die letzten Veränderungen in den höflichſten und wohlgefälligſten Ausdrücken. Er ließ den neuen Conſul auf Lebenszeit angelegentlich und herzlich begrüßen. Die Gedanken waren im Weſentlichſten überall dieſelben. Zu Petersburg wie zu Berlin und London freute man ſich, in Frankreich die Ordnung dauerhaft verbürgt zu ſehen durch die unbeſchränkte Erſtreckung der Gewalt Bonapartes. Zu Wien, wo man mehr als anderwärts die vom Schwert des Siegers bei Marengo geführten Streiche empfunden hatte, ſchien eine Art Wohlwollen für ihn aufzukeimen. In dieſer Hauptſtadt des alten deutſchen Reichs war der Haß gegen die franzöſiſche Revolution ſo ſtark, daß man die Siege des Feldherrn dem kräftigen Beamten verzieh, der ſich Gehorſam verſchaffte. Man gab ſich ſogar das Anſehen, ſeine Regierung als ganz contrerevolutionär zu betrachten, während ſie erſt noch wiederherſtellend war. Der Erzherzog Karl, welcher damals die Abtheilung für das Kriegsweſen leitete, ſagte zu Champagny: der Erſte Conſul habe ſich durch ſeine Feldzüge als den erſten Heerführer der Neuzeit, und durch ſeine dreijährige Verwaltung als den geſchickteſten Staatsmann bewährt; und mit dieſer Vereinigung der Tüchtigkeit im Krieg und Frieden habe er ſeinen Ruhm beſiegelt. Noch merk-

würdiger muß es erſcheinen, daß die Schwiegermutter des Kaiſers Franz, die glühende Feindin Frankreichs und der Revolution, die Königin Caroline von Neapel, welche ſich zu Wien befand, dem Abgeſandten Champagny, als ſie ihn empfing, Glückwünſche für das Haupt der Republik auszurichten gab, die man durchaus nicht von ihr erwartet hatte. „Bonaparte," ſagte ſie, „iſt ein großer Mann. Er hat mir viel Uebel zugefügt; aber das hindert mich nicht, ſein Genie anzuerkennen. Indem er bei Ihnen die Unordnung in Schranken gewieſen hat, hat er uns allen Dienſte geleiſtet. Wenn er zur Regierung ſeines Landes gelangt iſt, ſo liegt der Grund darin, weil er es am meiſten verdient. Ich ſtelle ihn täglich den Prinzen der kaiſerlichen Familie als Muſter vor und ermahne ſie, dieſe außerordentliche Perſönlichkeit zu ſtudiren, um von ihm zu lernen, wie man die Nationen lenkt, wie man es mit Genie und Ruhm dahin bringt, daß ſie das Joch der Autorität erträglich finden."

Gewiß kein Lob konnte dem Erſten Conſul ſchmeichelhafter ſein, als das dieſer beſiegten feindlichen Königin, welche ſich eben ſo ſehr durch ihren Verſtand, wie durch die Heftigkeit ihrer Leidenſchaften auszeichnete. Der heilige Vater, welcher kürzlich in Gemeinſchaft mit Bonaparte das große Werk der Wiederherſtellung der Culten vollendet hatte und trotz vielen Hinderniſſen von dieſem Werk den Ruhm ſeiner Regierung erwartete, er freute ſich, allmählich zum Throne empor einen Mann kommen zu ſehen, den er als die feſteſte Stütze gegen die irreligiöſen Vorurtheile des Jahrhunderts betrachtete. Er drückte ihm ſeine Freude mit wahrhaft väterlicher Zuneigung aus. Spanien endlich, welches durch die

leichtſinnige haltloſe Politik des Günſtlings eine Zeit lang von Frankreich entfernt worden war, blieb bei dieſer Gelegenheit nicht ſtumm und zeigte ſich erfreut über eine Begebenheit, welche es in Uebereinſtimmung mit den übrigen Höfen als glücklich für ganz Europa betrachtete.

Alſo unter dem Beifall der ganzen Welt übernahm der, welcher ſo viele Uebel wieder gut gemacht, welcher ſo vieles Gute geſchaffen hatte, die neue Gewalt, mit welcher die Nation ihn bekleidet hatte. Man behandelte ihn als den wirklichen Beherrſcher von Frankreich. Die fremden Miniſter ſprachen von ihm zu den franzöſiſchen Miniſtern mit den Formen der Ehrerbietung, mit welchen man von Königen ſpricht. Die Etikette war ſchon faſt monarchiſch. Unſere Geſandten hatten die grüne Livree des Erſten Conſuls angenommen. Man fand das einfach, natürlich, nothwendig. Dieſe einmüthige Zuſtimmung zu einer ſo plötzlichen und wunderbaren Erhebung war aufrichtig. Allerdings miſchten ſich in dieſelbe einige heimliche Beſorgniſſe; dieſe wurden aber jedenfalls klüglich verhehlt. In der That konnte man vielleicht in der Erhebung Bonapartes ſeinen Ehrgeiz durchſchimmern ſehen und in ſeinem Ehrgeiz die bevorſtehende Demüthigung Europas. Aber nur die hellſehendſten Geiſter konnten ſo weit in die Zukunft ſchauen, und gerade dieſe fühlten am beßten das unendlich viele Gute, welches bereits durch die Conſularregierung bewirkt war. Indeß die Glückwünſche ſind vorübergehende Dinge. Bald kommen wieder die Geſchäfte und geben dem Daſein der Regierungen wie dem der Einzelnen ſein ſchweres ſtetes Gewicht wieder.

In England begann man die erſten Wirkungen des Friedens zu ſpüren. Dieſe Wirkungen entſprachen

wie es faſt immer in der Welt geht, den Hoffnungen bei weitem nicht. Dreihundert britiſche Schiffe, welche auf einmal in unſere Häfen geſchickt worden waren, hatten ihre Ladungen nicht vollſtändig abſetzen können, weil ſie Waaren brachten, welche durch die Geſetze der Revolution ausgeſchloſſen waren. Nachdem der Vertrag von 1786 unkluger Weiſe unſere Märkte den engliſchen Erzeugniſſen geöffnet hatte, war die franzöſiſche Induſtrie, beſonders die Baumwolleninduſtrie in kurzer Zeit herabgekommen. Seit dem Wiederausbruch des Krieges waren die von der revolutionären Regierung erlaſſenen Verbote ein Lebensprincip für unſere Manufakturen geworden, welche inmitten der entſetzlichſten politiſchen Zuckungen ſich wieder aufgeſchwungen und eine bedeutende Ausdehnung erlangt hatten. Wir haben berichtet, daß der Erſte Conſul beim Abſchluß der Londoner Präliminarien ſich gehütet hatte, einen ſolchen Zuſtand zu ändern und die aus dem Vertrag von 1786 erwachſenen Uebel wiederkehren zu laſſen. Demnach waren die engliſchen Ausfuhren ſehr ſchwierig geworden, und der Handelsſtand der City führte darüber laute Klage. Indeß blieb der Schleichhandel, welcher auf einem großen Fuß betrieben wurde, theils über die noch ſchlecht bewachte belgiſche Gränze, theils über Hamburg. Die Kaufleute des letzteren Platzes führten die engliſchen Waaren auf dem Feſtland ein, verhehlten ihren Urſprung und verſchafften ihnen ſo Eingang in Frankreich und in den unſerer Herrſchaft unterworfenen Ländern. Trotz den geſetzlichen Verboten alſo, welche die britiſchen Erzeugniſſe in unſern Häfen erwartete, genügte der Schleichhandel, um ihnen Abzug zu verſchaffen.

Die Fabriken zu Birmingham und zu Mancheſter waren in ziemlicher Thätigkeit.

Dieſe Thätigkeit, das wohlfeile Brod und die angekündigte Abſchaffung der Einkommenſteuer waren Gründe zur Zufriedenheit, welche einigermaßen dem Mißbehagen der Großhändler die Wage hielten. Aber dies Mißbehagen war groß, denn der höhere Handelsſtand hatte wenig Vortheil von den auf den Schleichhandel gegründeten Spekulationen. Er fand das Meer von den Flaggen ſeiner Nebenbuhler oder Feinde bedeckt, er war des Schifffahrtsmonopols beraubt, welches der Krieg ihm verſchafft hatte, und fand nicht mehr ſeine Entſchädigung in den großen Finanzoperationen Pitts. Darum beklagte er ſich laut über die trügeriſche, für England unbequeme und ausſchließlich für Frankreich vortheilhafte Friedenspolitik. Die Entwaffnung der Flotte nahm einer großen Zahl von Matroſen ihre Beſchäftigung, welche ihnen der britiſche Handel in ſeinem jetzigen Zuſtande nicht wiedergeben konnte. Man ſah dieſe Unglücklichen auf den Kaien der Themſe zum Theil in Dürftigkeit umhergehen, was für die Engländer eben ſo niederſchlagend war, wie es für die Franzoſen geweſen wäre, die Sieger von Marengo und von Hohenlinden auf den Straßen von Paris betteln zu ſehen.

Addington, ſtets freundſchaftlich geſtimmt, hatte dem Erſten Conſul zu verſtehen gegeben, wie nothwendig es ſei, ſich in einer beide Länder befriedigenden Weiſe über die Handelsangelegenheiten zu verſtändigen, und hatte dies als das geeignetſte Mittel bezeichnet, den Frieden zu befeſtigen. Bonaparte, welcher die Geſinnungen Addingtons theilte, hatte ſich dazu verſtanden, einen Agenten zu ernennen und nach London zu ſchicken, wel-

cher ſich mit den engliſchen Miniſtern verſtändigen ſollte zur Auffindung des Weges, die Intereſſen beider Völker in Einklang zu bringen, ohne die franzöſiſche Induſtrie aufzuopfern. Aber das war eine ſchwierige Aufgabe. In London war die öffentliche Meinung ſo ſehr auf Alles ein commercielles Abkommen Betreffende geſpannt, daß man großen Lärm von der Ankunft des franzöſiſchen Agenten machte. Er hieß Coquebert, und man nannte ihn Colbert. Man ſagte, er ſtamme von dem großen Colbert ab, und lobte eine ſolche Wahl als ſehr paſſend zum Abſchluß eines Handelsvertrags.

Trotz dem guten Willen und der Fähigkeit dieſes Agenten war ein glückliches Ergebniß ſeiner Bemühungen kaum zu hoffen. Von beiden Seiten waren große Opfer zu bringen faſt ohne Ausſicht auf Erſatz. Die Bearbeitung des Eiſens und der Baumwolle bildet heutzutage die reichſten Gewerbszweige Englands und Frankreichs und iſt der Hauptgegenſtand ihrer Nebenbuhlerſchaft im Handel. Uns Franzoſen iſt es gelungen, in unermeßlicher Menge und zu ſehr niedrigem Preis das Eiſen zu ſchmieden und die Baumwolle zu ſpinnen und zu weben, und wir ſind nicht eben geneigt, dieſe beiden Induſtriezweige aufzuopfern. Damals war die Bearbeitung des Eiſens von keinem großen Belang. Im Weben der Baumwolle und in Stahlarbeiten ſuchten damals die beiden Nationen einander zu überflügeln. Die Engländer verlangten, unſere Märkte ſollten ihren Baumwollenzeugen und Stahlwaaren geöffnet werden. Bonaparte, welcher nicht gleichgültig war gegen die Beſorgniſſe unſerer Fabrikanten, und lebhaft wünſchte, den Manufakturreichthum Frankreichs zu entwickeln, verweigerte jedes Zugeſtändniß, welches ſeinen patriotiſchen Abſichten entgegen

geweſen wäre. Auf der andern Seite waren die Engländer damals ſo wenig wie jetzt geneigt, unſere eigenthümlichen Erzeugniſſe zu begünſtigen. Wir hätten gern unſere Weine und unſere Seidenwaaren bei ihnen eingeführt. Sie weigerten ſich, dieſelben zuzulaſſen, theils weil ſie ſich gegen Portugal verbindlich gemacht hatten, deſſen Weinen einen Vorzug einzuräumen, theils weil ſie der Seideninduſtrie, die ſich bei ihnen zu entwickeln begann, Vorſchub leiſten wollten. Die Unterſagung des Verkehrs, welche uns die Baumwolleninduſtrie verſchafft, hatte ihnen dafür die Seideninduſtrie verſchafft. Freilich war bei uns die Entwicklung der Baumwolleninduſtrie überaus groß, weil derſelben nichts entgegenſtand; in England hingegen gedieh die Seideninduſterie nur mittelmäßig in Folge des Klima und auch in Folge eines weniger guten Geſchmacks. Dennoch wollten die Engländer weder den Vertrag von Methuen aufopfern, der ſie an Portugal knüpfte, noch ihre entſtehenden Seidenmanufakturen, von denen ſie übertriebene Hoffnungen gefaßt hatten.

Solche Intereſſen in Einklang zu bringen, war faſt unmöglich. Man hatte vorgeſchlagen, auf die in beiden Ländern eingeführten Waaren beim Eingang ſolche Zölle zu legen, welche dem von den Schleichhändlern bezogenen Gewinn gleichkämen und ſo einem Handel, der nur den Schmugglern Vortheil brächte, frei und für den öffentlichen Schatz nutzbar zu machen. Dieſer Vorſchlag ängſtigte die engliſchen und die franzöſiſchen Fabrikanten. Und dann war Bonaparte von der Nothwendigkeit großer Mittel für große Ergebniſſe überzeugt und betrachtete damals die Baumwolleninduſtrie als die erſte und beneidenswertheſte unter allen. Darum wollte

er ihm eine große Aufmunterung geben durch ein unbedingtes Verbot der Erzeugniſſe ihrer Nebenbuhler.

Um dieſe Schwierigkeiten zu umgehen, hatte der franzöſiche Agent ein beim erſten Anblick verführeriſches aber faſt unausführbares Syſtem erſonnen. Er hatte vorgeſchlagen, jede Art von engliſchen Erzeugniſſen in Frankreich gegen mäßige Zölle zuzulaſſen unter der Bedingung, daß das Schiff, welches ſie einführte, ſofort einen gleichen Werth in franzöſiſchen Waaren ausführte. Daſſelbe ſollte in England für franzöſiſche Waaren und Schiffe gelten. Dies war ein ſicherer Weg, die einheimiſche Arbeit in demſelben Maße aufzumuntern wie die ausländiſche. Ferner war dabei der Vortheil, den Engländern den gefährlichen Einfluß zu entziehen, den ſie mit ihren großen Kapitalien in manchen Ländern übten, indem ſie den Nationen, mit welchen ſie handelten, Credit gaben, ſo bei ihnen Gläubiger für bedeutende Summen wurden und ſich gewiſſermaßen zu Commanditären ihres Handels machten. Durch dies Verfahren waren ſie in Rußland und in Portugal die Beſitzer eines Theils von dem in dieſen Ländern umlaufenden Kapital geworden. Indem ſie ſo Kredit bewilligten, beförderten ſie den Abſatz ihrer Produkte, und weiter verſchafften ſie ſich die Ueberlegenheit des Darleihers über den Schuldner. Wie gefährlich aber dieſe Ueberlegenheit war, das bewies die Unmöglichkeit für den ruſſiſchen Handel, ohne die Engländer zu beſtehen, und dieſe Unmöglichkeit war der Art, daß die Kaiſer nicht frei zwiſchen Krieg und Frieden wählen konnten, oder, wenn ſie es wollten, unter dem Dolch ſterben mußten.

Dieſer Vorſchlag, welcher darauf hinauslief, den

engliſchen Handel in gewiſſe Schranken zu weiſen, bot leider ſolche Schwierigkeiten in der Ausführung dar, daß es nicht wohl möglich war, ihn anzunehmen. Einſtweilen beſchäftigte er die Köpfe und ließ einige Hoffnung auf ein Verſtändniß. Indeß war die Unverträglichkeit der Handelsintereſſen kein genügender Grund, den Krieg zwiſchen beiden Völkern wieder ausbrechen zu laſſen, wenn ſie ſich in ihren politiſchen Abſichten einigen, und beſonders, wenn das Miniſterium Addingtons ſich gegen die Partei Pitts halten konnte.

Addington betrachtete ſich als den Urheber des Friedens, wußte, daß dies ſein Vortheil über Pitt war, und wollte dieſen Vortheil behaupten. In einer langen Unterredung mit Otto hatte er in dieſer Beziehung die vernünftigſten und freundſchaftlichſten Worte geſprochen. „Ein Handelsvertrag," hatte er geſagt, „würde die ſicherſte und dauerhafteſte Bürgſchaft des Friedens ſein. Bis man ſich in dieſer Beziehung verſtehen kann, iſt ein ſchonendes Verfahren des Erſten Conſuls in gewiſſen Punkten nothwendig, um das engliſche Publikum in guter Stimmung gegen Frankreich zu erhalten. Sie haben in der That Beſitz von Italien genommen dadurch, daß Sie Piemont mit Ihrem Gebiet vereinigt, und dem Erſten Conſul die Präſidentſchaft der italiäniſchen Republik gegeben haben. Ihre Truppen halten die Schweiz beſetzt. Sie regeln als Schiedsrichter die deutſchen Angelegenheiten. Wir drücken die Augen zu bei all dieſen Ausdehnungen der franzöſiſchen Macht; wir überlaſſen Ihnen das Feſtland. Aber es gibt gewiſſe Länder, wegen deren das engliſche Volk leicht in Hitze gerathen könnte. Dieſe ſind Holland und die Türkei. Sie ſind Herren von Holland. Das iſt eine

natürliche Folge Ihrer Stellung an dem Rhein. Fügen Sie aber nichts in die Augen Fallendes zu der thatſächlichen Herrſchaft hinzu, welche Sie in dieſem Lande üben. Wenn Sie z. B. hier thun wollten, was Sie in Italien gethan haben, wenn Sie dem Erſten Conſul die Präſidentſchaft dieſer Republik verſchaffen wollten, ſo würde der engliſche Hand lsſtand darin eine Art Vereinigung Hollands mit Frankreich ſehen und in die größte Beſorgniß gerathen. Die Türkei anlangend, ſo würde die geringſte neue Kundgebung der Gedanken, welche die Unternehmung nach Egypten herbeigeführt haben, in England einen plötzlichen allgemeinen Ausbruch herbeiführen. Laſſen Sie uns nun keine derartige Schwierigkeit ſchaffen. Laſſen Sie uns über die Handelsverhältniſſe irgend ein Abkommen treffen. Laſſen Sie uns die Bürgſchaft der Mächte für den Malteſerorden erlangen, damit wir die Inſel räumen können. Dann werden Sie ſehen, wie der Friede ſich befeſtigt, und die letzten Spuren des Grolles ſchwinden *).

Dieſe Worte Addingtons waren aufrichtig, und er bewies ſeine Aufrichtigkeit durch den Eifer, mit welchem er von den Mächten die Bürgſchaft für den neuen durch den Frieden von Amiens auf Malta verfügten Zuſtand zu erlangen ſuchte. Leider hatte Talleyrand mit der Nachläſſigkeit, welche er zuweilen bei den wichtigſten Angelegenheiten bewies, verſäumt, unſeren Agenten Weiſungen über dieſen Gegenſtand zu ertheilen, und ließ den engliſchen Agenten allein eine Bürgſchaft nachſuchen, welche die Bedingung der Räumung Maltas

---

*) Dieſe Worte ſind der kurzgefaßte Inhalt mehrerer in den Depeſchen Ottos berichteten Unterredungen.

war, daher verdrießliche Zögerungen und ſpäter bedauerliche Folgen. Alſo Addington war aufrichtig in ſeinem Wunſch, den Frieden zu erhalten, und wofern er nicht durch den Einfluß Pitts geſtürzt wurde, konnte man auf Fortdauer des Friedens rechnen. Aber Pitt, jetzt außer dem Cabinet, war mächtiger als je. Während Dundas, Wyndham und Granville öffentlich die Präliminarien von London und den Frieden von Amiens angriffen, hatte er ſich bei Seite gehalten und ſeinen Freunden das gehäſſige Geſchäft dieſer offenen Aufreizungen zum Krieg überlaſſen. Er zog Vortheil aus ihrer Heftigkeit, beobachtete ein majeſtätiſches Schweigen und erhielt ſich ſtets die Zuneigung der alten Mehrheit, von welcher er achtzehn Jahre lang unterſtützt worden war und die er an Addington nur ſo lange überlaſſen hatte, bis er den Augenblick gekommen glaubte, ſie ihm wieder zu entziehen. Er erlaubte ſich keine Handlung, die als eine Feindſeligkeit gegen das Miniſterium hätte ausgelegt werden können. Er nannte ſtets Addington ſeinen Freund; aber man wußte, daß er nur einen Wink zu geben brauchte, um das Parlament umzukehren. Der König haßte ihn und wünſchte ſeine Entfernung. Aber die engliſchen Großhändler waren für ihn und vertrauten nur ihm. Seine Freunde, weniger behutſam als er, führten mit Addington einen unverhehlten Krieg. Man hielt ſie für die Dolmetſcher ſeiner wahren Geſinnung. Zu dieſer Toryoppoſition geſellte ſich, jedoch ohne Verſtändigung mit ihr, vielmehr ſie bekämpfend, die alte Whigoppoſition von Fox und Sheridan. Dieſe hatte ſtets den Frieden verlangt. Seitdem man ihr denſelben verſchafft, folgte ſie der Neigung des menſchlichen Herzens, das Beſeſſene weni-

ger zu lieben als das Begehrte. Sie ſchien den viel=geprieſenen Frieden nicht mehr zu ſchätzen und ließ die überſpannten Freunde Pitts ohne Widerſpruch gegen Frankreich deklamiren. Unter der neuen, minder libe=ralen Form, welche ſie angenommen, ſchien die fran=zöſiſche Revolution die Zuneigung der Whigs zum Theil verloren zu haben. Addington hatte alſo zweierlei Geg=ner: die Toryoppoſition der Freunde Pitts, welche ſtets über den Frieden klagte, und die Whigoppoſition, welche anfing, ſich weniger über den Frieden zu freuen. Ward dies Miniſterium geſtürzt, ſo war Pitt der einzige mög=liche Miniſter, und mit ihm ſchien unvermeidlich der Krieg wiederzukommen, der hartnäckige Krieg ohne an=deres Ende als den Untergang einer der beiden Natio=nen. Leider hatte ein Fehler, wie ihn die Oppoſitionen in ihrer Ungeduld oft begehen, dieſem Pitt einen unerhörten Triumph verſchafft. Die Whigoppoſition, welche das Miniſterium Addington gemeinſchaftlich, ob=wohl nicht in Uebereinſtimmung mit den überſpannten Freunden Pitts, bekämpfte, hegte gegen letzteren fort=während einen unverſöhnlichen Haß. Burdett ſchlug eine Unterſuchung vor über den Zuſtand, in welchem Pitt am Ende ſeiner langen Verwaltung England ge=laſſen habe. Pitts Freunde erhoben ſich hitzig und machten den Gegenvorſchlag, den König um ein Zei=chen der Dankbarkeit der Nation zu bitten für den großen Staatsmann, welcher die Verfaſſung Englands gerettet und ſeine Macht verdoppelt habe. Sie wollten auf der Stelle abgeſtimmt haben. Da wichen die Geg=ner zurück und begehrten einen Aufſchub von einigen Tagen. Pitt ließ ihnen denſelben wegwerfend bewil=ligen. Nach Ablauf der Friſt ward die Sache wieder

vorgenommen. Pitt erſchien diesmal nicht. In ſeiner Abweſenheit ward nach einer ſehr heftigen Erörterung der Vorſchlag Burdetts mit großer Mehrheit verworfen und dagegen ein anderer angenommen, welcher den ſchönſten Ausdruck der Nationaldankbarkeit für den abgeſetzten Miniſter enthielt. In dieſen Kämpfen ward das Miniſterium Addington unſichtbar. Pitt ward um ſo größer, je größeren Haß ihm ſeine Feinde zeigten, und ſeine Rückkehr ans Ruder ward eine die Ruhe der Welt bedrohende Ausſicht. Seine Abſichten waren indeß mehr vermuthet als gekannt, denn er ſagte kein Wort, welches auf Krieg oder Frieden gedeutet werden konnte.

Die engliſchen Blätter kamen zwar nicht auf ihre ehemalige heftige Sprache zurück, waren aber weniger freundſchaftlich gegen den Erſten Conſul und begannen von neuem gegen das Umſichgreifen Frankreichs zu deklamiren. Die abſcheuliche Heftigkeit, zu welcher ſie ſich ſpäter erniedrigten, überließen ſie — mit Schmerz müſſen wir es ſagen — ausgewanderten Franzoſen, welchen der Friede alle Hoffnung raubte und welche mit Schmähungen gegen den Erſten Conſul und gegen ihr Vaterland die Wuth der Zwietracht zwiſchen zwei allzuleicht reizbaren Nationen wiederzuerwecken ſuchten. Ein gewiſſer Peltier im Dienſt der Bourbonen, der ſich mit dem Abfaſſen von Flugſchriften beſchäftigte, ſchrieb dergleichen von der ſchändlichſten Art gegen Bonaparte, deſſen Frau, Schweſter und Brüder, worin er ihnen alle möglichen Laſter ſchuld gab. Sie wurden von den Engländern mit der Geringſchätzung aufgenommen, welche eine freie, an die Zügelloſigkeit der Preſſe gewöhnte Nation gegen ſolche Auswüchſe empfindet. Aber zu

Paris brachten ſie eine ganz andere Wirkung hervor. Sie erfüllten mit bitterem Unmuth das Herz des Erſten Conſuls. Ein gemeiner Schreiber, das Werkzeug der niedrigſten Leidenſchaften, hatte die Gewalt, den Größten der Menſchen in ſeinem Ruhm zu verletzen, wie die Inſekten, welche es ſich zum Geſchäft machen, die edelſten Thiere der Schöpfung zu quälen. Glücklich die Länder, welche lange an die Freiheit gewöhnt ſind! Dort ſind die elenden Handlanger der Läſterung des Mittels zu ſchaden beraubt. Sie ſind dort ſo bekannt, ſo verachtet, daß ſie nicht mehr die Macht haben, große Seelen zu beirren.

Zu dieſen Schmähungen kamen Ränke des berüchtigten Georg Cadoudal und der Biſchöfe von Arras und von St. Pol de Léon, welche an der Spitze der weigernden Biſchöfe ſtanden. Die Polizei hatte Sendlinge derſelben ertappt, welche Flugſchriften in die Vendée brachten und dort den nicht völlig erloſchenen Haß wieder zu erwecken ſuchten. Dieſe Urſachen, ſo verächtlich ſie auch waren, brachten ein wahres Mißbehagen hervor und beſtimmten am Ende die franzöſiſche Regierung zu einem Anſinnen an das britiſche Cabinet, welches dieſem eine Verlegenheit bereitete. Der Erſte Conſul, allzu empfindlich gegen Angriffe, die mehr Verachtung als Zorn verdienten, verlangte, daß in Anwendung der Alienbill Peltier, Georg, die Biſchöfe von Arras und von St. Pol aus England vertrieben würden. Addington, deſſen Gegner bereit waren, ihm die geringſte Gefälligkeit gegen Frankreich zum Vorwurf zu machen, wies nicht gerade das Anſinnen zurück, deſſen Gewährung die engliſchen Geſetze geſtatteten, aber er ſuchte zu zögern, indem er anführte, wie nothwendig

es ſei, die in England ſehr empfindliche öffentliche Meinung zu ſchonen, welche gerade jetzt durch die Deklamation der Parteien leicht irre geleitet werden könnte. Bonaparte, gewohnt die Parteien zu verachten, begriff dieſen Grund nicht und beſchwerte ſich über die Schwäche des Miniſterium Addington in einem faſt verletzenden Ton. Dennoch hörten die Beziehungen der beiden Cabinette nicht auf, wohlwollend zu ſein. Beide bemühten ſich, den Wiederausbruch eines kaum beendigten Kriegs zu verhindern. Addington knüpfte daran ſeine Ehre und ſein Daſein. Bonaparte ſah in der Fortdauer des Friedens die Gelegenheit zu einem neuen Ruhm für ſich und zur Verwirklichung der edelſten Gedanken öffentlicher Wohlfahrt.

Spanien begann, ſich von ſeinem langen Elend zu erholen. Die Galionen waren wie ehedem die einzige Hülfsquelle ſeiner Regierung. Bedeutende Quantitäten Piaſter, welche während des Kriegs in den Generalkapitanerien von Mejico und Peru vergraben geweſen, waren nun nach Europa herübergekommen, und zwar jetzt (Auguſt 1802) ſchon im Betrag von dreihundert Millionen Franken. Wäre das Schickſal Spaniens in andern Händen geweſen als denen eines unfähigen, ſorgloſen Günſtlings, ſo hätte dies Reich ſeinem Kredit wieder aufhelfen, ſeine Seemacht wiederherſtellen und ſich in Stand ſetzen können, eine rühmlichere Rolle in den Kriegen zu ſpielen, mit welchen die Welt noch bedroht war. Aber dieſe Metallreichthümer aus Amerika wurden nicht zu ſo edlen Zwecken benutzt, ſondern von ungeſchickten Händen, in die ſie geriethen, vergeudet. Nur der kleinſte Theil davon diente um den Kredit des Papiergelds zu erhalten, der größte zur Bezahlung

der Ausgaben des Hofs. Nichts oder faſt nichts ward den Arſenalen zu Ferrol, Cadix und Carthagena verabreicht. Spanien wußte weiter nichts zu thun, als über die Verbindung mit Frankreich zu klagen und ihm den Verluſt von Trinidad Schuld zu geben, als ob es ſich an Frankreich zu halten gehabt hätte für die traurige Rolle, welche der Friedensfürſt es im Krieg wie bei den Unterhandlungen hatte ſpielen laſſen. Eine Verbindung iſt nur dann vortheilhaft, wenn man ſeinen Verbündeten eine wirkliche Kraft liefert, welche ſie ſchützen und hoch anſchlagen müſſen. Spanien war durch ſeinen augenſcheinlichen Vortheil beſtimmt worden, im Seekrieg gemeine Sache mit Frankreich zu machen; aber kaum hatte es ſich in denſelben eingelaſſen, ſo wußte es ihn nicht fortzuführen und ward faſt eben ſo hinderlich wie hülfreich für ſeine Verbündeten, denen es, ſtets unzufrieden mit ſich und mit den andern, ſich nachſchleppte. So war es allmählig aus einem Zuſtand vertrauter Freundſchaft in einen Zuſtand von Feindſchaft gegen Frankreich gerathen. Die nach Portugal geſchickte franzöſiſche Diviſion war, wie wir geſehen, ſchmählich behandelt worden, und es hatte einer donnernden Drohung des Erſten Conſuls bedurft, um den Folgen eines unſinnigen Verfahrens Einhalt zu thun. Von dieſer Zeit an waren die Beziehungen etwas beſſer geworden. Außer den größeren ſeit einem Jahrhundert gemeinſamen Intereſſen beider Mächte, gab es Intereſſen des Augenblicks, welche dem König und der Königin von Spanien ſehr nahe lagen und geeignet waren, ſie dem Erſten Conſul zu nähern — diejenigen Intereſſen, welche aus der Schöpfung des Königreichs Etrurien entſtanden waren.

Der madrider Hof beſchwerte ſich über den hohen Ton, den General Clarke, der franzöſiſche Miniſter zu Florenz, annahm. Bonaparte hatte dieſe Klagen berückſichtigt und den General Clarke angewieſen, weniger und ſanfter den zum Regieren berufenen Infanten zu rathen. Aus Rückſicht für den ſpaniſchen Hof hatte Bonaparte dem alten Herzog von Parma, Bruder der Königin Louiſe, den ungeſchmälerten Genuß ſeines Herzogthums bis zu ſeinem Tod gelaſſen. Nach ſeinem Tod fiel ſein Herzogthum an Frankreich kraft des Vertrags, welcher das Königreich Etrurien gründete. Karl IV. und ſeine Gemahlin wünſchten es glühend für ihre Kinder, deren Königreich Etrurien durch dieſen Zuwachs der zweite Staat in Italien geworden wäre. Bonaparte ſetzte den Wünſchen der ſpaniſchen Königsfamilie keine entſchiedene Weigerung entgegen; aber er verlangte Zeit, um nicht den großen Höfen durch eine neue Allmachthandlung allzugroßen Argwohn einzuflößen. Indem er das Herzogthum in Verwahrung behielt, ließ er den Kabinetten, welche die alte Dynaſtie von Piemont beſchützten, die Hoffnung einer Entſchädigung für dieſe unglückliche Dynaſtie. Ferner ließ er damit dem Papſt die Ausſicht auf eine Verbeſſerung ſeiner gegenwärtigen Lage, welche ſeit dem Verluſt der Legationen drückend war. Und endlich ließ er damit einen Augenblick die Angelegenheiten Italiens ruhen, welche ſeit mehreren Jahren ſo oft unter die Augen Europas gebracht worden waren. Obwohl aufgeſchoben, hatten doch die neuen Verhandlungen über Parma die Kabinette von Paris und Madrid ſchnell wieder einander genähert. Karl IV. war mit ſeiner Frau und mit ſeinem Hof in prächtigem Aufzug nach Barcelona gekom-

men, um zwei Vermählungen zu feiern, die des Thronerben von Spanien, ſpäteren Ferdinands VII., mit einer Prinzeſſin von Neapel und die des Thronerben von Neapel mit einer Infantin von Spanien. Bei dieſer Gelegenheit ward in der Hauptſtadt Cataloniens ein ungewöhnlicher, für die ſpaniſchen Finanzen viel zu ſtarker Luxus entfaltet. Von Barcelona aus wurden die artigſten Erklärungen mit dem Conſularhof gewechſelt. Karl IV. hatte ſich beeilt, die Doppelheirath ſeiner Kinder dem Erſten Conſul wie einem befreundeten Herrſcher zu vermelden. Bonaparte hatte ſich gleichfalls beeilt, dieſe Meldung im herzlichſten Ton zu erwidern. Stets mit ernſten Angelegenheiten beſchäftigt, wollte er dieſen Augenblick benutzen, um die wechſelſeitigen Handelsverhältniſſe beider Länder zu verbeſſern. Er hatte die Einfuhr unſerer Baumwollenzeuge nicht erlangen können, weil die Miniſter Karls IV. die aufkeimende Induſtrie Cataloniens beſchützen wollten; aber er erlangte die neue Gewährung der Vortheile, welche früherhin die meiſten unſerer Erzeugniſſe auf der Halbinſel genoſſen hatten. Beſondere Mühe gab er ſich um einen in ſeinen Augen hochwichtigen Gegenſtand, nämlich um Einführung der ſchönen Arten ſpaniſcher Schafe in Frankreich. Sieben Jahre früher hatte die Convention den glücklichen Gedanken gehabt, in den baſeler Friedensvertrag den geheimen Artikel zu ſetzen, daß Spanien ſich verpflichte, fünf Jahre lang die jährliche Ausfuhr von tauſend Merinosſchafen und hundert Merinoswiddern, von fünfzig andaluſiſchen Hengſten und hundertundfünfzig andaluſiſchen Stuten nach Frankreich zu geſtatten. In der Verwirrung unter dem Direktorium war nie ein Hammel noch ein

Pferd in Spanien gekauft worden. Jetzt hatte auf Befehl des Erſten Conſuls der Miniſter des Innern Beauftragte nach Spanien geſchickt, um auf einmal anzukaufen, was in fünf vergangenen Jahren hätte angekauft werden dürfen. Die ſpaniſche Verwaltung ſtets eiferſüchtig auf den ausſchließlichen Beſitz dieſer ſchönen Thiere, weigerte ſich hartnäckig dies zuzulaſſen, unter dem Vorgeben, in den vorhergehenden Jahren habe eine große Sterblichkeit geherrſcht. Allein da man in Spanien ſieben Millionen Merinos zählte, ſo konnten fünf- bis ſechstauſend dieſer Thiere nicht ſchwer aufzutreiben ſein. Nach lebhaftem Widerſtand gab die ſpaniſche Regierung dem Begehren des Erſten Conſuls nach, erfüllte daſſelbe jedoch nur unter Zögerungen. Die Beziehungen zwiſchen beiden Höfen waren ſonach wieder ganz freundſchaftlich geworden. Der General Beurnonville, bisher Geſandter zu Berlin, war nach Madrid verſetzt und wurde zu den Familienfeſten in Barcelona eingeladen.

Die Sicherheit der Schifffahrt im Mittelmeer war ein beſonderer Gegenſtand der Sorgfalt Bonapartes. Der Dei von Algier hatte ſich beigehen laſſen, Frankreich zu behandeln, wie er die chriſtlichen Mächte zweiten Rangs behandelte. Zwei franzöſiſche Schiffe waren angehalten und nach Algier geführt worden. Einer unſerer Offiziere war auf der Rhede von Tunis durch einen algieriſchen Offizier beläſtigt worden. Die Mannſchaft eines auf der afrikaniſchen Küſte geſtrandeten Schiffs war von den Arabern gefangen genommen worden. Die Korallenfiſcherei war geſtört. Endlich war in den Gewäſſern der hyeriſchen Inſeln ein neapolitaniſches Schiff von afrikaniſchen Corſaren weggenommen

worden. Die algieriſche Regierung, wegen dieſer Dinge zur Rede geſtellt, hatte die Keckheit, von Frankreich zum Preis für Gewährung der verlangten Genugthuung einen Tribut zu fordern wie von Spanien und von den italieniſchen Mächten. Bonaparte, darüber empört, ſchickte augenblicklich einen Palaſtbeamten, den Adjutanten Hullin mit einem Brief an den Dei nach Algier. In dieſem Brief erinnerte er den Dei, daß er die Herrſchaft der Mamelucken zerſtört habe, kündigte ihm die Abſendung eines Geſchwaders und eines Heeres an und drohte ihm, die ganze Küſte von Afrika zu erobern, wenn die feſtgehaltenen Franzoſen und Italiener und die weggenommenen Schiffe nicht auf der Stelle losgelaſſen und das förmliche Verſprechen gegeben würde, in Zukunft die Flaggen von Frankreich und Italien zu achten. „Gott,“ ſchrieb er, „hat beſtimmt, daß alle die, welche ungerecht gegen mich ſind, geſtraft werden. Ich werde eure Stadt und euren Hafen zerſtören und mich eurer Küſten bemächtigen, wenn ihr nicht Frankreich achtet, deſſen Oberhaupt ich bin, und Italien, wo ich gebiete.“ Bonaparte dachte ernſtlich an Verwirklichung ſeiner Drohung, denn er hatte bereits die Bemerkung gemacht, daß Nordafrika ſehr fruchtbar ſei und mit Vortheil durch europäiſche Hände bebaut werden könnte, anſtatt zu Raubneſtern für Piraten zu dienen. Drei Kriegsſchiffe liefen von Toulon aus, zwei wurden auf die Rhede gelegt, und fünf erhielten Befehl, aus dem atlantiſchen Meer in das Mittelmeer zu kommen. Aber alle dieſe Anſtalten waren überflüſſig. Der Dei ward bald inne, mit welcher Macht er es zu thun hatte, warf ſich dem Beſieger Egyptens zu Füßen, ließ alle gefangenen

Chriſten los, gab die genommenen neapolitaniſchen und franzöſiſchen Schiffe frei, ſprach das Todesurtheil über die Agenten, welche uns Anlaß zur Beſchwerde gegeben, und begnadigte ſie nur auf Fürbitte des franzöſiſchen Geſandten. Er ließ der Korallenfiſcherei wieder ihren Lauf und verſprach den franzöſiſchen und italieniſchen Flaggen eine gleichmäßige unbeſchränkte Achtung.

Italien war ſehr ruhig. Die neue italieniſche Republik begann ſich zu organiſiren unter der Leitung ihres erwählten Präſidenten, der mit ſeinem gewaltigen Anſehen die in neuen Republiken gewöhnlichen Unordnungen nicht aufkommen ließ. Bonaparte hatte endlich beſchloſſen, die Inſel Elba und Piemont förmlich mit Frankreich zu vereinigen. Elba, dem König von Etrurien gegen das von Neapel erhaltene Fürſtenthum Piombino abgetauſcht, war kürzlich von den Engländern geräumt und ſofort für einen Theil des franzöſiſchen Gebiets erklärt worden. Die ſeit faſt zwei Jahren thatſächliche Vereinigung Piemonts war von England während der Verhandlungen zu Amiens mit Stillſchweigen übergangen, und ſogar von Rußland nachgeſehen worden, welches ſich begnügte, für das Haus Sardinien eine Entſchädigung, möchte ſie ſein, welche ſie wollte, zu begehren. Von allen Höfen wurde dieſe Einverleibung geduldet als eine unvermeidliche Nothwendigkeit. Preußen und Oeſterreich waren bereit, ſie gutzuheißen, wofern man ihnen einen guten Antheil bei Vertheilung der geiſtlichen Fürſtenthümer zuſicherte. Sonach ſetzte die durch einen organiſchen Senatsſchluß vom 24. Fructidor des Jahres X (11. Sept. 1802) amtlich ausgeſprochene Vereinigung von Piemont mit Frankreich Niemand in Erſtaunen und galt nicht als eine Begebenheit.

Die Erledigung des Herzogthums Parma war eine Hoffnung, die allen in Italien verletzten Intereſſen gelaſſen wurde. Das ſchöne Land Piemont ward in ſechs Departements getheilt: Po, Dora, Marengo, Seſia, Stura, Tanaro. Es hatte ſiebzehn Abgeordnete in den geſetzgebenden Körper zu ſchicken. Turin wurde für eine der großen Städte der Republik erklärt. Dies war der erſte Schritt, welchen Napoleon über die ſogenannten natürlichen Gränzen Frankreichs (den Rhein, die Pyrenäen, die Alpen) machte. In den Augen der Kabinette von Europa könnte eine Vergrößerung nie ein Fehler ſein, — wenigſtens nach ihrem gewöhnlichen Verfahren zu urtheilen. Indeſſen gibt es Vergrößerungen, welche wahre Fehler ſind. Im Fortgange dieſer Geſchichte wird ſich das herausſtellen. Als Fehler muß man ſie betrachten, wenn ſie die Gränzen überſchreiten, welche ſich leicht vertheidigen läßt, und wenn ſie achtbare und widerſtrebende Nationalitäten verletzen. Aber man muß geſtehen: unter allen außerordentlichen Erwerbungen, welche Frankreich in dieſem Vierteljahrhundert gemacht hat, ließ ſich gegen die von Piemont am wenigſten ſagen. Wäre es möglich geweſen, Italien ſofort eine feſte Geſtalt zu geben, ſo würde das Klügſte geweſen ſein, es ſofort zu einer einzigen nationalen Geſammtheit zu machen. Aber ſo mächtig damals auch Bonaparte war, in dem Maaße war er noch nicht Herr von Europa, daß er ſich eine ſolche Schöpfung hätte erlauben dürfen. Er war genöthigt geweſen, den Oeſterreichern das venetianiſche Italien bis an die Etſch zu laſſen und einen andern Theil von Italien den Spaniern zu bewilligen, welche für ihre zwei Infanten die Schöpfung des Königreichs Etrurien begehrt hatten.

Aus einem religiöſen Intereſſe hatte er den Papſt, im Intereſſe des allgemeinen Friedens hatte er die Bourbonen zu Neapel beſtehen laſſen müſſen. Italien ſchließlich und vollſtändig zu organiſiren war alſo für den Augenblick unmöglich. Bonaparte vermochte weiter nichts, als ihm einen vorübergehenden Zuſtand zu verſchaffen, der beſſer war als ſein früherer und geeignet, ſeinen künftigen vorzubereiten. Indem er innerhalb Italiens eine Republik gründete, welche die Mitte des Pothals einnahm, hatte er darin einen Keim der Freiheit und Unabhängigkeit niedergelegt. Indem er Piemont nahm, verſchaffte er ſich darin eine tüchtige Baſis zur Bekämpfung der Oeſterreicher. Indem er die Spanier nach Italien brachte, gab er ſie den Oeſterreichern zu Nebenbuhlern. Indem er den Papſt in Italien ließ und an ſich zu knüpfen ſuchte, indem er darin die Bourbonen zu Neapel duldete, ſchonte er die alte Politik Europas, ohne ihr gerade die Politik Frankreichs aufzuopfern. Was er jetzt that, war mit einem Wort ein Anfang, welcher einen beſſeren endlichen Zuſtand nicht ausſchloß, ſondern vorbereitete.

Die Beziehungen zu dem römiſchen Hof wurden von Tag zu Tag freundlicher. Der Erſte Conſul hörte mit großer Gefälligkeit auf die Klagen des heiligen Vaters über die Dinge, welche ihm Kummer machten. Das ehrwürdige Kirchenoberhaupt war äußerſt empfindlich in Allem, was die Kirche betraf. Die Wegnahme der Legationen hatte die Finanzquellen des heiligen Stuhls bedeutend beſchränkt. Die Abſchaffung einer Menge von Gebühren, die er ehedem in Frankreich bezogen, hatte ihn ſehr arm gemacht, und dieſe Abſchaffung drohte ihm auch noch in Spanien. Pius VII. beſchwerte ſich bitter

darüber, nicht ſeiner Perſon wegen (denn er lebte wie ein Einſiedler) ſondern um ſeiner Geiſtlichkeit willen, welche er kaum unterhalten konnte. Und da in den Augen dieſes würdigen Hohenprieſters die geiſtlichen Dinge weit über den zeitlichen ſtanden, beklagte er ſich auch mit Sanftmuth aber mit tiefem Kummer über die viel beſprochenen organiſchen Artikel. Man wird ſich erinnern, daß Bonaparte, nachdem er in einem, Concordat genannten, Vertrag mit Rom die allgemeinen Bedingungen der Wiederherſtellung der Altäre zuſammengefaßt, Alles was die Polizei der Culte betraf, in ein Geſetz gebracht hatte. Dies Geſetz hatte er nach den Grundſätzen der alten franzöſiſchen Monarchie verfaßt. Das Verbot irgend einer Bulle oder Schrift ohne Erlaubniß der Staatsbehörde zu veröffentlichen, die Unterſagung der Ausübung ſeines Amtes für jeden Legaten des heiligen Stuhls, ſo lange nicht ſeine Vollmacht von der franzöſiſchen Regierung anerkannt wäre, die Befugniß des Staatsraths bei Appellationen wegen Mißbrauchs zu erkennen, die Unterwerfung der Organiſation der Seminarien unter ſtrenge Regeln, die Verbindlichkeit, ſich in denſelben zu der Erklärung von 1682 zu bekennen, die Einführung der Eheſcheidung in unſeren Geſetzen, das Verbot, die kirchliche Trauung vor der bürgerlichen zu ertheilen, die vollſtändige und ſchließliche Zuweiſung der Geburts-, Trauungs- und Sterberegiſter an die Gemeindebeamten, — alles das waren Gegenſtände, worüber der Papſt Vorſtellungen machte. Bonaparte hörte dieſe Vorſtellungen an, ohne ſie gelten zu laſſen; denn er betrachtete dieſe Dinge als weislich und unwiderruflich durch die organiſchen Artikel abgemacht. Der Papſt erhob ſeine Anſprüche mit

Beharrlichkeit, jedoch ohne es damit bis zu einem Bruch zu treiben. Die Kirchenſachen in der italieniſchen Republik, die Einziehung der geiſtlichen Güter in Deutſchland machten das Maß des Jammers für Se. Heiligkeit voll. Ohne die Freude, welche ihm die Wiederherſtellung der katholiſchen Religion in Frankreich verurſachte, ſagte er, würde ſein Leben nur eine lange Marter geweſen ſein. Uebrigens athmete ſeine Sprache die aufrichtigſte Zuneigung für die Perſon des Erſten Conſuls.

Bonaparte ließ mit einer ſonſt ihm gar nicht eigenen Geduld den heiligen Vater reden. An die Wegnahme der Legationen und an die Verarmung des heiligen Stuhls dachte er oft. Er hegte das unbeſtimmte Vorhaben, St. Peters Erbtheil zu vergrößern. Aber wie ſollte er es anfangen, während auf der einen Seite die italieniſche Republik, weit entfernt, die Legationen zurückgeben zu wollen, vielmehr das Herzogthum Parma verlangte, und auf der andern Seite Spanien ebenfalls dies Herzogthum begehrte, und während endlich die hohen Gönner des Hauſes Savoien den König von Sardinien mit Parma entſchädigt wiſſen wollten. Darum bot Bonaparte den Papſt einſtweilen, bis er ſeinen Länderbeſitz verbeſſern könnte, Geld an, und der Papſt würde es angenommen haben, wenn die Würde der Kirche es ihm verſtattet hätte. Da nun eine ſolche Unterſtützung nicht zuläſſig war, ſo bezahlte Bonaparte wenigſtens ſorgfältig, was die franzöſiſchen Truppen auf ihrem Marſch durch römiſches Gebiet brauchten. Kürzlich hatte er Ancona gleichzeitig mit Otranto und ganz Süditalien räumen laſſen, und er hatte von der neapolitaniſchen Regierung die Räumung von Ponte Corvo und Benevent begehrt. In den deutſchen Angelegenhei-

ten endlich zeigte er ſich geneigt einigermaßen die geiſtliche Partei zu vertheidigen, welche von der proteſtantiſchen Partei, d. h. von Preußen mit Schwächung und Vernichtung bedroht war.

Mit dieſen Bemühungen, den heiligen Stuhl zufrieden zu ſtellen, verband er Handlungen der größten Artigkeit. Er hatte alle zu Algier gefangen gehaltenen römiſchen Unterthanen in Freiheit ſetzen laſſen und dem Papſt zurückgeſchickt. Da dieſer Fürſt nicht ein einziges Schiff beſaß, um die afrikaniſchen Seeräuber von ſeinen Küſten fern zu halten, ſo wählte Bonaparte im Arſenal zu Toulon zwei ſchöne Briggs aus, läßt ſie völlig ausrüſten, prächtig ausſchmücken, gab ihnen die Namen St. Peter und St. Paul und ſchickte ſie dem Papſt zum Geſchenk. Zum Beweis noch größerer Aufmerkſamkeit ließ er eine Corvette die beiden Briggs nach Civita Vecchia begleiten und auf ihr die Bemannung derſelben nach Toulon zurückführen, um dem päpſtlichen Schatz jede Ausgabe zu erſparen. Das ehrwürdige Kirchenoberhaupt empfing die franzöſiſchen Seeleute zu Rom, zeigte ihnen die Herrlichkeiten des katholiſchen Cultus in der großen Baſilica von St. Peter und ſchickte ſie zurück mit den mäßigen Geſchenken, welche ſeine Vermögensumſtände ihn zu machen erlaubten.

Ein Wunſch des Erſten Conſuls, heftig wie alle, welche er faßte, hatte eine glücklicher Weiſe ſchnell vorübergehende Mißhelligkeit dem heiligen Stuhle veranlaßt. Er wünſchte, daß die neue franzöſiſche Kirche gleich der alten ihre Kardinäle haben möchte. Frank- hatte deren früher acht, neun, ſelbſt zehn gehabt. Bonaparte hätte gewünſcht, eben ſo viel Hüte und wo möglich ſelbſt mehr zu ſeiner Verfügung zu haben, denn

er ſah darin ein köſtliches Mittel des Einfluſſes auf die franzöſiſche Geiſtlichkeit, welche nach ſolchen hohen Würden begierig war, und ein noch wünſchenswertheres Mittel, Einfluß im heiligen Collegium zu gewinnen, welches die Päpſte erwählt und die großen Angelegenheiten der Kirche regelt. Im Jahr 1789 zählte Frankreich fünf Kardinäle: Bernis, La Rochefoucauld, Loménie, Rohan und Montmorency. Die drei erſten waren jetzt todt. Rohan hatte aufgehört Franzoſe zu ſein, denn ſein Erzbisthum war deutſch geworden. Montmorency war einer der Weigernden, welche dem heiligen Stuhl beim Begehren ihres Rücktritts widerſtanden hatten. Der ſpäterhin ernannte Kardinal Maury war Emigrant und damals als Feind betrachtet. Belgien und Savoien hatten zwei Kardinäle: Frankenberg, vordem Erzbiſchof von Mecheln, und den gelehrten Gerdil. Erſterer dachte nicht daran, wieder auf ſeinem Biſchofsſitz zu erſcheinen; Gerdil hatte ſtets zu Rom gelebt, in theologiſche Studien verſenkt, und gehörte keinem Lande an. Keiner von beiden konnte als Franzoſe betrachtet werden. Bonaparte wollte ſofort ſieben Kardinäle für Frankreich haben. Dies war viel mehr als der Papſt für den Augenblick bewilligen konnte. Allerdings waren mehrere Hüte zu vergeben; aber es ſtand auch die Kronpromotion bevor. Dieſe Kronpromotion war eine faſt zum Geſetz gewordene Gewohnheit, der zufolge der Papſt ſechs katholiſchen Mächten verſtattete, ihm je eine Perſon zur Beförderung zur Kardinalswürde zu präſentiren. Die ſechs Mächte waren Oeſterreich, Polen, die Republik Venedig, Frankreich, Spanien und Portugal. Polen und Venedig beſtanden nicht mehr. Für die übrigen waren nicht Hüte genug erledigt, wenn das Begehren

Bonapartes bewilligt wurde. Der Papſt gab dies als Grund ſeiner Weigerung an. Der Erſte Conſul glaubte in dieſer Weigerung, neben der wirklichen Schwierigkeit in Betreff der Zahl, die Scheu vor dem Anſchein allzugroßer Gefälligkeit gegen Frankreich zu ſehen, und erklärte hitzig: wenn man ihm die begehrten Hüte verweigerte, ſo wolle er gar keinen, denn er könne nicht dulden, daß die franzöſiſche Kirche, wenn ſie Kardinäle hätte, deren weniger beſäße, als die andern Kirchen der Chriſtenheit. Der Papſt, nicht geneigt, den Erſten Conſul unzufrieden zu machen, ſchlug einen Mittelweg ein und verſtand ſich zur Bewilligung von fünf Kardinälen. Da aber nicht Hüte genug da waren für dieſe außerordentliche Beförderung und für die Kronpromotion, ſo wurden die Höfe von Oeſterreich, Spanien und Portugal gebeten, mit ihren gerechten Anſprüchen bis zu nächſter Gelegenheit zurückzuſtehen. Die drei Höfe willigten gern darein. Man gefiel ſich damals darin, freiwillig Begehren zu erfüllen, welche bald nachher wie Befehle vollzogen werden mußten.

Bonaparte verſtand ſich dazu, den Kardinalshut dem Herrn von Bayanne zu geben, der ſeit längerer Zeit Auditor der Rota für Frankreich und Aelteſter dieſes Gerichts war. Ferner ſchlug er dem Papſt vor: Belloy, Erzbiſchof von Paris, ſeinen Oheim Feſch, Erzbiſchof von Lyon, Cambacérès, Erzbiſchof von Rouen, Bruder des zweiten Conſuls, und Boisgelin, den Erzbiſchof von Tours. Außerdem hätte er noch gern den Biſchof Bernier von Orleans, den Friedensſtifter in der Vendée, und Hauptunterhändler des Concordats, zum Kardinal befördert geſehen; aber er fand es mißlich, in einer ſo viel Aufſehen machenden Beförderung einen Mann mitzubegreifen,

welcher eine ſo auffallende Rolle im Bürgerkrieg geſpielt hatte. Er theilte dieſe ſeine Anſicht dem heiligen Vater mit und bat ihn, ſofort zu beſtimmen, daß der nächſte erledigte Hut dem Biſchof Bernier verliehen werden ſollte, daß aber dieſe Beſtimmung in petto behalten und an Bernier der Grund dieſes Aufſchubs geſchrieben würde. Dies geſchah. Bernier erkannte den guten Willen Bonapartes an; aber es that ihm ſehr weh, daß der Erſte Conſul ſich in Verlegenheit ſah, dieſen guten Willen öffentlich zu geſtehen. Dies war eine gerechte Strafe für Betheiligung an dem Bürgerkrieg, wiewohl ſie einen Mann traf, der für ſpäter geleiſtete Dienſte mehr als irgend einer die Nachſicht der Regierung und des Landes verdiente.

Der Papſt ſchickte einen Fürſten Doria nach Frankreich, um den neuernannten Kardinälen das Barett zu bringen. Von nun an war die franzöſiſche Kirche, mit einem ſo bedeutenden Theil des römiſchen Purpurs bekleidet, eine der meiſtbegünſtigten und glänzendſten der Chriſtenheit.

Die Kirche von Italien blieb noch in Uebereinſtimmung mit dem Papſt zu organiſiren. Bonaparte verlangte ein Concordat für die italieniſche Republik. Bei dieſer Gelegenheit aber wollte der Papſt ſich nicht überwinden laſſen. Er ſagte: Da die italieniſche Republik die Legationen in ſich begreift, ſo würde in einem Vertrag mit ihr die Anerkennung des Beſitzes dieſer Legationen liegen. — Man kam überein, daß durch eine Reihe von Breven die einzelnen Angelegenheiten geregelt werden ſollten. Die ſchließliche Conſtituirung des Maltheſerordens wollte Pius VII. ganz von den Rathſchlägen des Erſten Conſuls abhängen laſſen. Die Prio-

ren in den verſchiedenen europäiſchen Ländern waren zur Wahl eines Großmeiſters zuſammengetreten, und um dieſe Wahl leicht zu machen, hatten ſie verabredet, dieſelbe dem Papſt zu überlaſſen. Nach dem Rath Bonapartes, welcher den Orden ſobald wie möglich hergeſtellt haben wollte, wählte der Papſt einen Italiener, den Balivo Ruſpoli aus einer angeſehenen römiſchen Fürſtenfamilie. Ein Römer war dem Erſten Conſul lieber als ein Deutſcher oder ein Neapolitaner. Uebrigens war der Gewählte ein beſonnener, einſichtsvoller, der ihm beſtimmten Ehrenſtelle würdiger Mann. Aber es war nicht eben wahrſcheinlich, daß er die Wahl annehmen würde. Man ſchrieb ihm nach England, wo er in der Zurückgezogenheit lebte.

Die franzöſiſchen Truppen hatten Ancona und die Gegend von Tarent geräumt und ſich auf das Gebiet der italieniſchen Republik zurückgezogen, welches ſie beſetzt halten ſollten, bis dieſe Republik ein Heer gebildet haben würde. Sie arbeiteten an der Straße über die Alpen und an den Feſtungen Aleſſandria, Mantua, Legnago, Verona und Peschiera. Sechstauſend Mann hüteten Etrurien, bis eine ſpaniſche Heerabtheilung käme. Somit waren alle Bedingungen des Vertrags von Amiens in Bezug auf Italien von Seiten Frankreichs erfüllt.

Während unter dem wohlthätigen Einfluß des Friedens die Gemüther in den meiſten europäiſchen Ländern ſich zu beruhigen anfingen, waren ſie in der Schweiz weit davon entfernt, ein Gleiches zu thun. Das Volk in dieſen Bergen war das letzte, welches ſich noch regte und es regte ſich gewaltig. Es war, als ob die von Bonaparte aus Frankreich und Italien verſcheuchte Zwietracht ſich in die unzugänglichen Alpen geflüchtet hätte.

Unter den Namen Unitarier und Oligarchen lagen dort die Partei der Revolution und die Partei des alten Zuſtandes mit einander in Streit. Faſt gleich ſtark, brachten ſie kein Gleichgewicht, ſondern ein ſtetes widerwärtiges Schwanken hervor. Seit anderthalb Jahren war eine und die andere an die Gewalt gekommen, und jede hatte dieſelbe ohne Verſtand, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit gehandhabt. Wir müſſen in wenigen Worten den Urſprung dieſer Parteien und ihr Verhalten ſeit dem Beginn der helvetiſchen Revolution auseinanderſetzen.

Vor 1789 beſtand die Schweiz aus dreizehn Kantonen, ſechs demokratiſchen: Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Glarus, Appenzell, — und ſieben oligarchiſchen: Bern, Solothurn, Zürich, Luzern, Freiburg, Baſel, Schaffhauſen. Neuenburg war ein von Preußen abhängiges Fürſtenthum. Graubünden, Wallis und Genf waren drei beſondere, unter eignen unabhängigen Verwaltungen ſtehende Republiken im Bund mit der Eidgenoſſenſchaft. Die geographiſche Lage machte, daß Graubünden ſich mehr zu Oeſterreich, Wallis und Genf ſich mehr zu Frankreich hingezogen fanden.

Eine erſte Veränderung dieſes Zuſtandes bewirkte die franzöſiſche Republik, indem ſie als Kriegsentſchädigung das Bielerland und das Fürſtenthum Pruntrut wegnahm und daraus mit Hinzufügung eines Theils vom Bisthum Baſel*), das Departement Mont Terrible bildete, — ferner Genf, woraus ſie das Departement Léman bildete, und dafür die Schweiz durch Einverleibung von Graubünden und Wallis entſchädigte. Dabei

*) Das Fürſtenthum Pruntrut war das Bisthum Baſel.
Anm. d. Ueberſ.

behielt ſich Frankreich in Wallis eine Militärſtraße vor vom Ende des Genferſees bei Villeneuve an, das Rhonthal aufwärts, über Martinach und Sitten, bis Brieg, von wo die Simplonſtraße nach dem Lago Maggiore führt. Nach dieſen, durch Frankreich bewirkten Gebietsveränderungen kamen Veränderungen in Folge des Beſtrebens der revolutionären Partei, in der Schweiz die Gedanken von Gerechtigkeit und Gleichheit geltend zu machen nach dem Vorbild deſſen, was 1789 in Frankreich geſchehen war.

Die Revolutionspartei in der Schweiz beſtand aus Allen, welchen die oligarchiſche Wirthſchaft mißfiel. Solche Leute fanden ſich ſowohl in den demokratiſchen wie in oligarchiſchen Kantonen. In den kleinen Kantonen Schwyz, Uri und Unterwalden, wo das ganze Volk ſich jährlich einmal verſammelte, um ſeine Obrigkeiten zu wählen und deren Verwaltung in einigen Stunden zu prüfen, war dieſe allgemeine Abſtimmung, welche der unwiſſenden und beſtochenen Menge ſchmeicheln ſollte, ein bloßes Poſſenſpiel. Ein kleine Anzahl von Familien, welche mit der Zeit und durch Beſtechung herrſchend geworden waren, entſchieden unumſchränkt über Geſchäfte und Anſtellungen. In Schwyz z. B. vertheilte die Familie Reding nach Belieben die Grade in einem Schweizerregiment in ſpaniſchen Dienſten; und dies war die einzige wichtige Landesangelegenheit, denn jene Grade waren das einzige Ziel des Strebens für Alle, die nicht Hirten oder Bauern bleiben wollten. Sodann hingen von den kleinen Kantonen die italieniſchen Landvogteien ab, welche als unterworfene Länder mit der größten Willkür verwaltet wurden. Dieſe Demokratien waren alſo, was alle reine Demokratien mit der Zeit werden,

unter volksherrſchaftlichen Formen verkleidete Oligarchien. Hieraus erklärt ſich, daß auch in den demokratiſchen Kantonen manche Seelen durch den alten Zuſtand tief verletzt waren. Unterworfene Provinzen, wie die italieniſchen Aemter, fanden ſich auch bei andern Kantonen. So beherrſchte Bern mit Härte die Waadt und das Aargau. In den ariſtokratiſchen Kantonen waren die geringeren Bürger von Aemtern ausgeſchloſſen. Sobald nun im Jahre 1798 durch das Einrücken der franzöſiſchen Heere das Zeichen gegeben war, erfolgte raſch ein allgemeiner Aufſtand. In den Kantonen mit unterworfenen Provinzen empörten ſich die unterdrückten Landvogteien gegen die unterdrückenden Hauptorte, und in den herrſchenden Städten lehnte ſich die Mittelklaſſe gegen die Oligarchie auf. Man wollte aus den 13 Kantonen neunzehn gleichberechtigte und gleichmäßig verwaltete bilden, welche unter einer gemeinſamen Behörde, einheitlich, wie die franzöſiſche Regierung, ſtünden. Bei dieſem Verfahren waltete das Bedürfniß der Jedem das Seine gebenden Gerechtigkeit und beſonders das Streben, aus der den Bundesregierungen eigenen Bedeutungsloſigkeit herauszukommen. Die Hoffnung, ein wenig thätiger auf der Weltbühne zu erſcheinen, bewegte damals lebhaft die Herzen der Schweizer, die ſtolz auf ihre alte Tapferkeit und auf die dadurch ehedem in Europa erworbene Geltung, ſich bei ihrer ewigen Neutralität langweilten, in welcher ſie darauf beſchränkt waren, ihr Blut den auswärtigen Mächten zu verkaufen.

Indem man ſo die Ideen der franzöſiſchen Revolution auf die Schweiz anwandte — theils aus Nachahmungstrieb, theils in Folge gleicher Bedürfniſſe — wurden manche einzelne Kantone in mehre zerſtückelt,

und mehre getrennte Landſchaften zu einem Kantone vereinigt. Von dem Bernergebiet, welches den vierten Theil der ganzen Schweiz ausmachte, wurden Waadt und Aargau als beſondere Kantone getrennt. Von Uri wurden die italieniſchen Landvogteien abgeriſſen und aus ihnen der Kanton Teſſin gebildet. Der Kanton Appenzell ward durch Hinzufügung von St. Gallen, Toggenburg und Rheinthal vergrößert; zu Glarus wurden die Aemter Sargans, Werdenberg, Gaſter, Uznach und Rapperswyl hinzugefügt. Dieſe Erweiterungen des Gebiets von Appenzell und Glarus bezweckten die gründliche Zerſtörung der alten demokratiſchen Regierungsform in denſelben, als welche bei ſolcher Ausdehnung unmöglich war. Die neunzehn Kantone wurden abhängig gemacht von einem geſetzgebenden Körper, welcher ihnen gleichmäßige Geſetze gab, und von einer vollziehenden Gewalt, welche dieſe Geſetze für Alle und bei Allen vollzog. In der Schweiz gab es jetzt Miniſter, Präfekten und Unterpräfekten.

Die entgegengeſetzte Partei, gegen welche dieſe Gleichförmigkeit gerichtet war, wollte ihrerſeits das Bundesweſen in ſeiner größten Uebertreibung mit ſeinen wunderlichſten Unregelmäßigkeiten und vollſtändiger Trennung der verbündeten Staaten von einander. Sie wollte es, weil, begünſtigt von dieſer Unregelmäßigkeit und Trennung, jede kleine Oligarchie wieder zur Herrſchaft kommen konnte. Die Ariſtokratien von Bern, Zürich und Baſel machten einen Bund mit den Demokratien von Schwyz, Uri und Unterwalden und verſtändigten ſich aufs Beſte mit einander; denn im Grunde wollten ſie alle daſſelbe: Die Herrſchaft einiger mächtigen Familien in den kleinen Bergkantonen ſowohl wie in den

reichſten Städten. Dieſe Partei erhielt den Namen Oligarchen. Die andern, welche in der gleichförmigen Verwaltung die Gerechtigkeit und Gleichheit fanden, wurden Unitarier genannt. Seit mehrern Jahren lagen dieſe Parteien mit einander in Streit, ohne daß ſie im Stand geweſen wären, die arme Schweiz mit einiger Mäßigung und auf die Dauer zu regieren. Die Verfaſſungen waren dort eben ſo ſchnell auf einander gefolgt, wie in Frankreich, und in dieſem Augenblick war man in Bewegung eine neue zu machen.

Was die Unruhen in der Schweiz bedenklich machte, war die Neigung der Parteien, ihre Stütze im Ausland zu ſuchen, was ſtets der Fall iſt in Ländern, die zu ſchwach ſind, um ſelbſtſtändig dazuſtehen, und dabei ihrer geographiſchen Lage nach zu wichtig, um von ihren Nachbarn mit gleichgültigen Augen angeſehen zu werden. Die Oligarchiſche Partei hatte viele Verbindungen zu Wien, zu London, und ſelbſt zu Petersburg, wo ein Schweizer, der Oberſt Laharpe, den jungen Kaiſer erzogen hatte. Sie beſtürmten alle Höfe mit der Bitte, nicht zu dulden, daß Frankreich, indem es in der Schweiz das Revolutionsweſen befeſtigte, das in militäriſcher Beziehung wichtigſte Land Europas ſeinem Einfluß unterwürfe. Die Berner und mehre andere Städte hatten die Erſparniſſe in ihrem Haushalt in der Londoner Bank niedergelegt; denn zu ihrer Ehre muß man ſagen, während im übrigen Europa, beſonders in Deutſchland, die freien Städte verſchuldet waren, hatten die Städte in der Schweiz bedeutende Summen angeſammelt. Als die Franzoſen die Schweiz beſetzten, hatte die engliſche Regierung ſich unbedenklich der in ihrer Bank niedergelegten Summen bemächtigt und ſeit dem Frieden hatte

ſie dieſelben noch nicht wieder herausgegeben. Die Berner Oligarchen baten ſie dringend, wenn ſie ihnen nicht helfen wollte, doch wenigſtens die zehn Millionen zurückzubehaten, die ſie in die londoner Bank gelegt hätten. In der Wiener Bank hatten ſie zwei Millionen ſtehen.

Die revolutionäre Partei ſuchte natürlich ihre Stütze in Frankreich und fand ſie dort leicht, da fortwährend franzöſiſche Heere das helvetiſche Gebiet beſetzt hielten. Aber eine ſolche Beſetzung mußte endlich einmal aufhören. Die Schweiz mußte demnächſt geräumt werden, wie Italien geräumt worden war. Freilich war die Räumung der einen nicht ſo ausdrücklich ausbedungen wie die des andern; allein da der Lüneviller Friede die Unabhängigkeit der Schweiz feſtſetzte, ſo konnte man den Vollzug der Verträge als unvollſtändig und den Frieden als unſicher betrachten, ſo lange nicht unſere Truppen aus der Schweiz zurückgezogen waren. Darum waren die Augen der politiſchen Beobachter vorzugsweiſe auf die Schweiz gerichtet, welche unruhig war, und auf Deutſchland, wo die geiſtlichen Länder vertheilt wurden, — um zu ſehen, ob der gegenwärtige Verſuch allgemeiner Friedensſtiftung zu etwas Dauerndem führte. Bonaparte war feſt entſchloſſen, den Frieden nicht aufs Spiel zu ſetzen aus Anlaß deſſen, was in dieſen beiden Ländern vorging, es wäre denn, daß die Contrerevolution, die er auf keiner Grenze Frankreichs wollte, ſich in den Alpen feſtzuſetzen verſuchte. Es wäre ihnen leicht geweſen, zu bewirken, daß Helvetien ihn als Geſetzgeber anerkannt hätte, wie die italieniſche Republik es gethan. Aber die Conſulta zu Lyon hatte in Europa und namentlich in England eine ſolche Wirkung hervorgebracht, daß er nicht wagte, daſſelbe Schauſpiel zu wiederholen.

Er beſchränkte ſich alſo auf weiſe Vorſchläge, die angehört, aber trotz der Anweſenheit unſerer Truppen wenig befolgt wurden. Er rieth den Schweizern, auf die Chimäre einer vollkommenen Einheit zu verzichten, welche in ihrem unebenen Lande unmöglich und den kleinen Kantonen unerträglich ſei, weil dieſe weder ſchwere Abgaben bezahlen könnten, wie Bern und Baſel, noch ſich unter das Joch einer allgemeinen Regel beugen. Er rieth ihnen, für die auswärtigen Angelegenheiten eine Centralregierung zu ſchaffen, und in Betreff der inneren Angelegenheiten den örtlichen Regierungen zu überlaſſen, ſich je nach dem Boden und nach den Sitten und der Sinnesart der Bewohner zu organiſiren. Er rieth ihnen, von der franzöſiſchen Revolution anzunehmen, was ſie gutes und unſtreitig nützliches habe: die Gleichheit zwiſchen allen Bürgerklaſſen und zwiſchen allen Theilen des Gebietes. Er empfahl ihnen, unverträgliche Provinzen, wie Waadt und Bern, Uri und die italieniſchen Landvogteien geſondert zu laſſen, dagegen auf Gebietszuſammenhäufungen, wie ſie die Kantone Glarus und Appenzell entſtellten, zu verzichten; in den großen Städten ſtatt der abwechſelnden Herrſchaft der Oligarchen und des Pöbels endlich die Regierung der mittleren Bürgerklaſſe ohne ſyſtematiſche Ausſchließung irgend einer Klaſſe treten zu laſſen: kurz die Politik der Transaction zwiſchen allen Parteien nachzuahmen, welche in Frankreich die Ruhe zurückgeführt hätte. Dieſe von den einſichtsvollen Leuten verſtandenen, von den Leidenſchaften, welche ſtets die Mehrzahl bilden, mißkannten Rathſchläge blieben ohne Wirkung. Da ſie darauf hinausliefen, die Revolution ein wenig rückgängig zu machen, ſo wurden ſie von der damals unterdrückten

oligarchiſchen Faktion mit Vergnügen aufgenommen. Dieſe Faktion wiegte ſich in Täuſchungen, wie zu Paris gewiſſe Emigranten. Sie glaubten, Bonaparte, weil er gemäßigt war, wolle die alte Regierungsform wiederherſtellen.

Bedeutend verwickelt wurde dieſe Lage durch eine Gebietsfrage. Während der Revolution waren Frankreich und die Schweiz gewiſſermaßen verſchmolzen und vom Syſtem der Neutralität zu dem eines Schutz- und Trutzbündniſſes übergegangen. In dieſem Syſtem hatte man ohne Zaudern durch den Vertrag von 1798 den Franzoſen die an den Fuß des Simplon führende Militärſtraße in Wallis zugeſtanden. Bei den letzten Friedensſchlüſſen hatte Europa nicht gewagt, gegen dieſen aus einem langen Krieg hervorgegangenen Zuſtand Einſpruch zu thun. Es hatte ſich begnügt, die Unabhängigkeit der Schweiz auszubedingen. Bonaparte zog aus Gründen die Neutralität der Schweiz der Bundesgenoſſenſchaft derſelben vor und beabſichtigte, die Simplonſtraße zu benützen, helvetiſches Gebiet zu entlehnen, was ſich mit der Neutralität nicht vertrug. Deshalb wollte er Wallis für Frankreich haben. Dies war nicht viel verlangt, denn von Frankreich hatte die Schweiz das vordere unabhängige Wallis bekommen. Und Bonaparte bot als Erſatz dafür das durch den Lüneviller Frieden von Oeſterreich abgetretene Frickthal, welches die Straße nach den Waldſtätten in ſich begriff und, vom Einfluß der Aar in den Rhein bis an die Grenze des Kantons Baſel ſich erſtreckend, dieſen Kanton mit der Schweiz verband und als Grenzgebiet wichtig war. Das dem Schwarzwald gegenüber liegende Ländchen hatte, abgeſehen von ſeinem Werth an

ſich, auch noch den, daß es ſehr bequem gelegen war. Indem durch dieſen Tauſch Frankreich Wallis erhielt und für den Durchzug ſeiner Heere nicht mehr helvetiſches Gebiet in Anſpruch zu nehmen brauchte, konnte man von der Bundesgenoſſenſchaft auf die Neutralität zurückkommen. Unitarier wie Oligarchen in der Schweiz deklamirten über dieſen Gegenſtand um die Wette. Sie wollten ſchlechterdings nicht Wallis für das Frickthal hergeben. Sie verlangten Gebietsabtretungen am Jura, namentlich das Bielerland, Erguel und Stücke von Pruntrut, mithin einen Theil vom Departement Mont Terrible. Und ſelbſt unter dieſen Bedingungen hatten ſie einen Widerwillen, Wallis abzutreten. Unter angeblichen allgemeinen Intereſſen verſtecken ſich oft entſchiedene Sonderintereſſen. Die kleinen Kantone fürchteten, die Simplonſtraße möchte der Gotthardſtraße Eintrag thun und drängten auf Zurückweiſung des vorgeſchlagenen Tauſches. Bonaparte hatte einſtweilen Wallis durch drei Bataillone beſetzen laſſen. Einen entſcheidenden Schritt wollte er nicht thun vor der allgemeinen Ordnung der helvetiſchen Angelegenheiten.

Bis zur ſchließlichen Organiſation der Schweiz war eine einſtweilige Regierung eingeſetzt worden, beſtehend aus einem Vollziehungsrath und aus einem wenig zahlreichen geſetzgebenden Körper. Verſchiedene Verfaſſungsentwürfe waren aufgeſetzt und insgeheim dem Erſten Conſul vorgelegt worden. Dieſer hatte einem, welcher ihm verſtändiger ſchien als die andern, den Vorzug gegeben und ihn mit einer Art Empfehlung nach Bern zurückgeſchickt. Die proviſoriſche Regierung, aus den gemäßigſten Patrioten beſtehend, hatte dieſe Verfaſſung angenommen und ſie einer Tagſatzung zur Annahme

vorgelegt. Auf dieſer Tagſatzung hatte die überſpannte Einheitspartei 56 Stimmen unter 80. Sie erklärte die Tagſatzung für verfaſſunggebend, machte einen neuen Entwurf im Geiſt entſchiedener Einheit und erklärte zum Trotz gegen Frankreich Wallis für einen weſentlichen Theil des helvetiſchen Bundesgebietes. Die Abgeordneten der kleinen Kantone entfernten ſich mit der Erklärung, daß ſie ſich nie einer ſolchen Verfaſſung unterwerfen würden. Als die im Beſitz der Regierung befindlichen gemäßigten Patrioten dieſe Vorgänge ſahen, verſtändigten ſie ſich mit dem franzöſiſchen Geſandten Verninac und kaſſirten durch eine Verordnung die Tagſatzung, weil ſie ihre Vollmacht überſchritten und ſich zur konſtituirenden Verſammlung gemacht habe, wozu ſie nicht berufen ſei. Die proviſoriſche Regierung ſetzte nun ſelber die neue Verfaſſung vom 29. Mai 1801 in Kraft und ſchritt zur Wahl der von ihr vorgeſchriebenen Behörden: des Senats, des kleinen Raths und des Landammanns. Der Senat beſtand aus 25 Mitgliedern. Er ernannte den kleinen Rath von ſieben Männern und den Landammann. Der Senat war zugleich der Rathgeber dieſer beiden von ihm ernannten Behörden. Da die gemäßigten Patrioten die mit Caſſirung der Tagſatzung zerſprengten überſpannten Unitarier auf dem Hals hatten, ſo mußten ſie die Oligarchenpartei ſchonen. Sie wählten aus ihrer Mitte die Beſonnenſten, um neben ihnen in dem Senat Platz zu nehmen und vermiſchten ſie ſo mit Revolutionären, daß dieſen die Mehrheit blieb. Aber fünf gewählte Revolutionäre ſchlugen in ihrer Erbitterung die Wahl aus. Damit fiel die Mehrheit auf die andere Seite und das war um ſo ſchlimmer, da der Senat, wenn er einmal

gebildet war, ſich ſelber zu ergänzen hatte. Und er ergänzte ſich im Sinn der Oligarchen. Bei der Ernennung des Landammanns erhielt Reding das Haupt der Oligarchen über Dolder, das Haupt der gemäßigten Revolutionäre, eine Stimme Mehrheit. Dolder war ein verſtändiger, fähiger Mann, aber von geringer Thatkraft. Reding war Offizier geweſen, und beſaß wenig Einſicht, aber viel Willenskraft. Er hatte bei auswärtigen Mächten gedient und hatte 1798 mit Geſchick den Gebirgskrieg gegen die Franzoſen geführt. Er war das Haupt der bevorzugten Familie in Schwyz, welche alle Offizierſtellen im Regiment Reding vergab. Dieſem Clanhäuptling hatten die Oligarchen der ganzen Schweiz ihr Zutrauen geſchenkt. Bei all ſeiner Rauheit ermangelte er nicht einer gewiſſen Feinheit. Er fühlte ſich durch ſeine neue Würde geſchmeichelt und wollte ſie behaupten. Er wußte, daß er es gegen den Willen Frankreichs nicht lange konnte. Uebereinſtimmend mit den Seinen beſchloß er, raſch nach Paris zu reiſen und zu verſuchen, den Erſten Conſul zu überreden, die Oligarchenpartei ſei die Partei der ordentlichen Leute, man müſſe ſie am Ruder dulden, ſie thun laſſen, was ſie wollten, und würde dafür eine den Franzoſen ergebene Schweiz haben. Bonaparte empfing Reding mit Rückſicht und hörte ihn mit einiger Aufmerkſamkeit an. Reding ſuchte ſich als einen Mann ohne Vorurtheil zu zeigen, der mehr Soldat als Oligarch ſei. Er ſchien es ſchmeichelhaft zu finden, in die Nähe des erſten Feldherrn der Neuzeit zu kommen, und gleich ihm ſchien er geneigt, ſich über Parteileidenſchaften wegzuſetzen. Er bot ein Abkommen an, das ſich annehmen ließ, unter dem Vorbehalt, zuzuſehen, ob

das Verhalten den Verſprechungen gleich käme. Dieſer Vereinbarung zufolge ſollte der Senat bis auf dreißig Mitglieder vermehrt und die fünf neuen Mitglieder bloß aus den Patrioten gewählt werden. Ferner ſollte aus ihnen ein zweiter Landammann gewählt werden, der in Ausübung der Gewalt mit dem erſten abwechſelte. Kantonalkommiſſionen, zur Hälfte vom Senat, zur andern Hälfte von den betreffenden Kantonen ernannt, ſollten jedem Kanton die für ihn paſſende Verfaſſung geben. Aargau und Waadt ſollten von Bern getrennt bleiben; dagegen ſollten die Anhäufungen, welche mehrere kleine Kantone entſtellt hatten, aufgehoben werd n. Unter dieſen Vorbehalten verſprach Bonaparte, die Schweiz anzuerkennen, ſie wieder in den Zuſtand ewiger Neutralität zu ſetzen und die franzöſiſchen Truppen aus ihr zurückzuziehen. Um ihm die verlangte Militärſtraße zu ſichern, zerſtückelte man Wallis und trat ihm das linke Rhonufer ab, wogegen Frankreich der Schweiz das Frickthal und ein Ländchen am Jura überließ. Reding reiſte zurück voll Hoffnung und in dem Glauben, die Gunſt des Erſten Conſuls erlangt zu haben und fortan in der Schweiz machen zu können, was er wollte.

Kaum aber war dieſer Häuptling der Oligarchen zu Bern angelangt, ſo wurde er, von den Seinen fortgeriſſen, Alles, was er unter ſolchem Einfluß und mit ſo wenig feſten Begriffen von Regierung ſein konnte und mußte. Der Senat wurde um fünf aus der Patriotenpartei genommene Mitglieder vermehrt, und zum Kollegen erhielt Reding nicht Dolder ſondern Rengger, einen bedeutenden Mann unter den gemäßigten Revolutionären. Mit den neuen Wahlen erhielt die Revolutionspartei die Mehrheit in dem kleinen Rath, welcher

die ausübende Gewalt hatte; aber im Senat blieben die Oligarchen oben an. Reding, als Landammann, für das erſte Jahr, bildete die Behörden im Intereſſe ſeiner Partei. Er ſchickte nach Wien und an die andern Höfe der Contrerevolution ergebene Agenten mit Weiſungen, die gegen Frankreich feindſelig waren und den Franzoſen bald bekannt wurden. Er begehrte, daß bei ihm Repräſentanten aller Mächte beglaubigt würden, um ihn gegen den Einfluß des franzöſiſchen Geſchäftsträgers Verninac zu unterſtützen. Der einzige Agent im Ausland, an deſſen Stelle er nicht einen andern zu ſetzen wagte, war Stapfer, Geſandter zu Paris, ein achtbarer, ſeinem Vaterland ergebener Mann, welcher das Vertrauen der franzöſiſchen Regierung erworben hatte und darum ſchwer abzurufen war. Reding hatte verſprochen, Waadt und Aargau unabhängig zu laſſen, und doch liefen allerwärts Bittſchriften ein zur Erlangung der Wiedervereinigung dieſer Länder mit Bern. Trotz dem Verſprechen der Freiheit für die italieniſchen Landvogteien verlangte Uri laut und drohend die Rückgabe des Livinenthals. Die mit Abfaſſung der Kantonsverfaſſungen beauftragten Kantonal-Kommiſſionen waren, mit Ausnahme einiger wenigen, in einem der neuen Ordnung der Dinge feindſeligen und der Wiederherſtellung der alten günſtigen Geiſt zuſammengeſetzt. Von Wallis und von der Frankreich verſprochenen Straße war keine Rede mehr. Die Waadtländer, welche die Contrerevolution vor der Thür ſahen, hatten ſich empört und wollten lieber mit Frankreich vereinigt ſein als ſich der Regierung Redings unterwerfen.

So war die arme Schweiz, Jahres zuvor den Tollheiten der unbedingten Unitarier preis gegeben, jetzt

den kontrerevolutionären Verſuchen der Oligarchen anheimgefallen. Bonaparte faßte ſeinen Entſchluß in Bezug auf Wallis. Er löſte es vom Bunde ab und gab ihm ſeine alte Unabhängigkeit wieder. Dies war offenbar die beſte Löſung. Denn mit Zertheilung dieſes Thals und Zuweiſung des einen Ufers an Frankreich, des andern an die Schweiz, that man etwas naturwidriges. Ließ man es ganz der Schweiz und richtete darin eine franzöſiſche Militärſtraße ein mit den dazu gehörigen Anſtalten, ſo machte man die helvetiſche Neutralität unmöglich. Als Reding dieſen Entſchluß erfuhr, ſchlug er Lärm, behauptete, Bonaparte ſei ſeinen Verſprechungen untreu geworden (was falſch war) und ſchlug dem kleinen Rath ein ſo heftiges Schreiben vor, daß dieſer erſchrocken zurückbebte. Die Lage der Regierung zwiſchen den Oligarchen, die an Wiederherſtellung des alten Weſens arbeiteten, und den empörten Revolutionären in der Waadt, die mit Frankreich vereinigt ſein wollten, war nicht haltbar. Dolder und ſeine Freunde hatten im kleinen Rath 6 Stimmen gegen 3. Sie benutzten die Abweſenheit Redings, der ſich auf einige Tage in die kleinen Kantone begeben hatte, kaſſirten Alles von ihm Gethane, löſten die Kantonalkommiſſionen auf und beriefen nach Bern 47 Notabeln aus den achtbarſten und gemäßigtſten Männern aller Meinungen. Ihnen ſollte die von Frankreich empfohlene Verfaſſung vom 29. Mai vorgelegt werden, damit an ihr die nothwendig befundenen Veränderungen angebracht und dann ihr gemäß die öffentlichen Behörden organiſirt würden.

Um den Oligarchen die Stütze zu nehmen, welche ſie im Senat hatten, wurde dieſe Körperſchaft ſuspen-

dirt. Auf dieſe Kunde eilte Reding herbei und proteſtirte gegen die gefaßten Beſchlüſſe. Aber da ihn der Senat nicht unterſtützen konnte, entfernte er ſich wieder mit der Erklärung, daß er auf ſeine Eigenſchäft als erſter Beamter nicht verzichte, und ſuchte die kleinen Kantone zum Aufſtand zu bringen. Man betrachtete ihn als abgedankt und ſetzte an ſeine Stelle Rüttemann. So befand ſich die Schweiz, erſt den Händen der entſchiedenen Unitarier, dann der Oligarchen entriſſen, durch eine Reihe kleiner Staatsſtreiche wieder in den Händen der gemäßigten Revolutionäre. Leider hatten dieſe nicht wie die franzöſiſchen Gemäßigten, als ſie den 18. Brumaire machten, an ihrer Spitze ein gewaltiges Oberhaupt, um der Weisheit die Unterſtützung der Kraft zu geben. Aufgeklärt jedoch durch die Begebenheiten waren die Anhänger der Revolution von allen Schattirungen geneigt, ſich zu verſtändigen und ſich die Verfaſſung vom 29. Mai mit gewiſſen Veränderungen gefallen zu laſſen. Da aber Reding die kleinen Kantone in Aufſtand zu bringen ſuchte, ſo war es faſt unvermeidlich, ſeine Zuflucht zu einem mächtigen Arm außerhalb der Schweiz zu nehmen, da man einen ſolchen in der Schweiz nicht fand. So augenſcheinlich aber auch dieſe Nothwendigkeit war, ſo wagte doch Niemand, ſie zu geſtehen. Die Oligarchen, welche in der Dazwiſchenkunft Frankreichs ihr Verderben ſahen, machten den Revolutionären ein Verbrechen daraus, daß ſie dieſe Dazwiſchenkunft wollten. Dieſe, um ihren Gegnern nicht Grund zu ſolcher Anklage zu liefern, erklärten ſich laut dagegen. Bonaparte ſelber wollte Europa Unruhen erſparen und beſchloß, wofern nicht ganz außerordentliche Begebenheiten einträten, die fran=

zöſiſchen Truppen nicht in den ſchweizer Wirren ins Spiel zu bringen. Obwohl alſo dreißigtauſend Franzoſen zwiſchen den Alpen vertheilt waren, hatten doch unſere Generale nie dem Aufgebot der einen oder der andern Partei Folge geleiſtet. Unſere Soldaten waren mit dem Gewehr im Arm Zeugen dieſer Unordnungen. Ihre Unbeweglichkeit wurde ſogar ein Grund zum Vorwurf. Die Patrioten ſagten mit einem Schein Rechtens: da in Europa allgemeiner Friede herrſche, und das franzöſiſche Heer ſie nicht wider die Oeſterreicher zu ſchützen brauche, wider Empörungen aber nicht ſchützen wolle, ſo hätten ſie von ſeiner Anweſenheit nichts anders, als die Mühe, es zu füttern und die Unannehmlichkeit der Beſetzung von Fremden. Der Rückzug unſerer Truppen ward bald eine Art Befriedigung des Vaterlandsſinnes, welchen die Gemäßigten allen Parteien ſchuldig zu ſein glaubten. Sie verlangten denſelben von Bonaparte, während Reding das Feuer des Aufſtands in den Bergen von Schwyz, Uri und Unterwalden anfachte. Die Gewährung dieſer Befriedigung ſchien um ſo nothwendiger, da die feſtbeſchloſſene Trennung von Wallis ein Herzeleid für die ſchweizer Patrioten war. Bonaparte verſtand ſich zur Räumung, entſchloſſen, der gemäßigten Partei die vollſtändigſte moraliſche Unterſtützung zu gewähren; im Grund aber ſah er mit großer Beſorgniß auf die zu machende Erfahrung. Sofort wurden die Räumungsbefehle abgefertigt. Zur Verfügung der neuen Regierung blieben 3000 Mann Schweizertruppen. Außerdem ließ man helvetiſche Halbbrigaden in franzöſiſchen Dienſten ganz nahe an der Gränze, und damit hoffte man die Sache abgethan zu haben, ohne weiter unſere Truppen zu

Hülfe zu nehmen. Eine augenblickliche Ruhe folgte der Aufregung. Die mit einigen Veränderungen gutgeheißene Verfaſſung vom 29. Mai ward überall angenommen; nur die kleinen Kantone weigerten ſich, dieſelbe bei ſich in Kraft treten zu laſſen. Indeß ſchienen ſie ſich wenigſtens für den Augenblick ruhig verhalten zu wollen.

Die Trennung von Wallis ging ohne Schwierigkeit von Statten. Dies Land ward von Neuem ein unabhängiger Staat unter dem Schutz der franzöſiſchen und der italieniſchen Republik. Als einziges Zeichen der Schutzherrſchaft behielt ſich Frankreich darin eine Militärſtraße vor, die es auf eigne Koſten unterhalten und mit Magazinen und Kaſernen zu verſehen hatte. Die Straße ward für völlig wegzollfrei erklärt — eine große Wohlthat für das Land. Mit Oeffnung des Simplon und mit dem Bau der großen Straße, die jetzt über denſelben führt, machte Frankreich dem Wallis ein herrliches Geſchenk, welches gewiß den verlangten Preis werth war.

Die ſchweizer Angelegenheiten blieben alſo in der Schwebe. Die Oligarchen, anfangs froh über den Rückzug der franzöſiſchen Truppen, geriethen bald darüber in Unruhe. Sie fürchteten mit unbequemen Herren zugleich nützliche Beſchützer verloren zu haben für den wahrſcheinlichen Fall neuer revolutionärer Zuckungen. Freilich dachten nur die Verſtändigſten unter ihnen ſo. Die andern ſchmeichelten ſich, nochmals die Herrſchaft der gemäßigten Patrioten ſtürzen zu können und wünſchten glühend, daß die Räumung für immer ſtattgefunden haben möchte. Sie ließen durch ihre geheimen Agenten die verſchiedenen Höfe bitten, nicht mehr zu

geſtatten, daß die franzöſiſchen Truppen in die Schweiz zurückkehrten. Die Fortdauer ihrer Anweſenheit, ſagten ſie, hätte man als eine nothwendige Folge des Kriegs betrachten können; aber ihre etwaige Rückkehr müſſe man anſehen als die Verletzung eines von ganz Europa verbürgten unabhängigen Gebiets.

Bonaparte kannte ihre Umtriebe, denn die Korreſpondenzen Redings waren entdeckt und nach Paris geſchickt. Aber ſo viel man ſah, fochten ſie ihn wenig an. Er ſprach offen und zwanglos darüber, wie er bei jeder Gelegenheit zu thun pflegte. Er ſagte, er wolle die Schweiz nicht; er ziehe den allgemeinen Frieden der Eroberung eines ſolchen Landes vor, aber er würde in demſelben keine Frankreich feindſelige Regierung dulden, und in dieſem Punkte ſeien ſeine Entſchlüſſe unwiderruflich.

In England brachten die Bitten der Oligarchen einige Wirkung hervor, nicht auf das Kabinet, wohl aber auf die Partei von Granville und Wyndham, welche in allen Stücken neue Beſchwerden gegen Frankreich ſuchte. In Oeſterreich und Preußen war man viel zu ſehr mit Ordnung der deutſchen Gebietsangelegenheiten beſchäftigt, als daß man ſich in die helvetiſchen Angelegenheiten hätte miſchen können. Man bedurfte zu ſehr der Gunſt Bonapartes, als daß man ſich hätte einfallen laſſen ſollen, etwas ihm mißfälliges zu thun. Cobenzl zu Wien trieb die Sorgfalt ſo weit, daß er unſerm Geſandten Champagny Alles zeigte, was ihm die Partei Redings ſchrieb, und ſeine entmuthigenden Antworten auf die dringenden Geſuche dieſer Partei. Rußland, völlig klar über die Abſichten des Erſten Conſuls, begriff, daß die ſchweizer Wirren für ihn vielmehr

eine Verlegenheit waren, deren er gerne los geweſen wäre, als eine künſtlich vorbereitete Gelegenheit, ſich einen weiteren Einfluß oder ein weiteres Gebiet zu verſchaffen.

So bedenklich auch die ſchweizer Angelegenheiten an ſich waren und ſo bedenklich ſie insbeſondere werden konnten, wenn unſere Truppen auf helvetiſchen Boden zurückgeführt wurden, ſo konnten ſie doch für den Augenblick nicht die Aufmerkſamkeit der Mächte von den deutſchen Angelegenheiten abwenden. Wir haben früher geſehen, wie die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich eine Menge Fürſten ohne Land gelaſſen hatte, und wie man zu Lüneville übereingekommen war, ſie durch Einziehung der geiſtlichen Fürſtenthümer, mit welchen das alte Deutſchland bedeckt war, zu entſchädigen. Dies war der nothwendige Anlaß zu einer allgemeinen Umgeſtaltung des deutſchen Gebiets. Eine ſolche Frage ließ den meiſten nordiſchen Höfen keine Aufmerkſamkeit für andere Fragen.

Oeſterreich, durch einen langen Kampf erſchöpft, ſuchte ſeine verfallenen Finanzen wieder in Ordnung zu bringen und den Kredit ſeines Papiergeldes wieder zu heben. Der Erzherzog Karl hatte all den Einfluß gewonnen, den Thugut verloren hatte. Dieſer Fürſt, welcher den Krieg gut geführt hatte, war entſchieden für den Frieden. Er hatte erlebt, wie der Ruhm, den er am Rhein im Kampf mit Jourdan und Moreau gewonnen, im Nu verſchwunden war, als er am Tagliamento dem General Bonaparte gegenüber ſtand, und er war nicht geneigt, ſich neuerdings gegen dieſen furchtbaren Gegner zu verſuchen. Und noch höhere Beweggründe wirkten auf ſeine politiſche Stimmung.

Er ſah ſein Haus zu Grund gerichtet durch lange blutige Kriege, an welchen die Leidenſchaft mehr Antheil gehabt hatte, als die Vernunft. Er dachte, Oeſterreich dürfe ſich, obwohl geſchlagen, glücklich ſchätzen, einen Erſatz für den Verluſt der Niederlande und Mailands zu finden in dem Erwerb des Gebiets von Venedig, welches ihm in einem dritten Krieg ohne Erſatz verloren gehen könnte. Der Miniſter gewordene Erzherzog bemühte ſich, ein Heer zu bilden, welches beſſer organiſirt wäre und weniger koſtete, als die, welche man ſeit zehn Jahren vergebens den franzöſiſchen Truppen entgegengeſtellt hatte. Der Kaiſer, ein beſonnener Mann von mehr geſundem als glänzendem Verſtand, theilte die Anſichten des Erzherzogs und dachte nur daran, den möglich größten Vortheil bei der Entſchädigungsangelegenheit zu ziehen. Er hoffte, in ihr eine günſtige Konjunktur zu finden zur Gewinnung von Erſatz für die neuerlichen Unfälle ſeines Hauſes.

Preußen, welches ſich 1795 von der Coalition getrennt hatte, um zu Baſel mit der franzöſiſchen Republik Frieden zu ſchließen, und welches ſeitdem einerſeits durch die Neutralität ſeine Finanzen wieder in Stand geſetzt, andererſeits nach dem letzten polniſchen Aufſtand neue Provinzen gewonnen hatte, Preußen ſuchte jetzt bei der Theilung der Güter der deutſchen Kirche eine Gelegenheit zur Vergrößerung in Deutſchland, wo ihm der Zuwachs am liebſten war. Es hatte einen ſehr jungen, ſehr beſonnenen König, der großen Werth darauf ſetzte, für einen ehrlichen Mann zu gelten, und der es auch war, der aber Gebietserwerbungen gar ſehr liebte, vorausgeſetzt, daß er ſie nicht durch einen Krieg erkaufen mußte. Dabei beſaß man in Preußen

ein eignes Mittel, alles auf eine ehrenvolle Weiſe zu erklären. Zweideutige Handlungen, Schritte, deren Ehrlichkeit man beſtreiten konnte, wurden dem Hrn. von Haugwitz zugeſchrieben, und dieſer gab ſich gern zum Sündenbock für den Ruf ſeines Königs her. Der preußiſche Hof, einſichtsvoll und ziemlich vorurtheilsfrei, hatte ſich leidlich mit der Konvention und dem Direktorium und ſehr gut mit dem Erſten Conſul vertragen. Beim Emporkommen des letzteren hatte es einen Augenblick den Willen gezeigt, zwiſchen die kriegführenden Mächte zu treten und ſie zum Frieden zu zwingen. Nachdem Bonaparte für ſich allein den Frieden erzwungen, machte es wenigſtens ſeine guten Abſichten geltend. Es that ſtets freundlich mit dem Erſten Conſul und gab ihm Ausſicht auf ein Schutz- und Trutzbündniß, wofern man es bei der Vertheilung des Nachlaſſes der deutſchen Kirche begünſtigte.

Rußland, welches bei der Gebietsfrage in Deutſchland unbetheiligt war, fand ſich durch den Lüneviller Frieden weder berufen noch befugt, ſich hineinzumiſchen. Aber es wollte gern eine Rolle dabei ſpielen. Zum Schiedsrichter angenommen zu werden, würde der Eitelkeit des jungen Kaiſers, die unter ſcheinbarer Beſcheidenheit und Geradheit hervorzublicken begann, geſchmeichelt haben. Anfangs war Alexander den Grafen Pahlen und Panin, welche ihn durch eine ſcheußliche Kataſtrophe auf den Thron gebracht hatten, unterworfen geweſen. Sein Stolz und ſein Ehrgefühl empörten ſich gegen ein ſolches Joch. Nur mit Widerwillen ſah er an ſeiner Seite Menſchen, welche ihm gräuliche Erinnerungen zurückriefen. Er fühlte ſich gedemüthigt neben Miniſtern, die ihn als Minderjährigen behan-

delten. Bereits haben wir geſagt, daß er, umgeben von ſeinen Jugendgeſpielen Stroganow, Nowoſilzow und Czartoryski und von einem Freund reiferen Alters, Kotſchubej, ungeduldig war, ſich mit ihnen der Reichsgeſchäfte zu bemächtigen. Eine durch das gebieteriſche Weſen Pahlens herbeigeführte Gelegenheit hatte er benutzt, um dieſen nach Kurland zurückzuſchicken. Daſſelbe hatte er mit Panin gethan. Er hatte Kotſchubej ins Kabinet gebracht und zum Vizekanzler ernannte er den Fürſten Kurakin, einen Mann, der ſchon lange bei der Regierung geweſen war, mit welchem ſich gut auskommen ließ und der, den Glanz der Macht liebend, gefällig ſeinen in Europa bekannten Namen den fünf jungen Leuten lieh, welche insgeheim das Reich zu beherrſchen anfingen. In dieſer wunderlichen Geſellſchaft eines vierundzwanzigjährigen Zaren und einiger ruſſiſchen und polniſchen Herren von demſelben Alter hatte man ſich, wie früher bemerkt, ſonderbare Vorſtellungen von allen Dingen gemacht. Paul und ſelbſt Katharina wurden darin als barbariſche Herrſcher ohne Einſicht betrachtet. Die Theilung Polens wurde für einen Frevel angeſehen, der Krieg gegen die franzöſiſche Revolution als das Ergebniß blinder Vorurtheile. Rußland ſollte in Zukunft einen andern Beruf haben: die Schwachen zu beſchützen, die Starken im Zaum zu halten, Frankreich und England zu nöthigen, in den Grenzen der Gerechtigkeit zu bleiben und in ihrem Kampf die Intereſſen der Nationen zu achten. Das würden heilſame Strebungen, edle Gedanken geweſen ſein, wenn ſie ernſt geweſen wären, wenn ſie nicht den ſchwachen liberalen Neigungen des in Voltaires Schule erzogenen franzöſiſchen Adels geglichen hätten, welcher

von Menſchlichkeit und Freiheit ſprach, bis die franzöſiſche Revolution von ihm verlangte, ſein Thun mit ſeinen Theorien in Einklang zu bringen, wo dann die philoſophiſchen großen Herren die Emigranten von Coblenz wurden. Indeß wie es in Frankreich eine Minderheit des Adels gab, welche bis ans Ende ihren erſten Gefühlen treu blieb, ſo zeichneten ſich unter dieſen jungen Regierern Rußlands zwei durch feſtere Anſichten und einen ernſteren Sinn aus, nämlich Stroganow und der Fürſt Adam Czartoryski. Stroganow ließ an eine tüchtige aufrichtige Geſinnung glauben. Czartoryski war bei ſeinen fünfundzwanzig Jahren fleißig, unterrichtet, ernſt, hatte auf Alexander einen gewiſſen Einfluß gewonnen und war voll von den angeerbten Gefühlen ſeiner Familie, voll von dem Wunſch, Polen wieder zu erheben. Wir werden bald ſehen, daß er auf dies Ziel die Plane der ruſſiſchen Politik zu lenken ſuchte. Dieſe jungen Leute mußten bei ihren Neigungen ſich verſucht fühlen, in Deutſchland die ihnen ſo werthe billige Vertheilung anzubefehlen. Oeſterreich hatte geſchickt ihre Stimmung erſpäht und war bedacht, dieſelbe zu benutzen. Da es deutlich die Vorliebe Bonapartes für Preußen wahrnahm, wandte es ſich an Alexander, ſchmeichelte ihm und bot ihm die Rolle des Schiedrichters in den deutſchen Angelegenheiten an. Dem Zaren fehlte es nicht an Ehrgeiz, eine ſolche Rolle zu übernehmen, aber es war nicht leicht, ſich derſelben zu bemächtigen dem Erſten Conſul gegenüber, den ein förmlicher Vertrag berechtigte und verpflichtete, ſich in die deutſche Entſchädigungsfrage zu miſchen, und der nicht der Mann dazu war, Andere thun zu laſſen, was ihm zukam. Darum zeigte Alexander, obwohl begierig, auf

der Weltbühne zu figuriren, eine in ſeinem Alter und beſonders bei ſeinem Ehrgeiz verdienſtliche Zurückhaltung.

Wir müſſen nun auf die verwickelte deutſche Entſchädigungsangelegenheit eingehen. Sie war nach dem Frieden zu Campo Formio zuerſt auf dem Congreß zu Raſtatt in Angriff genommen, dann in Folge des Mordanfalls auf unſere Bevollmächtigten und in Folge der zweiten Coalition liegen gelaſſen, ſeit dem Frieden von Lüneville wieder aufgenommen und noch nicht zu Ende gebracht worden. Es war eine für Europa wichtige Frage, die man vor ſich her ſchob, ohne zu wiſſen, wie ſie zu löſen ſei. Nur durch den feſten Willen Bonapartes konnte ſie gelöſt werden, denn Deutſchland für ſich vermochte es nicht.

Durch die Verträge von Campo Formio und von Lüneville war das linke Rheinufer unſer Eigenthum geworden von dem Punkt an, wo der ſchöne Fluß zwiſchen Baſel und Hüningen aus dem Schweizergebiet heraustritt, bis zu dem, wo er in das holländiſche Gebiet zwiſchen Emmerich und Nymwegen tritt. Aber durch die Abtretung dieſes Ufers an Frankreich hatten deutſche Fürſten jedes Ranges und Standes, erbliche wie geiſtliche, bedeutende Verluſte an Gebiet und Einkünften erlitten. Bayern hatte die Herzogthümer Zweibrücken und Jülich und die Rheinpfalz verloren; Würtemberg und Baden das Fürſtenthum Mümpelgard und andere Güter. Den drei geiſtlichen Kurfürſten zu Mainz, Köln und Trier war faſt nichts geblieben; die Biſchöfe von Lüttich und von Baſel hatten Alles verloren, beide Heſſen verſchiedene Herrſchaften. Preußen hatte am Niederrhein auf das Herzogthum Geldern, auf das Fürſtenthum Mörs und auf einen Theil des Herzogthums Cleve verzichten

müſſen. Endlich hatten eine Menge von Fürſten zweiten und dritten Ranges ihre Fürſtenthümer und Reichslehen verſchwinden ſehen. Außerdem waren in Italien zwei Erzherzöge genöthigt worden, auf Toscana und auf Modena zu verzichten. In Holland hatte das mit Preußen verſchwägerte Haus Oranien die Erbſtatthalterſchaft und bedeutende Privatgüter verloren.

Nach den Regeln ſtrenger Gerechtigkeit hätten nur deutſche Fürſten in Deutſchland entſchädigt werden ſollen. Oheimen oder Brüdern des Kaiſers, welche ſchon längſt die Eigenſchaft von italieniſchen Fürſten hatten, ſtand kein anderer Anſpruch auf Erwerbungen in Deutſchland zu, als ihre Verwandtſchaft mit dem Kaiſer. Und gerade der Kaiſer hatte das arme Deutſchland zu dem Krieg gedrängt, welchem es ſo große Einbuße an Land zuzuſchreiben hatte, und eben dieſer Kaiſer nöthigte Deutſchland, ſeine Verwandten zu entſchädigen, die gleichfalls von ihm zur Theilnahme an dieſem thörichten und ſchlecht geführten Krieg gezwungen worden waren! Daſſelbe ließ ſich vom Erbſtatthalter ſagen. Hatte dieſer Fürſt ſeine Länder verloren, ſo war nicht Deutſchland verbunden für die Fehler zu büßen, welche man ihn hatte begehen laſſen. Aber der Erbſtatthalter war der Schwager des Königs von Preußen, und dieſer, welcher für ſeine Familie nicht weniger thun wollte als der Kaiſer für die ſeinige, verlangte für das Haus Oranien-Naſſau Entſchädigung in Deutſchland. Mithin waren außer den deutſchen Reichsfürſten auch noch die ihrer Länder in Italien verluſtigen Erzherzoge und die um die Erbſtatthalterſchaft gekommenen Oranien zu entſchädigen. Von Frankreich war beim Abſchluß der Verträge zu Campo Formio und zu Lüneville begehrt worden, daß

es die Ertheilung eines Beſitzes in Deutſchland an die Erzherzoge gutheiße. Auf dem Congreß zu Baſel hatte Preußen und auf dem zu Amiens hatte England Entſchädigung für den Erbſtatthalter begehrt ohne zu ſagen wo, aber mit der unverhehlten Abſicht, dieſe Entſchädigung in Deutſchland zu ſuchen. Frankreich hatte die Entſchädigungen nur aus dem Geſichtspunkt des allgemeinen Gleichgewichts zu betrachten. Ihm konnte es einerlei ſein, ob zu Fuld ein Biſchof oder ein Fürſt von Naſſau ſaß, ob zu Salzburg ein Erzbiſchof oder ein Erzherzog gebot. Es mußte jene Begehren bewilligen.

Indem der Reichstag den Frieden von Lüneville genehmigte, ließ er ſich mit Bedauern aber ausdrücklich die Laſt gefallen, welche der Kaiſer dem Reich auflegte. Die Verträge von Baſel und von Amiens gingen das Reich nichts an; aber England mit ſeinem auf den Beſitz von Hannover gegründeten Einfluß und Preußen mit ſeiner gewichtigen Stimme auf dem Reichstag hatten, zumal da ſie des Beiſtands von Frankreich verſichert waren, keine Zurückweiſung ihrer Entſchädigungsforderung für den Erbſtatthalter zu befürchten. Es war alſo faſt einmüthig zugeſtanden, daß der Erbſtatthalter und die zwei italieniſchen Erzherzoge ihren Antheil von den ſeculariſirten Bisthümern erhalten ſollten. Zur Entſchädigung dieſer deutſchen, italieniſchen und holländiſchen Fürſten fehlte es nicht an ſchönen Landgebieten in Deutſchland. Es gab viele und anſehnliche unter geiſtlicher Hoheit ſtehende Länder, welche ſeculariſirt für alle Opfer des Kriegs volkreiche und einträgliche Staaten bilden konnten.

Es möchte ſchwer ſein, von allen ſeculariſirbaren deutſchen Fürſtenthümern den genauen Werth an Gebiet,

Bewohnern und Einkünſten anzugeben. Der weſtphäliſche Friede hatte ſchon viele ſeculariſirt und dennoch machten die, welche noch vorhanden waren, etwa ein Sechstel des eigentlichen Deutſchlands aus an Flächengehalt und an Bevölkerung. Der Ertrag derſelben wäre nach den damaligen unvollſtändigen und beſtrittenen Angaben auf 13—14 Millionen Gulden zu ſchätzen geweſen, d. h. nicht das Geſammteinkommen, ſondern derjenige reine Ertrag, welcher nach Abzug der Erhebungs- und Verwaltungskoſten ſo wie der vielen kirchlichen Pfründen (Abteien, Canonicate u. ſ. w.) übrig blieb und den neuen Beſitzern zufiel. Wenn man die Einkünfte dieſer Länder ſo berechnete, wie 1803 in Frankreich gerechnet wurde und wie man noch genauer heutzutage rechnet, ſo käme man auf eine drei- bis viermal höhere Schätzung, alſo auf 40—50 Millionen Gulden (100—120 Millionen Franken).

Der genaue Werth dieſer Länder läßt ſich alſo am ſicherſten beſtimmen durch die Formel, daß ſie ein Sechstel des deutſchen Reichs im engeren Sinne des Wortes ausmachten. Man braucht ſie übrigens nur zu nennen, um zu zeigen, daß mehrere von ihnen heutzutage blühende, zum Theil die ſchönſten Provinzen des deutſchen Bundes ausmachen. Im Südoſten anfangend, fanden ſich in Tyrol die Bisthümer Brixen und Trient, welche Oeſterreich als ſein Eigenthum betrachtete und nicht in die Entſchädigungsmaſſe aufführen laſſen wollte, die aber ihm zum Trotz doch unter die verfügbaren Güter gezählt wurden. Ihr Ertrag wurde ſehr verſchieden, von Einigen zu 200,000 fl., von Andern zu 900,000 fl. angegeben. In Bayern fand ſich das Erzbisthum Salzburg, heutzutag eine der wichtigſten Provinzen der öſter-

reichiſchen Monarchie, das Salzathal umfaſſend, mit einem Ertrag von 1,200,000 fl. oder nach Andern 2,700,000 fl., die Heimath trefflicher Soldaten und eben ſo geſchickter Schützen wie die Tyroler. In dem Erzſtift Salzburg war die Propſtei Berchtoldsgaden mit reichem Salzertrag eingeſchloſſen. Weiterhin in Bayern lag am Lech das Bisthum Augsburg, an der Iſar das Bisthum Freiſing und am Zuſammenfluß des Inn und der Donau das Bisthum Paſſau. Dieſe drei hatte Bayern gern gehabt zur Abrundung ſeines Gebiets. Sie ertrugen zuſammen 800,000 fl., doch war die Schätzung verſchieden bei den verſchiedenen Bewerbern, die darum ſtritten. Jenſeits der Donau in Franken fand ſich das reiche Bisthum Würzburg, deſſen Biſchöfe früher nach dem Titel Herzog in Franken geſtrebt hatten und reich genug geweſen waren, um in Würzburg einen an Schönheit faſt dem Schloß zu Verſailles gleichkommenden Palaſt zu bauen. Man ſchätzte dieſes Hochſtift auf 1,400,000 fl. Einkünfte und mit dem anſtoßenden Bisthum Bamberg zuſammen auf mehr als 2 Millionen. Dies Land konnte am beſten Bayerns Gebiet in Franken abrunden und es für ſeine bedeutenden Verluſte entſchädigen. Preußen wünſchte ebenfalls dies Land wegen ſeines Werthes und wegen ſeiner Lage neben den Markgrafſchaften Ansbach und Baireuth. Dann iſt noch in Franken das Bisthum Eichſtatt anzuführen, kleiner als die beiden vorhergehenden, aber dennoch beträchtlich.

Der Reſt der Erzſtifter Mainz, Köln und Trier auf dem rechten Rheinufer möchte ſchwer nach ſeinem Ertrag abzuſchätzen ſein. Dazu gehörten als mainziſch in Thüringen Erfurt und das Eichsfeld, als kölniſch

das Herzogthum Weſtphalen mit einem auf 4 bis 500,000 fl. geſchätzten Einkommen. Ferner waren in Weſtphalen und Niederſachſen die Bisthümer Paderborn, Osnabrück und Hildesheim, jedes auf etwa 400,000 fl. Ertrag geſchätzt, und das weitläufige Bisthum Münſter, in Deutſchland das dritte im Ertrag und das ausgedehnteſte an Gebiet, damals auf 1,200,000 fl. Einkommen geſchätzt.

Fügt man zu dieſen 14 Erzbisthümern, Bisthümern und Herzogthümern (zum Theil Reſten der geiſtlichen Kurfürſtenthümer) die Bruchſtücke von den Bisthümern Worms, Speier, Straßburg, Baſel, Conſtanz hinzu, dann eine Menge reicher Abteien, englich 49 Reichsſtädte, die man nicht ſeculariſiren konnte, aber mediatiſiren wollte, ſo hat man einen Begriff von den Gütern, über welche man verfügen konnte, um die weltlichen Fürſten das Unglück des Krieges vergeſſen zu laſſen. Hätte man nicht verlangt, die Erzherzöge und den Erbſtatthalter zu entſchädigen, welche allein den vierten Theil der verfügbaren Länder verlangten, ſo hätte man nicht alle geiſtlichen Fürſtenthümer zu unterdrücken brauchen und der Reichsverfaſſung den verderblichen Schlag erſparen können, der ſie bald nachher traf.

In der That war es eine ſchwere Verletzung dieſer Verfaſſung, daß alle geiſtlichen Staaten, welche eine bedeutende Rolle darin ſpielten, ſeculariſirt wurden. Wir müſſen einiges Nähere über dieſe alte Verfaſſung angeben, die älteſte in Europa, die ehrwürdigſte nächſt der engliſchen, dieſe Verfaſſung, welche durch die Habgier der deutſchen Fürſten untergehen ſollte.

Das deutſche Reich war ein Wahlreich. Obwohl ſeit langer Zeit die Kaiſerkrone bei dem Haus Oeſter-

reich geblieben war, ſo mußte doch bei jeder Erledigung des Kaiſerthrons eine förmliche Wahl die Reichskrone dem Erben dieſes Hauſes übertragen, welcher nach Erbrecht König von Böhmen und Ungarn, Erzherzog von Oeſterreich, Herzog zu Mailand, Steiermark, Kärnten u. ſ. w. war, nicht aber Reichsoberhaupt. Die Wahl geſchah ehedem durch ſieben, zu der Zeit aber, von welcher wir ſprechen, durch acht Kurfürſten, von welchen fünf weltliche und drei geiſtliche Fürſten waren. Die erſtern waren: Oeſterreich für Böhmen, der Pfalzgraf für Bayern und die Pfalz, der Herzog von Sachſen für Sachſen, der König von Preußen für Brandenburg, der König von England für Hannover. Die drei geiſtlichen Kurfürſten waren: der Erzbiſchof von Mainz mit einem Gebiet auf beiden Rheinufern in der Nähe ſeiner Hauptſtadt Mainz und den Main hinauf bis über Aſchaffenburg, der Erzbiſchof von Trier im Beſitz des Moſelthals von der alten franzöſiſchen Gränze bis Koblenz, und der Erzbiſchof von Köln im Beſitz des linken Rheinufers von Bonn bis in die Nähe von Holland. Dieſe drei Erzbiſchöfe wurden nach dem Gebrauch, der überall, wo nicht das Königthum die Ernennung zu Kirchenwürden an ſich geriſſen hatte, in der Kirche herrſchte, von ihren Kapiteln erwählt, vorbehaltlich der canoniſchen Einſetzung durch den Papſt. Die Domherren in dieſen Kapiteln waren aus dem hohen Reichsadel genommen. In Mainz mußten ſie aus dem reichsunmittelbaren Adel ſein, mithin konnte hier weder der Erzbiſchof noch die ihn wählenden Domherrn Unterthanen irgend eines Fürſten außer dem Kaiſer ſein. Dieſe Vorſicht war nothwendig bei einer ſo wichtigen Perſon wie der Kurfürſt von Mainz, welcher Erzkanz-

ler des Reichs war und den Vorſitz auf dem Reichstage führte, der Erzbiſchof von Köln führte den Titel Erzkanzler in Italien, der von Trier Erzkanzler in Arelat; aber dieſe Titel waren ſeit Jahrhunderten bedeutungslos.

Die acht Kurfürſten vergaben die Reichskrone. In der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im öſterreichiſchen Erbfolgekrieg hatte man ſie nöthigen wollen einen bayeriſchen Fürſten zum Kaiſer zu wählen; aber bald waren ſie aus alter Gewohnheit und überlieferter Ehrerbietung auf die Nachkommenſchaft Rudolfs von Habsburg*) zurückgekommen. Der katholiſchen Kurfürſten waren fünf gegen drei evangeliſche, und die Vorliebe der Katholiken für Oeſterreich war natürlich, ſeit Jahrhunderten beſtehend. Das Reich war nicht bloß ein Wahlreich, es war auch, wenn man für eine von der unſrigen ganz verſchiedene Zeit ſo ſagen darf, repräſentativ. Auf einem Reichstag, der zu Regensburg unter der Leitung des Erzkanzlers verſammelt war, wurde über die allgemeinen Angelegenheiten berathen und Beſchluß gefaßt. Dieſer Reichstag beſtand aus drei Collegien: dem Kurfürſtencollegium, beſtehend aus den acht Wahlfürſten, — dem Fürſtencollegium, in welchem alle geiſtlichen und weltlichen Fürſten ſaßen, jeder für das Gebiet, über welches er die Landeshoheit hatte, (mancher mit mehrern Stimmen, andere, wie die Grafen von Weſtphalen, nur mit Bruchtheilſtimmen), — dem Städtecollegium, in welchem die Repräſentanten der 49 meiſt herabgekommenen Reichsſtädte mit ſehr geringem Einfluß ſaßen.

Die Formen der Abſtimmung waren ſehr verwickelt.

---

*) Sie war eben ausgeſtorben. Anm. d. Ueberſ.

Wenn das Protokoll eröffnet war, ſtimmte jedes Collegium für ſich ab. Die Kurfürſten hatten nicht nur jeder einen Stellvertreter im Kurfürſtencollegium, ſondern auch Stellvertreter im Fürſtencollegium. Sie ſaßen alſo in zwei Collegien zugleich. Oeſterreich ſaß für Böhmen im Kurfürſtencolleg und für das Erzherzogthum im Fürſtencolleg. Preußen ſaß für Brandenburg im Kurfürſtencolleg und für Anſpach im Fürſtencolleg. Bayern ſaß für Bayern im Kurfürſtencolleg, für Zweibrücken, Jülich u. ſ. w. im Fürſtencolleg. Eigentliche Erörterungen fanden nicht ſtatt, ſondern jeder Staat wurde nach ſeiner Rangordnung aufgeführt und gab durch einen Miniſter mündlich ſeine Stimme ab. Es ward mehrmals Umfrage gehalten, ſo daß jeder Zeit hatte, ſeine ausgeſprochene Meinung abzuändern. Wenn die Collegien verſchiedener Meinung waren, dann traten ſie in Conferenzen zuſammen und ſuchten ſich zu verſtändigen. Man nannte das Relation und Correlation zwiſchen den Collegien. Sie machten ſich einander Zugeſtändniſſe und kamen am Ende über einen gemeinſamen Entſchluß (conclusum) überein.

Die Bedeutſamkeit dieſer drei Collegien war nicht gleich. Das Städtecolleg ward kaum gerechnet. Im Mittelalter, wo aller Reichthum in den freien Städten zuſammengehäuft war, konnten ſie durch Verweigerung ihres Geldes ſich Gehör erzwingen. Es war anders geworden, ſeitdem Nürnberg, Augsburg und Köln aufgehört hatten, die Mittelpunkte der Handels- und Finanzmacht zu ſein. Nicht nur bediente man ſich gegen ſie verletzender Formen, ſondern man achtete auch ihre ausgeſprochene Meinung wenig. Die Kurfürſten, d. h. die großen Häuſer mit ihren Stimmen im Kurfürſten-

5*

collegium, und mit ihren Stimmen und ihrem Anhang im Fürſtencollegium ſetzten faſt bei allen ihren Beſchlüſſen ihren Willen durch.

Zur vollſtändigen Kenntniß dieſer Verfaſſung gehört es auch zu wiſſen, daß neben dieſer allgemeinen Reichsverwaltung auch noch eine beſondere Kreisverwaltung zum Schutz der beſondern Intereſſen und zur Vertheilung der Reichslaſten vorhanden war. Ganz Deutſchland war in zehn Kreiſe getheilt, von denen der burgundiſche ſchon ſeit Jahren an Frankreich verloren war. Der mächtigſte Fürſt in jedem Kreis war der Direktor deſſelben. Er verſammelte die Kreisſtände zu Kreistagen, vollzog ihre Beſchlüſſe und kam bedrohten Ständen gegen Gewalt zu Hülfe. Zwei Reichsgerichte, eines zu Wetzlar und eines zu Wien pflegten das Recht zwiſchen ſo verſchiedenen Bundesgenoſſen: Königen, Fürſten, Biſchöfen, Aebten und Republiken.

Mochte ſie ſein, wie ſie wollte, dieſe Verfaſſung war ein ehrwürdiges Denkmal der Jahrhunderte. Sie trug einige Merkmale der Freiheit, nicht der Freiheit, welche in den Staatsgeſellſchaften jetziger Zeit die Einzelnen ſchützt, ſondern derjenigen, welche die ſchwachen Staaten gegen die mächtigen ſchützt, indem ſie jenen verſtattet im Schoos eines Bundes ihr Daſein, ihr Eigenthum, ihre beſonderen Rechte zu vertheidigen und von der Tyrannei des Stärkeren an die Gerechtigkeit Aller zu appelliren. Daraus entſtand eine gewiſſe geiſtige Entwicklung, ein tiefes Studium des Völkerrechts, eine ziemliche Kunſt, die Menſchen in den Verſammlungen zu behandeln, im Weſentlichen derjenigen Kunſt ähnlich, welche unter den Repräſentativregierungen unſerer Tage geübt wird.

Die Secularisationen mußten in dieser Verfassung eine bedeutende Veränderung bewirken. Erstlich verschwanden durch sie aus dem Kurfürstencolleg die drei geistlichen Kurfürsten und aus dem Fürstencolleg eine große Anzahl katholischer Mitglieder. In letzterem hatten die Katholiken mit 54 Stimmen gegen 43 die Mehrheit gehabt; jetzt mußten sie in die Minderheit kommen, denn die zur Erbschaft der geistlichen Stimmen berufenen Fürsten waren meist Protestanten. Damit war eine große Störung in die Verfassung und in das Gleichgewicht der Kräfte gebracht. Allerdings hatte die aus dem Geist des Jahrhunderts entspringende Duldung den Worten protestantische und katholische Partei ihre alte religiöse Bedeutung genommen; dafür aber hatten diese Worte eine sehr ernstliche politische Bedeutung erhalten. Protestantische Partei wollte sagen preußische, katholische Partei bedeutete österreichische Partei. Diese beiden Einflüsse theilten sich seit langer Zeit in Deutschland. Preußen war im Reich gewissermaßen das Haupt der Opposition, Oesterreich das Haupt der Regierungspartei. Indem Friedrich der Große mit dem, was er Oesterreich entriß, aus Preußen eine Macht ersten Ranges machte, hatte er zwischen den beiden großen deutschen Häusern einen heftigen Haß entzündet. Der französischen Revolution gegenüber war dieser Haß einen Augenblick eingeschlummert, bald war er aber wieder erwacht, als Preußen von der Coalition abtrat, für sich Frieden mit Frankreich schloß und sich durch seine Neutralität bereicherte, während Oesterreich sich erschöpfte, um allein den gemeinschaftlich unternommenen Krieg fortzuführen. Besonders jetzt nach Beendigung des Kriegs, wo das Erbtheil der Kirche getheilt wer-

den mußte, hatte die Habgier beider Höfe der ſie trennenden Leidenſchaft neue Nahrung gegeben.

Preußen wollte natürlich die Gelegenheit der Seculariſationen benutzen, um Oeſterreich für immer zu ſchwächen. Oeſterreich war am Ende des 18. Jahrhunderts, wie im dreißigjährigen Krieg und in den Kriegen Karls V. die Stütze der katholiſchen Partei. Doch waren nicht in allen Fällen die Proteſtanten für Preußen und die Katholiken für Oeſterreich. Das eifrig katholiſche Bayern, ſtets beunruhigt durch die Abſichten Oeſterreichs auf ſein Gebiet, ſtimmte in der Regel mit Preußen, dagegen Sachſen, welches proteſtantiſch war (obwohl ſein Kurfürſt ſich zum katholiſchen Glauben bekannte), war aus nachbarlichem Mißtrauen oft gegen Preußen und ſtimmte mit Oeſterreich. Im Allgemeinen aber hingen die katholiſchen Fürſten, zumal die geiſtlichen, an Oeſterreich. Sie ſtimmten zu ſeinen Gunſten bei der Kaiſerwahl und bei den Verhandlungen des Reichstags. Sie hielten keine Heere, aber ſie ließen die öſterreichiſchen Werber aus ihrem Gebiet Soldaten nehmen, und obendrein dienten ihre Lehen oft zu Apanagen für jüngere Söhne des Kaiſerhauſes. So hatte z. B. der Erzherzog Karl kürzlich im Hochmeiſterthum des Deutſchen Ordens ein reiches Lehen erhalten. Nach dem Tod des Biſchofs von Münſter und des Erzbiſchofs von Köln hatten die Kapitel beider Stifter den Erzherzog Anton zu den erledigten Stellen gewählt. Auf dieſe Weiſe lieferte hier wie in allen ariſtokratiſchen Ländern die Kirche Dotationen für die jüngeren Söhne der großen Familien. Preußen wußte natürlich den geiſtlichen Fürſtenthümern ſchlechten Dank dafür, daß

ſie Oeſterreich Soldaten, Apanagen und Stimmen auf dem Reichstag gaben.

Sobald die deutſchen Fürſten einmal auf den Weg von Umwandlungen in der Verfaſſung gekommen waren, wurden ſie auch auf andere Veränderungen außer den Secularisationen geführt, namentlich auf Unterdrückung der Reichsſtädte und des Reichsadels.

Die freien Städte verdankten ihren Urſprung den Kaiſern. Wie einſt die Könige Frankreichs die Gemeinden von der Tyrannei großer Herren befreit hatten, ſo hatten die Kaiſer den durch Gewerb und Handel emporgekommenen deutſchen Städten ein unabhängiges Beſtehen, anerkannte Rechte und oft auch Vorrechte gegeben. Dadurch waren in das große deutſche Feudalweſen neben die großen Lehenträger, neben Prieſter mit Landeshoheit und Fürſtenhüten, durch Reichthum und regen Geiſt berühmte demokratiſche Republiken gekommen. Augsburg, Nürnberg und Köln hatten ſich einſt durch Künſte, Gewerbe und Handel Verdienſte um Deutſchland und um die ganze Menſchheit erworben. Alle dieſe Städte waren unter das Joch kleiner örtlicher Ariſtokratien gerathen und wurden meiſt jämmerlich verwaltet. Diejenigen, deren Handel ſich erhalten hatte, waren dem allgemeinen Verfall entgangen und bildeten ſogar ziemlich blühende Republiken. Aber die benachbarten Fürſten ſahen mit Neid auf ſie und ſuchten ſie ihrem Gebiet einzuverleiben. Preußen beſonders hätte gern Nürnberg genommen und Bayern Augsburg, obwohl beide Städte ſehr von ihrem alten Glanz herabgekommen waren.

Der Reichsadel hatte einen ähnlichen Urſprung wie die Reichsſtädte. Sein Titel kam von dem Schutz, den

der Kaiſer den zur Selbſtvertheidigung zu ſchwachen Herren gewährte. Er war hauptſächlich in Franken und Schwaben verbreitet, weil bei dem Untergang des ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes die Herren dieſer Gegend ſich unter das Reichsoberhaupt geſtellt hatten. Man nannte ihn reichsunmittelbar, weil er unmittelbar von Kaiſer und Reich abhing, nicht von Fürſten, in und bei deren Gebiet ſeine Güter lagen. Reichsunmittelbar hieß überhaupt jeder Stand, jede Stadt, jedes Lehen, jede Abtei, welche unmittelbar vom Reich abhing. Mittelbar hieß jeder Stand, welcher zunächſt von einem Fürſten, in deſſen Gebiet er eingeſchloſſen war, abhing. Der Reichsadel, welcher den Kaiſer als ſeinen einzigen Oberherrn anerkannte, war ſtolz auf dies höhere Lehensverhältniß, diente in den kaiſerlichen Heeren und Kanzleien und überließ den öſterreichiſchen Werbern die Bevölkerung in den ihm gehörigen Flecken und Dörfern.

Die Landesfürſten beider Parteien wünſchten, ſowohl die Reichsſtädte als den Reichsadel ihren Staaten einzuverleiben. Oeſterreich war ziemlich kalt für die Erhaltung der Reichsſtädte, von denen es einen Theil für ſich begehrte, aber ſehr eifrig für den ihm gar werthen Reichsadel. Im Allgemeinen jedoch wünſchte es die Erhaltung von Allem, was ſich erhalten ließe.

Von unſerem modernen Standpunkt aus kann nichts natürlicher und rechtmäßiger erſcheinen, als die Vereinigung aller dieſer zerſtückten Ländchen, Städte und Herrſchaften mit ihren Hauptländern. Beſſer wäre es freilich geweſen, wenn man, wie 1789 in Frankreich, die örtlichen Freiheiten in Deutſchland durch eine allgemeine, jedes Daſein und jedes Recht verbürgende Freiheit erſetzt hätte. Nun aber ſollten dieſe Einverleibun-

gen die Willkürmacht des Königs von Preußen, des Kurfürſten von Bayern, des Herzogs von Würtemberg u. ſ. w. vermehren. Inſofern durfte man ſie mit einigem Bedauern anſehen.

In der Geſchichte der europäiſchen Monarchien gibt es zwei im Gegenſtand und Zeitpunkt ſehr verſchiedene Revolutionen: erſtlich die, durch welche das Königthum der Feudalität die Landeshoheit abnimmt und damit viele beſondere Exiſtenzen verſchlingt, um einen einzigen Staat zu bilden, — zweitens die, durch welche das Königthum, nachdem es dieſen einigen Staat gebildet, genöthigt wird, mit der Nation abzurechnen und eine allgemeine, gleichmäßige, geordnete Freiheit zu bewilligen, welche gewiß den beſonderen Freiheiten des Feudalweſens vorzuziehen iſt. Frankreich hatte nach Vollendung jener erſten Revolution dieſe zweite im Jahr 1789 vorgenommen. Deutſchland war im Jahr 1803 noch an der erſten und hat ſie bis jetzt noch nicht vollendet. Oeſterreich vertheidigte in keiner andern Abſicht, als um ſeinen Einfluß im Reich zu behaupten, die alte deutſche Verfaſſung und mit ihr die alten deutſchen Feudalfreiheiten. Preußen hingegen, nach Einverleibungen begierig, wollte die Reichsſtädte und den Reichsadel verſchlingen, ward aus Ländergier neuerungsſüchtig und neigte ſich dazu hin, Deutſchland die Formen der modernen Geſellſchaft zu geben, d. h. unbewußt und unwillkürlich das Werk der franzöſiſchen Revolution in dem alten deutſchen Reich zu beginnen.

Oeſterreich wollte ſeine beiden Erzherzoge reichlich entſchädigt wiſſen und unter dieſem Vorwand ſeine eignen Gränzen erweitern und verbeſſern. Um den Herzog von Modena, welcher bereits durch die Verträge von

Campo Formio und Lüneville das Breisgau erhalten hatte, aber ſich wenig um dies Land bekümmerte und ſich lieber zu Venedig ſeiner zuſammengegeizten Reichthümer freute, trug Oeſterreich weniger Sorge, als um den Erzherzog Ferdinand, weiland Großherzog von Toscana. Für ihn wünſchte es Salzburg ſammt der eingeſchloſſenen Propſtei Berchtoldsgaden, wodurch Tyrol feſter an die Hauptmaſſe der Monarchie angeſchloſſen worden wäre. Das war ihm förmlich zugeſagt, aber es begehrte noch mehr für dieſen Erzherzog: das Bisthum Paſſau (welches ſeinem Hauſe den wichtigen Platz Paſſau am Zuſammenfluß von Inn und Donau geſichert hätte), das Bisthum Augsburg längs dem Lech, die vom Bisthum Freiſing abhängige Grafſchaft Werdenfels und die Abtei Kempten — beide letztere am Abhang der Tyroler Alpen, die Quellen der Südbayern durchſtrömenden Flüſſe beherrſchend und ſchließlich in Schwaben neunzehn Reichsſtädte und zwölf große Abteien. Bedenkt man, daß Oeſterreich in Schwaben viele alte Beſitzungen hatte, ſo wird man leicht ſeine Abſichten bei dieſen Forderungen begreifen. Es wollte mit der vorgeblichen Entſchädigung für den Großherzog im Südweſten von Bayern eine ſolche Stellung gewinnen, daß es dies Land umklammern und zwingen konnte, ihm den Lauf des Inn, wornach es ſchon lange lüſtern war, und vielleicht auch den der Iſar abzutreten. Es war ein uraltes Streben Oeſterreichs, ſich in Bayern auszubreiten, um ſich hier eine beſſere Gränze zu ſchaffen und zugleich die Kette ſeiner Poſten in den Tyroler Alpen bis an die Gränze der Schweiz zu verlängern. Der Beſitz der Iſarlinie war ſein theuerſter Wunſch und würde nicht ſein letzter geweſen ſein, wenn man

ihn befriedigt hätte. Um Bayern bis an die Iſar zu erhalten, würde es dem Kurfürſten Augsburg ſammt den öſterreichiſchen Beſitzungen in Schwaben überlaſſen haben. Hiernach wäre München an der Iſar Gränzſtadt geworden und hätte nicht Sitz der Regierung bleiben können, Augsburg wäre in dieſem Fall dem Kurfürſten als Hauptſtadt angeboten geweſen. Aber damit wäre faſt die Hälfte von Bayern verſchlungen und das pfälziſche Haus ganz nach Schwaben gedrängt worden. Ginge dieſer allzu ſchöne Traum nicht in Erfüllung, ſo wollte ſich Oeſterreich mit dem Land am Inn für ſein Mißgeſchick tröſten. Es beſaß bereits die Gegend am untern Inn von Braunau bis Paſſau. Zwiſchen Braunau und Tyrol beſaß Bayern beide Ufer des Inn. Oeſterreich hätte aber gern den ganzen Lauf des Inn, von Kufſtein, wo er aus Tyrol tritt, bis zu ſeiner Mündung in die Donau ſein genannt. Das war freilich weniger als alles Land bis zur Iſar, aber immer noch ein ſchöner Strich und eine militäriſch haltbarere Linie. Immer wollte Oeſterreich dieſe oder jene Gränzlinie ertauſchen. Seitdem die Entſchädigungsfrage im Gang war, beſtürmte es erſt mit Anträgen, dann mit Drohungen den armen Kurfürſten von Bayern, welcher ſofort ſeinen beiden natürlichen Beſchützern, Preußen und Frankreich, ſeine Noth klagte.

So wollte Oeſterreich ſich bei Vertheilung der Entſchädigungen bedacht wiſſen. Sehen wir nun, was es den andern geben wollte. Bayern hatte auf dem linken Rheinufer mehr als alle andern deutſchen Fürſten verloren: die Rheinpfalz, die Herzogthümer Zweibrücken und Jülich und viele Gebiete im Elſaß. Dafür beſtimmte ihm Oeſterreich die Biſthümer Würzburg und

Bamberg in Franken, welche zwar als angränzend an die Oberpfalz ſehr paſſend für Bayern gelegen waren, aber kaum zwei Drittel deſſen, was ihm zukam, betrugen. Vielleicht hätte Oeſterreich noch das Bisthum Freiſing an der Iſar nahe bei München dazu gegeben. Für Preußen hatte Oeſterreich ein bedeutendes Bisthum im Norden, etwa Paderborn, und vielleicht etliche Abteien, wie Eſſen und Werden, beſtimmt, für den Erbſtatthalter ein Gebiet in Weſtphalen, d. h. höchſtens den vierten Theil von dem, was das Haus Brandenburg für ſich und ſeine Sippſchaft begehrte. Beiden Heſſen und Baden wollte Oeſterreich einige der geringeren Geiſtlichkeit genommene Beſitzungen zugeſtehen, und eine Anzahl Abteien den vielen kleinen Erbfürſten, welche nehmen müßten, was man ihnen gäbe. Mit den größeren Gebieten in Nord- und Mitteldeutſchland aber — wie Münſter, Osnabrück, Hildesheim, Fuld und den Trümmern der Erzſtifte Mainz, Köln und Trier, wollte es die drei geiſtlichen Kurfürſtenthümer neu begründen und ſo ſeinen Einfluß im Reich behaupten.

Von dieſen drei geiſtlichen Kurfürſtenthümern war Mainz an den Coadjutor des letzten Erzbiſchofs, einen unterrichteten, geiſtreichen, in Weltgeſchäften erfahrenen Prälaten aus dem Hauſe Dalberg gekommen. Der Kurfürſt von Trier, ein Prinz von Sachſen, lebte zurückgezogen in ſeinem Bisthum Augsburg und vergaß bei ſteten gottesdienſtlichen Uebungen und bei dem Reichthum, welchen ihm ſeine Familienpenſionen verſchafften, ſeine verlorene Größe als Kurfürſt. Das Erzſtift Köln war erledigt; deßgleichen die Bisthümer Münſter, Freiſing, Regensburg und die Probſtei Berchtoldsgaden. Sei es, daß Oeſterreich mit den Kapiteln unter der

Decke ſpielte oder nicht, genug es hatte zugegeben, daß in Gegenwart eines kaiſerlichen Kommiſſärs der Erzherzog Anton zum Biſchof von Münſter und zum Erzbiſchof von Köln erwählt wurde. Preußen, dadurch gereizt, hatte lebhaften Einſpruch gethan und geſagt, man wolle durch Ernennung neuer geiſtlicher Würdeträger den Secularisationen in den Weg treten und die Ausführung des Vertrags von Lüneville hemmen. Der Zweck ſeines Einſpruchs war, eine ähnliche Beſetzung der Stühle zu Freiſing, Regensburg und Berchtoldsgaden zu verhindern.

Von den Abſichten Preußens könnte man ſich eine ziemlich richtige Vorſtellung machen, wenn man ſie als das Gegentheil der Abſichten Oeſterreichs nähme. Erſtlich urtheilte es mit Recht, daß die angeblichen Verluſte des Großherzogs von Toskana wenigſtens um die Hälfte übertrieben ſeien. Zu Wien ward behauptet, er habe vier Millionen Gulden Einkünfte verloren. Allein in Wahrheit betrugen die reinen Einkünfte, welche er eingebüßt hatte, höchſtens dritthalb Millionen. Preußen behauptete, Salzburg, Berchtoldsgaden und Paſſau würfen eben ſo viel, wo nicht mehr ab, als Toskana, nicht zu gedenken, daß Toskana von der öſterreichiſchen Monarchie abgeſchnitten, für dieſe durchaus keinen Werth in Betreff der Lage habe, während die drei Stifter, ſich an den Kern der Monarchie anſchließend, ihr eine treffliche Grenze und in den Bergbewohnern Salzburgs eine zahlreiche kriegeriſche Bevölkerung gäben, aus welcher ſich 25,000 Mann ausheben ließen. Es liege alſo kein haltbarer Grund vor, den Antheil des Erzherzogs durch Augsburg, Eichſtätt, Kempten, Werdenfels und die vielen in Schwaben an-

geſprochenen Reichsſtädte und Abteien zu vergrößern. Indeß hob Preußen weniger die Uebertreibung der Anſprüche Oeſterreichs als die Billigkeit der ſeinigen hervor. Es ſchlug ſeine Verluſte auf das Doppelte ihres wirklichen Werthes an und ſetzte den Werth der Gebiete, die es verlangte, um die Hälfte herab. Gleich Oeſterreich hegte es den Wunſch, ſich in der Mitte und im Süden Deutſchlands auszubreiten. Es wollte in Franken, was Oeſterreich in Schwaben wollte: ſein Gebiet hier wenigſtens verdoppeln. Das Streben dieſer beiden großen Höfe war ſtets dahin gegangen, in der Mitte Deutſchlands vorgerückte Stellungen einzunehmen, theils gegen einander, theils gegen Frankreich, theils auch um die Staaten in der Mitte des Reichs unter ihrem Einfluß zu haben. In der erſten Aufwallung der Habſucht hatte Preußen nichts geringeres begehrt, als die Bisthümer Würzburg und Bamberg neben Ansbach und Baireuth, die Jedermann zur Entſchädigung für Bayern beſtimmt glaubte. Dies Verlangen war auf ſolche Hinderniſſe geſtoßen, zumal in Paris, daß es aufgegeben werden mußte.

Da Preußen für den unbeträchtlichen Verluſt von Geldern, Mörs, eines Theils von Cleve, einiger Rheinzölle, der an Holland abgetretenen Enclaven Savenaer, Huiſſen und Marburg — im Ganzen mit einem Ertrag von 700,000 fl. nach Rußlands, oder von 1,200,000 fl. nach Frankreichs Schätzung — Würzburg und Bamberg nicht erhalten konnte, ſo wollte es in Norddeutſchland die Bisthümer Münſter, Paderborn, Osnabrück, Hildesheim, die Reſte von dem Kurfürſtenthum Mainz in Thüringen (Erfurt und das Eichsfeld), und in Franken das Bisthum Eichſtätt und die berühmte Stadt

Nürnberg haben. In Betreff der Entſchädigung des Erbſtatthalters rechnete es wie Oeſterreich für den Großherzog von Toskana, und verlangte für Oranien ein an das preußiſche anſtoßendes Gebiet: das Herzogthum Weſtphalen und die Herrſchaft Recklinghauſen, Reſte von den Erzſtiftern Köln und Trier auf dem rechten Rheinufer. Damit hätte der Erbſtatthalter nicht nur den großen Vortheil gehabt, den Rücken an Preußen zu lehnen (was auch für Preußen nützlich geweſen wäre), ſondern auch den Vortheil, in der Nähe von Holland zu ſitzen und dort die Wendungen des Glücks benutzen zu können. Bedenkt man nun, daß Preußen ſeinen Verluſt um das Doppelte oder Dreifache übertrieb und den Werth der verlangten Entſchädigungen in demſelben Verhältniß herabſetzte, z. B. Münſter auf 350,000 fl. ſchätzte, während es in Paris unpartheiiſch zu 1,200,000 fl. angeſchlagen war, Osnabrück auf 150,000, welches in Paris zu 369,000 veranſchlagt wurde u. ſ. w., ſo kann man ſich einen Begriff von der tollen Uebertreibung ſeiner Forderungen machen.

Etwas großmüthiger als Oeſterreich zeigte ſich Preußen gegen die Fürſten zweiten und dritten Rangs, denn dieſe gaben ſo viel mehr proteſtantiſche Stimmen auf dem Reichstage. Preußen war für das Aufhören der geiſtlichen Kurfürſtenthümer Köln und Trier; höchſtens wollte es den Kurfürſten von Mainz mit den Trümmern ſeines Erzſtifts auf dem rechten Rheinufer fortbeſtehen laſſen. An die Stelle der ausfallenden geiſtlichen Kurfürſten wollte es proteſtantiſche geſetzt haben, die aus der Zahl der Fürſten von Baden, Würtemberg, Heſſen, wo möglich ſelbſt Oranien zu nehmen wären. Die Unterſtützung, welche Oeſterreich bei Rußland ſuchte, be-

mühte ſich Preußen, bei Frankreich zu finden. Für Unterſtützung ſeiner Forderungen bot es an, ſeine Politik an die des Erſten Conſuls zu knüpfen, ſich ihm durch ein förmliches Bündniß zu verpflichten, alle in Italien getroffenen Anordnungen zu gewährleiſten, wie die Schöpfung des Königreichs Etrurien, die neue, der italieniſchen Republik gegebene Verfaſſung und die Vereinigung Piemonts mit Frankreich. Zugleich gab es ſich die größte Mühe, die Unterhandlung nach Paris zu bringen, welche Oeſterreich nach Petersburg gebracht haben wollte. Preußen wußte, daß es außer Paris nicht günſtig beurtheilt wurde, daß man ihm an allen Höfen vorwarf, die Sache Europas der Sache der franzöſiſchen Revolution zu gefallen verlaſſen zu haben, daß, wenn die Anſprüche des Kaiſers ſcharf beurtheilt wurden, an den ſeinigen noch viel mehr auszuſetzen gefunden wurde, da ſie nicht mit großen Verluſten, wie Oeſterreich ſie im Krieg erlitten, entſchuldigt werden konnten. Kurz, Preußen wußte, daß es nur von Seiten Frankreichs auf Unterſtützung hoffen durfte, und daß ſeine Einwilligung zur Verlegung des Sitzes der Unterhandlung geben ſo viel hieße, wie dem Erſten Conſul einen ſchlechten Gefallen thun und übelgeſtimmte Schiedsrichter annehmen. Darum ſchlug es rundweg alle Eröffnungen ab, welche Oeſterreich in ſeiner Verzweiflung machte, um es zu beſtimmen, ſich mit ihm allein zu verſtändigen, einander mit Aufopferung aller Fürſten zweiten und dritten Rang den Löwenantheil zu bewilligen und ſich dann beiderſeits nach Petersburg zu wenden, um die Gutheißung der gemachten Theilung zu erlangen und Deutſchland dem Joch der Franzoſen zu entziehen.

Die deutſchen Fürſten folgten dem Beiſpiel Preußens und nahmen alle ihre Zuflucht zu Frankreich. Anſtatt zu London, zu Petersburg, zu Wien, zu Berlin als Bittſteller zu erſcheinen, trugen ſie ihre Geſuche zu Paris vor. Bayern, von Oeſterreich gequält, Baden, Würtemberg und Heſſen, auf einander eiferſüchtig, die von der Habgier der Großen erſchreckten kleinen Familien, die mit Einverleibung bedrohten Reichſtädte und Reichsritter — Große wie Kleine, Republiken, wie erbliche Fürſten, alle führten ihre Sache zu Paris, die einen durch ihre Miniſter, die andern in eigener Perſon. Der geweſene Erbſtatthalter hatte ſeinen Sohn dahin geſandt, den nachherigen König der Niederlande, einen ausgezeichneten Fürſten, den Bonaparte ſehr günſtig aufnahm. Eben ſo waren mehrere andere Fürſten gekommen. Sie ſtellten ſich fleißig im Palaſt von St. Cloud ein, wo einem General der Republik der Hof gemacht wurde wie einem König. Europa gab damals ein ſeltſames Schauſpiel, welches die Wandelbarkeit der menſchlichen Leidenſchaften und die tiefen Plane der Vorſehung beweiſt!

Preußen und Oeſterreich hatten Deutſchland zu einem ungerechten Krieg gegen die franzöſiſche Revolution fortgeriſſen und waren beſiegt worden. Frankreich hatte nach dem Recht des Sieges (welches unbeſtreitbar iſt, wenn die ſiegreiche Macht herausgefordert worden iſt) das linke Rheinufer gewonnen. Damit fand ſich ein Theil der deutſchen Fürſten ihrer Länder beraubt. Es war natürlich, ſie, und nur ſie, in Deutſchland zu entſchädigen. Aber Preußen und Oeſterreich, welche ſie ins Unglück gebracht hatten, wollten auf Koſten des armen Deutſchlands ihre eigenen Verwandten entſchädigen,

die italieniſchen Erzherzoge und den holländiſchen Erbſtatthalter, und was noch ſeltſamer iſt, ſie wollten unter dem Namen ihrer Verwandten ſich ſelber entſchädigen, immer auf Koſten Deutſchlands, welches für ihre Fehler litt. Und wo ſuchten ſie dieſe Entſchädigungen? In den Kirchengütern. Das heißt: die Vertheidiger von Thron und Altar gedachten, als ſie geſchlagen nach Hauſe kamen, ſich für einen unglücklichen Krieg zu entſchädigen durch Beraubung des Altars, den zu vertheidigen ſie ausgezogen waren, und damit die franzöſiſche Revolution nachzuahmen, welche ſie angegriffen hatten. Und das Allerſonderbarſte war, daß ſie den ſiegreichen Repräſentanten dieſer Revolution angingen, ihnen dieſen Raub am Altar zu vertheilen, da ſie ihn nicht ſelber zu vertheilen verſtanden.

Bonaparte kümmerte ſich wenig um das Getreibe, die Unterhandlung an dieſen oder an jenen Ort zu ziehen. Er wußte, daß ſie nur zu Paris Statt haben konnte, weil er es wollte, und weil es in jeder Hinſicht am beßten war. Da er ſeit Unterzeichnung des allgemeinen Friedens in all ſeinen Bewegungen ungehemmt war, ſo hörte er die betheiligten Parteien nach einander an: Preußen, welches nur mit ihm und durch ihn handeln wollte, Oeſterreich, welches, obwohl bemüht, die Unterhandlung nach Petersburg zu bringen, doch nichts vernachläßigte, um ihn zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen, Bayern, welches bei ihm Rath und Hülfe ſuchte gegen die drohenden Anerbietungen Oeſterreichs; Oranien, welches ſeinen Erben nach Paris geſchickt, Baden, Würtemberg und Heſſen, welche die vollkommenſte Ergebenheit verſprachen, wenn man ihnen Vortheile verſchaffte, endlich die Maſſe der kleinen Fürſten,

die ſich auf ihr altes Bündniß mit Frankreich beriefen. Nach Anhörung dieſer verſchiedenen Prätendenten erkannte Bonaparte, daß ohne das Dazwiſchentreten eines mächtigen Willens die Ruhe Deutſchlands und folgeweiſe die Ruhe Europas auf unbeſtimmte Zeit hin in Gefahr bleiben würde. Er entſchloß ſich alſo, ſeine Vermittlung anzubieten und aufzunöthigen, jedoch dabei ſolcherlei Abkommen vorzuſchlagen, welche der Gerechtigkeit Frankreichs und der Weisheit ſeiner Politik zur Ehre gereichten.

Nichts war vernünftiger und bewunderungswürdiger als die Anſichten des Erſten Conſuls in dieſem glücklichen Zeitabſchnitt ſeines Lebens, wo er, mit ſo viel Ruhm bedeckt, als er nur je gehabt, doch nicht Macht genug beſaß, um Europa zu verachten und eine tief berechnete Politik für überflüſſig zu halten. Er ſah wohl, daß er bei der unzuverläſſigen Stimmung Englands auf Verhütung eines neuen allgemeinen Kriegs denken müßte, und daß hierzu ein dauerhaftes Bündniß auf dem Feſtland nöthig, daß ein Bündniß mit Preußen das geeignetſte ſei, daß dieſer Hof, ſeinem Weſen, Urſprung und Vortheil gemäß neuernd, mit der franzöſiſchen Revolution eine Verwandtſchaft habe, welche ſich bei keinem andern Hofe finden könnte, und daß er, indem er Preußen ernſtlich an ſich knüpfte, die Coalitionen unmöglich machte. Denn bei der Stärke, zu welcher Frankreich gelangt war, würde nur von einer Verbindung aller Mächte ein Angriff gegen daſſelbe gewagt werden, nie aber, wenn eine Macht der Verbindung nicht beiträte und ſich auf die Seite Frankreichs ſtellte. Indeß begriff Bonaparte bei dem Gedanken an ein Bündniß mit Preußen richtig, daß er dieſem Staat

nicht die Macht geben dürfte, Oeſterreich zu erdrücken, weil dann Preußen, ſtatt eines nützlichen Bundesgenoſſen ſeinerſeits die gefährliche Macht werden würde, und daß man ihm weder die von Altersher mit Frankreich befreundeten kleinen Fürſten opfern dürfe noch alle geiſtlichen Staaten — welche letztere wenig Feſtigkeit hätten, nicht ſehr kriegeriſch ſeien und als Nachbarn den Vorzug verdienten vor weltlichen kriegeriſchen Fürſten, — noch auch die durch alte Erinnerungen und als Republiken für die franzöſiſche Republik achtbaren Reichsſtädte. Er erkannte, wie durch Aufopferung dieſer kleinen erblichen, geiſtlichen und republikaniſchen Staaten an Preußen die Verwirklichung der deutſchen Einheit begünſtigt werden würde, welche, wenn ſie je zu Stand käme, für das europäiſche Gleichgewicht gefährlicher ſein würde, als es vordem die ganze öſterreichiſche Macht geweſen. Mit einem Wort: er ſah, daß er die Wage nach der proteſtantiſchen und neuernden Seite zwar hinneigen aber nicht umſchlagen laſſen dürfte, weil damit Oeſterreich zur Verzweiflung getrieben, vielleicht geſtürzt werden, und für die Zukunft für Frankreich im Haus Brandenburg eine eben ſo gefährliche Nebenbuhlerſchaft bereitet werden könnte, wie die, welche Frankreich Jahrhunderte hindurch in Krieg mit dem Haus Oeſterreich gebracht hatte.

Voll von dieſen weiſen Gedanken wollte Bonaparte erſtlich Preußen zu gemäßigten Abſichten bringen. Gelang es ihm, ſich mit dieſer Macht zu verſtändigen, dann wollte er mit den Betheiligten zweiter Klaſſe unterhandeln und ſie durch eine billige Entſchädigung befriedigen. Sodann beabſichtigte er, zu Petersburg eine Unterhandlung, die ganz Sache der Höflichkeit wäre,

zu eröffnen, um dem Stolz des jungen Kaiſers, den er unter einer erheuchelten Beſcheidenheit ſehr wohl gewahrte, zu ſchmeicheln und ihn durch Artigkeit zur Genehmhaltung der beſchloſſenen Ländervertheilung zu bringen. Mit dem Beiſtand des befriedigten Preußens und des geſchmeichelten Rußlands hoffte er zu bewirken, daß Oeſterreich ſich unfehlbar das Abkommen gefallen laſſen müßte, vorausgeſetzt, daß man ſich hütete, es durch dies Abkommen allzuſehr zu reizen.

Bei einer ſo verwickelten Angelegenheit mußte man gefaßt ſein, es mit mehren Entwürfen zu verſuchen, bis man zu einem endgültigen käme. Die Anſicht Bonapartes in Betreff der Gebietsvertheilung von Deutſchland war anfangs geweſen, die drei Großmächte von Centraleuropa, Frankreich, Oeſterreich und Preußen, von einander zu entfernen und die ganze Maſſe des deutſchen Reichs zwiſchen ſie zu ſchieben. In dieſer Abſicht würde er dem Kaiſer zwar nicht alle ſeine Forderungen, alſo die Iſargränze, bewilligt haben (denn damit hätte das pfälziſche Haus nach Schwaben und Franken verpflanzt werden müſſen), aber er würde ihm Alles zwiſchen Salza und Inn zugeſtanden haben, Salzburg, Berchtoldsgaden und außerdem in Tyrol Trient und Brixen. So für ſich und für die zwei Erzherzoge entſchädigt, hätte Oeſterreich auf allen Beſitz in Schwaben verzichten müſſen, es wäre ganz hinter den Inn geſtellt worden, wo es abgerundet und durch eine treffliche Gränze gedeckt geweſen wäre; es würde durch die Löſung der alten Fragen wegen des Inn Ruhe gefunden und Bayern Ruhe gelaſſen haben.

Wie Oeſterreich zur Verzichtleiſtung auf Schwaben, ſo würde Preußen zur Verzichtleiſtung auf Franken

gebracht worden ſein. Man hätte von ihm die Abtretung von Anſpach und Baireuth verlangt und mit dieſen Markgrafſchaften, mit den angränzenden Bisthümern Bamberg und Würzburg, mit den von Oeſterreich abzutretenden Beſitzungen in Schwaben, endlich mit dem Bisthume Freiſing würde man dem pfälziſchen Hauſe ein wohlabgerundetes Gebiet in Bayern, Schwaben und Franken verſchafft haben, welches als Schranke zwiſchen Frankreich und Oeſterreich hätte dienen können. Dafür hätte das pfälziſche Haus auf die Reſte der Unterpfalz und auf das Herzogthum Berg am Niederrhein verzichten können. Preußen, von Franken entfernt, wie Oeſterreich von Schwaben, wäre wieder ganz in den Norden geſchoben worden. Zu dem Ende würde man ihm Mecklenburg gegeben und die beiden mecklenburgiſchen Häuſer in die erledigten mitteldeutſchen Gebiete verſetzt haben. Auf dieſe Weiſe würde ſich Preußen am Ufer der Oſtſee befunden haben. Ueberdieß würde man ihm die Bisthümer Münſter, Osnabrück und Hildesheim überlaſſen haben. So entſchädigt hätte es auf das ganze Herzogthum Cleve verzichten können, wovon der Theil links vom Rhein an Frankreich gekommen war, und der rechts des Rheins in die Entſchädigungsmaſſe gefallen wäre. So wäre Preußen, durch den Verzicht auf ſeine fränkiſchen Länder von Oeſterreich und durch ſeine Entfernung vom Rhein von Frankreich getrennt geweſen.

Mit den erledigten Herzogthümern Cleve, Berg und Weſtphalen, mit den Reſten von den Erzſtiftern Köln, Trier und Mainz und von der Unterpfalz, mit dem Bisthum Fuld und mit anderm Kirchengut, mit den vielen mittelbaren und reichsunmittelbaren Abteien hätten für die Häuſer

Mecklenburg und Oranien Fürſtenthümer gebildet und den Häuſern Heſſen, Baden und Würtemberg, ſo wie den vielen geringeren Fürſten Entſchädigung geſchafft werden können. Endlich hätte man mit den Bisthümern Eichſtädt, Regensburg, Augsburg und Paſſau zwei von den drei geiſtlichen Kurfürſten erhalten können. Dies beabſichtigte Bonaparte, weil er die deutſche Verfaſſung nicht allzuſehr verändern wollte und weil es ihm ferner gefiel, die Kirche allerwärts zu beſchützen.

In dieſem tiefdurchdachten Plan waren Oeſterreich, Preußen und Frankreich ſehr weit von einander entfernt geſtellt und zwiſchen ſie das geſammte deutſche Reich mit der nützlichen, wichtigen und ehrenvollen Rolle, ſie von einander entfernt zu halten und jeden Zuſammenſtoß derſelben zu verhindern. Die deutſchen Staaten erhielten ein gute Abgränzung; die deutſche Verfaſſung war vortheilhaft umgeſtaltet und nicht zerſtört.

Der Plan Bonapartes ward erſt Preußen vorgelegt und nicht ſofort zurückgewieſen, Preußen fand es genehm, abgerundet zu werden, das Ufer der Oſtſee und ganz Norddeutſchland zu beſitzen. Seine ſchließliche Zuſtimmung hing von dem Betrag ab, der ihm angeboten werden würde, wenn man auf das Beſondere der Vertheilung käme. Die Fürſten in Mitteldeutſchland, deren Daſein nur auf dem wandelbaren Willen der Unterhändler beruhte, konnten wohl leicht nach Süd, Nord, Oſt oder Weſt verſetzt werden. Aber anders war es mit zwei Fürſten im äußerſten Norden des Reichs, welche allen durch den Krieg herbeigeführten Beſitzwechſeln fremd, unter einer Bevölkerung, deren Anhänglichkeit ihnen ſeit Jahrhunderten geſichert war, feſt auf ihren Stühlen ſaßen, die ſchwer zu einer Verſetzung in ſolche Ferne

zu bereden ſein mochten und die nur ein Wort ſagen durften, um England zur Vereitelung eines Plans zu beſtimmen, welcher die Ufer der Oſtſee an Preußen überlieferte. Ob aus eignem oder aus fremdem Antrieb — genug ſie wieſen entſchieden die Zumuthung von der Hand. Preußen, welches den Antrag zu machen übernommen, hatte ihnen deutlich zu verſtehen gegeben, daß Frankreich ſie nicht nur zu Nachbarn, ſondern auch zu Freunden haben wolle und ſich gegen ſie nicht karg zeigen würde bei Zutheilung der Entſchädigung.

Obwohl ſo ein weſentlicher Theil des Plans entſchiedenen Widerſtand fand, lohnte es ſich doch noch der Mühe, ihn in ſeinen übrigen Stücken zu verfolgen. Es war immer gut, Oeſterreich hinter den Inn zu bringen und ihm ein für alle Mal dies ewige Ziel ſeiner Wünſche zu bewilligen. Es war immer gut, Preußen nach dem Norden Deutſchlands zuſammenzudrängen und es aus Franken auszuſchließen, wo ſeine Anweſenheit Niemanden nützte und ihm ſogar im Fall eines Krieges gefährlich werden konnte, da Ansbach und Baireuth auf dem Weg der franzöſiſchen und öſterreichiſchen Heere lagen und ſomit ſeine Neutralität ſchwer zu achten war. Der weitere Verlauf dieſer Geſchichte wird die Mißlichkeit einer ſolchen Lage zeigen. Aber Preußen und Oeſterreich waren ſehr begehrlich. Letzteres fand zwar die Inngränze ſehr verführeriſch, aber es wollte ſelbſt nach Erlangung derſelben nichts in Schwaben abtreten, und verlangte außer Salzburg und Berchtoldsgaden, außer dem Land zwiſchen Salza und Inn noch das Bisthum Paſſau. Brixen und Trient wollte es nicht als eine Gabe gelten laſſen, es meinte, es hätte ſie ja ſchon, da ſie in Tyrol lagen. Preußen ſeinerſeits

wollte von keinem ſeiner Anſprüche in Franken abgehen. Unter dieſen Umſtänden beſchloß der Erſte Conſul, auf das Gute zu verzichten und das Mögliche zu erlangen, — eine peinliche aber in großen Geſchäften oft vorkommende Nothwendigkeit. Er ſuchte ſich mit Preußen ſchließlich zu verſtehen, um ſich dann mit Rußland zu verſtändigen. Auf das Ende der Unterhandlung verſparte er das Abkommen mit Oeſterreich, deſſen verzweifelte Hartnäckigkeit nur durch die Geſammtheit der erlangten Zuſtimmungen zu überwinden war.

Erſtlich kündigte er den feſten Entſchluß an, kein Intereſſe aufopfern zu laſſen, nicht Alles den großen Häuſern zu geben auf Koſten der kleinen, nicht alle freien Städte aufhören zu laſſen, die katholiſche Partei nicht ganz zu vernichten. Beurnonville, Geſandter zu Berlin, befand ſich in dieſem Augenblick auf Urlaub zu Paris. Im Mai 1802 ward er beauftragt, mit dem preußiſchen Geſandten Luccheſini zu ſprechen und eine Uebereinkunft zu unterzeichnen, in welcher die lediglich die Häuſer Brandenburg und Oranien betreffenden Beſtimmungen feſtgeſetzt waren. Preußen brachte alle ſeine Forderungen wieder vor. Aber es ſah, daß es nur mit Frankreich vortheilhaft unterhandeln konnte. Es bequemte ſich alſo zu einem Abkommen, welches zwar weit hinter ſeinem Begehren zurückblieb, aber in ganz Deutſchland ſehr parteiiſch für daſſelbe angeſehen werden mußte. Preußen verlor, wie geſagt, auf dem linken Rheinufer das Herzogthum Geldern, einen Theil des Herzogthums Cleve, das Fürſtenthum Mörs, einige an Holland überlaſſene Enclaven und in Folge einer allgemeinen Schifffahrtsordnung die Rheinzölle. Alle dieſe Verluſte verurſachten ihm eine Einkommenvermin-

derung, welche es ſelber auf 2 Millionen, Oeſterreich auf 750,000, Rußland auf 1 Million, Frankreich aus Gefälligkeit auf 12 — 13,00,000 Gulden anſchlug. In einer am 23. Mai 1802 unterzeichneten Uebereinkunft verſprach Frankreich, Preußen die Bisthümer Hildesheim und Paderborn, einen Theil des Bisthums Münſter, Erfurt, das Eichsfeld, einige Abteien und Reichsſtädte zu verſchaffen mit einem Geſammtertrag von 1,800,000 Gulden, alſo eine halbe Million mehr als das ſeiner verlorenen Gebiete. In Franken erhielt Preußen nichts und das that ihm ſehr leid, denn in dieſem Stück war ſein Beſtreben ſehr beharrlich. Dagegen wären Erfurt und das Eichsfeld Zwiſchenpoſten, welche ihm Ruhepunkte auf dem Weg nach ſeinen fränkiſchen Fürſtenthümern gewährten. Indem es that, als verſtände es ſich zu großen Opfern, unterzeichnete es im Grund zufrieden mit den erlangten Erwerbungen. Tags darauf ward mit Preußen eine beſondere Uebereinkunft in Betreff der Entſchädigung des Hauſes Oranien unterzeichnet. Oranien ward nicht, wie es wünſchte, nach Weſtphalen geſetzt, ſondern nach Heſſen. Es erhielt das Bisthum Fuld nebſt den Abteien Corvei und Weingarten. Damit war es nicht allzunahe bei Holland, welches den Fürſten an die Erbſtatthalterſchaft erinnerte, aber nicht weit von Naſſau, wo alle übrigen Zweige ſeiner Familie entſchädigt werden ſollten.

Dieſe Vortheile bewilligte Bonaparte Preußen und ſeiner Sippſchaft, um ſich das Bündniß mit ihm zu ſichern. Er benutzte die Gelegenheit, um Preußen die förmliche Anerkennung von Allem, was er in Europa gethan hatte, abzunöthigen. Er forderte und erlangte von Oranien die Anerkennung der bataviſchen Republik

und den Verzicht auf die Erbſtatthalterſchaft. Von Preußen begehrte er Anerkennung der italieniſchen Republik, des Königreichs Etrurien und eine, wenn auch nicht ausdrückliche Gutheißung der Vereinigung Piemonts mit Frankreich. Damit wäre der König Friedrich Wilhelm an Bonapartes Politik in dem Stück gefeſſelt geweſen, welches Europa am widerwärtigſten war. Dennoch nahm er keinen Anſtand die verlangte Zuſtimmung in derſelben Urkunde zu geben, welche ihm ſeinen Antheil an den Entſchädigungen in Deutſchland zuwies.

Nachdem ſo die preußiſchen Begehren erledigt waren, unterzeichnete Bonaparte, treu ſeinem Vorhaben, ſich nach und nach mit den einzelnen hauptſächlichſten Betheiligten zu verſtändigen, an demſelben Tag eine Uebereinkunft mit Bayern, welches er darin als alten Bundesgenoſſen Frankreichs behandelte. Er ſicherte ihm alle in ſeinem Gebiet eingeſchloſſenen Bisthümer zu, das Bisthum Augsburg (nicht aber die Stadt, welche frei bleiben ſollte), Freiſing, am Fuß von Tyrol Kempten und Werdenfels, die Oeſterreich gern gehabt hätte, die Stadt Paſſau (nicht aber das von Oeſterreich eingeſchloſſene Bisthum, welches dem Großherzog Ferdinand beſtimmt war), Eichſtätt, Würzburg und Bamberg, und endlich in Schwaben mehrere Abteien und Reichsſtädte (Ulm, Memmingen, Buchhorn u. A.), welche Oeſterreich begehrt hatte. Die Frage wegen des Inn überließ er Bayern und Oeſterreich, auf dem Weg des Tauſches abzumachen. So in Schwaben und Franken abgerundet, erhielt Bayern ein wohlzuſammenhängendes Gebiet; nur das Herzogthum Berg am Niederrhein war von der Hauptmaſſe geſondert. Um dieſe zu runden,

hatte man es auf die Unterpfalz verzichten laſſen. Für ſeine Verluſte war es reichlich entſchädigt. Die abgetretenen Länder hatten ihm 3 Millionen fl. ertragen. Die neuerworbenen warfen einige tauſend mehr ab.

Nach Feſtſtellung der Entſchädigung für Preußen und Bayern war das Schwerſte gethan. Man hatte zwei Freunde Frankreichs befriedigt, die nächſt Oeſterreich bedeutendſten Staaten Deutſchlands. Nun war kein unüberſteiglicher Widerſtand mehr zu fürchten. Es blieb noch übrig, ſich mit Baden, Würtemberg und beiden Heſſen zu verſtändigen. Baden und Würtemberg waren mit Rußland verwandt und deſſen Schützlinge. Ihr Antheil mußte in Uebereinſtimmung mit Rußland beſtimmt werden. Wir haben ſchon geſagt, daß es im Plan Bonapartes lag, den Kaiſer Alexander an der Ordnung der deutſchen Angelegenheiten Theil nehmen zu laſſen und ihm Luſt daran zu machen durch gute Behandlung ſeiner Schützlinge und dadurch, daß er ſeinem Stolz ſchmeichelte, indem er ſeinen Einfluß hoch anzuſchlagen ſchiene. Er war ſchon dazu genöthigt durch die geheimen Artikel des Friedens mit Rußland, in welchen eine Verſtändigung mit Rußland über die deutſche Entſchädigungsangelegenheit ausbedungen war. Bonaparte hatte gedacht, er dürfe nicht warten, bis die Ruſſen ihr Recht zur Dazwiſchenkunft verlangten. In ſeiner perſönlichen Korreſpondenz mit Alexander, wo er ſich vertraulich über alle europäiſchen Angelegenheiten äußerte, hatte er ihn um ſeine Abſichten in Betreff der ihm verwandten Häuſer Baden und Würtemberg gefragt. (Die Mutter Alexanders war nämlich eine Prinzeſſin von Würtemberg und ſeine Gemahlin eine Prinzeſſin von Baden. Letztere war eine

der ſchönen karlsruher Schweſtern, welche auf den Thronen von Bayern, Schweden und Rußland ſaßen.) Der Zar, durch dieſe Fragen geſchmeichelt, nahm gern die Eröffnungen des Erſten Conſuls an und ließ ſich keinen Augenblick einfallen, auf den Gedanken Oeſterreichs einzugehen, welches die Unterhandlung nach Petersburg ziehen wollte. Es wäre ihm zwar ſehr angenehm geweſen, die größte Angelegenheit des Welttheils bei ſich verhandelt zu ſehen; aber er war verſtändig genug, es keinen Augenblick zu verlangen. Er ermächtigte alſo ſeinen Geſandten Markow, über den Gegenſtand zu Paris zu unterhandeln. An Würtemberg und Baden lag ihm bei dieſer Unterhandlung weit weniger, als daran, offenkundiger Theilnehmer der ganzen Unterhandlung zu ſein. Der Erſte Conſul ließ dem Kaiſer Alexander in Betreff der äußerlichen Rolle nichts zu wünſchen übrig und bot ihm an, auf gleicher Linie mit dem franzöſiſchen Kabinet zu figuriren, indem Rußland und Frankreich als Vermittler zwiſchen den Ständen des deutſchen Reichs aufträten. Dies war ein ſehr glücklicher Gedanke. Nachdem man mit den hauptſächlichſten Betheiligten übereingekommen war, was dieſen zufallen ſollte, mußte man endlich mit dem Reichstag zu Regensburg in Verkehr treten und ihn zur Gutheißung der mit den Einzelnen getroffenen Vereinbarungen bewegen. Bonaparte gedachte, dieſe Vereinbarungen zuſammenzuſtellen und ſie als einen das Ganze umfaſſenden Entwurf dem Reichstag vorzulegen, im Namen Frankreichs und Rußlands, die ſich zu Vermittlern aufwarfen. Mit dieſer Form ward die Würde des deutſchen Reichs geſchont, indem es nicht mehr den Schein hatte, von Frankreich diktatoriſch organiſirt zu

werden, ſondern in der aus widerſtreitenden Strebungen ſeiner Mitglieder entſpringenden Verlegenheit, die beiden größten und am wenigſten betheiligten Mächte des Feſtlandes als Schiedsrichter anzunehmen. Der Wille Frankreichs ließ ſich nicht unter einer für Deutſchland ſchicklicheren, für einen kaum auf der Weltbühne erſchienenen jungen Herrſcher ſchmeichelhafteren Form verſtecken. Indem Bonaparte, der mit Ruhm bedeckte Meiſter in den Waffen und in der Politik die Rolle mit einem Fürſten theilte, der noch nichts gethan hatte, beobachtete er ein überaus geſchicktes Verfahren. Durch ein etwas ſchonendes Verfahren gewann er Europa für ſeine Abſichten. Das Weſen der wahren Politik beſteht darin, immer das Ergebniß dem äußeren Schimmer vorzuziehen, welcher letzterer unfehlbar kommt, wenn das erſtere erlangt iſt.

Nachdem Alexander den Vorſchlag Bonapartes angenommen, kamen beide überein, dem Reichstag eine von beiden Kabinetten unterzeichnete Note zu übergeben, welche das Anerbieten der Vermittlung beider enthielte. Nun mußte man ſich aber über die in dieſer Note zu verzeichnenden Beſtimmungen verſtändigen. Bonaparte hatte viel Mühe, den ruſſiſchen Geſandten zur Annahme der bereits mit den Hauptmächten Deutſchlands getroffenen Vereinbarungen zu bewegen, weil dieſe, nicht etwa ein ernſtlicher Nachtheil für Oeſterreich, ſondern nur den Abſichten Oeſterreichs entgegen waren. Während der junge Alexander ſich das Anſehen gab, als theile er keine der Leidenſchaften der europäiſchen Ariſtokratie, trugen Markow zu Paris und Woronzow zu London ohne Rückhalt Leidenſchaften zur Schau, die ein franzöſiſcher Emigrant, ein engliſcher Tory oder

ein großer Herr aus Oeſterreich hätte hegen können. Namentlich Markow war ein Ruſſe voll finſteren Stolzes und entbehrte ganz der anlockenden Biegſamkeit, die man oft bei ruſſiſchen Großen antrifft. Er hatte Kopf, aber noch mehr Hochmuth und machte ſich von der Macht ſeines Kabinets eine damals ſehr übertriebene Vorſtellung. Bonaparte war nicht der Mann dazu, den lächerlichen Hochmuth Markows zu dulden. Er verſtand es, den Geſandten in Schranken zu weiſen, ohne die Rückſichten für den Herrſcher zu verleugnen. Er bot ihm für Würtemberg, Baden und Bayern Vortheile an, die weit die Verluſte dieſer drei Häuſer übertrafen. Aber Markow, gleichgültig gegen die kaiſerliche Verwandtſchaft und ſelbſt gegen die ruſſiſche Politik, die ſeit dem teſchener Frieden angefangen hatte, die kleinen deutſchen Mächte zu begünſtigen, zeigte ſich in ſeinem Eifer für die Sache des alten Europa nicht als Ruſſe, ſondern als Oeſterreicher. Er ſchien ausſchließlich für Oeſterreich beſorgt zu ſein. Preußen war ihm verhaßt. Er beſtritt alle Behauptungen dieſer Macht, ließ alle Behauptungen Oeſterreichs gelten, und verlangte für dies ſo viel, wie man nur in Wien verlangen konnte. Die dem Großherzog Ferdinand zugewieſenen Stifter Salzburg und Berchtoldsgaden ertrugen 2,500,000 fl., ſo viel wie Toskana. Dazu wurden nun noch die Bisthümer Brixen und Trient gefügt. Markow, der Wortführer Oeſterreichs, wollte dieſe Hinzufügung nicht gerechnet wiſſen. Dieſe Bisthümer, meinte er, lägen in Tyrol und gehörten Oeſterreich. Gebe man ſie einem Erzherzog, ſo nehme man ſie dem Kaiſer. Darauf ward erwidert: Trient und Brixen ſind, obwohl von öſterreichiſchem Gebiet umſchloſſen,

doch völlig unabhängige geiſtliche Fürſtenthümer und gehören nicht eher Oeſterreich, als bis ſie ihm förmlich zugetheilt ſind. Oeſterreich wollte ferner das Bisthum Paſſau, welches ihm den wichtigen Platz Paſſau am Zuſammenfluß des Inn und der Donau als einen Brückenkopf gegenüber Bayern, ſicherte. Man wollte Oeſterreich das Bisthum Paſſau ohne die Stadt Paſſau geben, was ſehr wohl anging, da das Bisthum ganz in Oeſterreich und die Stadt ganz in Bayern lag. Die Stadt an Oeſterreich überlaſſen, hätte geheißen, dieſem eine drohende Stellung gegen Bayern bewilligen. Das Natürlichſte war, das Bisthum dem Großherzog Ferdinand und Paſſau dem Kurfürſten von Bayern zuzutheilen. Aber Oeſterreich hielt auf Paſſau als auf einen hochwichtigen Platz und Markow vertheidigte denſelben für Oeſterreich mit größter Wärme. Indeß die lange Unterhandlung mußte einmal zu Ende kommen. Markow merkte, daß man im Nothfall die Sache auch ohne Rußland abthun würde, gab nach und verſtändigte ſich mit Talleyrand über den ſchließlichen Plan.

In dieſen Plan wurden die von Bonaparte Preußen und Oranien zugeſtandenen Vortheile, obwohl von Markow lebhaft angefochten, vollſtändig aufgenommen, deßgleichen die dem Kurfürſten von Bayern bewilligten Bedingungen. (S. oben). Oeſterreich ſollte für den Großherzog von Toskana Brixen, Trient, Salzburg, Berchtoldsgaden, Paſſau (ohne die Stadt) mit einem Einkommen von 3,500,000 fl., ſtatt ſeines verlorenen von 2,500,000 erhalten und dabei den Vortheil der unmittelbaren Nähe von Oeſterreich, den Toskana nicht hatte. In Schwaben blieb Oeſterreich auf ſeine alten Beſitzungen beſchränkt, welche gegen die Inngrenze zu

vertauſchen ihm frei ſtand. Das Breisgau blieb wie in den früheren Verträgen dem Herzog von Modena geſichert. Das Haus Baden ward ſehr gut behandelt, Markow aber ſchien ſich wenig darum zu kümmern. Es hatte im Elſaß und in Luxemburg verſchiedene Herrſchaften verloren, welche ihm höchſtens 315,000 fl. eintrugen, und erhielt dafür Gebiete in ſeiner Nähe (das Bisthum Konſtanz, die Reſte der Stifter Baſel, Straßburg und Speier, und von der Unterpfalz die Aemter Ladenburg, Bretten und Heidelberg) mit einem Ertrag von 450,000 fl. Außerdem war ihm noch die Kurwürde beſtimmt. Würtemberg erhielt für den Verluſt von 250,000 fl. Einkommen, ein desgleichen von 380,000 fl. aus der Propſtei Ellwangen und verſchiedenen Abteien. Aehnlicherweiſe wurden die Häuſer Heſſen und Naſſau nach Maßgabe ihrer Verluſte mit Gebieten, die ihnen nahe lagen, entſchädigt. Die geringeren Fürſten wurden von Frankreich ſorgfältig geſchützt und erhielten Einkünfte, die ziemlich den verlornen gleichkamen. Die Häuſer Aremberg und Salm wurden nach Weſtphalen verſetzt. Die Grafen von Weſtphalen erhielten das niedere Bisthum Münſter. Um England hatte man ſich wenig bekümmert, weil es auf die deutſche Entſchädigungsfrage kein großes Gewicht zu legen ſchien. Doch vergaß man nicht, daß Georg III., Kurfürſt von Hannover war und großen Werth auf ſein Stammland ſetzte. Er betrachtete es als ſeine letzte Zuflucht in düſteren Augenblicken, wenn er England von einer Revolution bedroht glaubte. Man wollte ihn günſtig ſtimmen und ihm zu Gunſten von Hamburg und Bremen den Verzicht auf gewiſſe Rechte, zu Gunſten Preußens, auf einige Kleinigkeiten zumuthen. Deßhalb

beſtimmte man ihm das an Hannover grenzende Bisthum Osnabrück, was weit mehr werth war, als ſein Verluſt, in der Hoffnung, daß er ſich lebhaft für den Erfolg der Vermittlung verwenden würde. Eine Anzahl mittelbarer Abteien ward vorbehalten zur Vervollſtändigung der Schadloshaltung derjenigen Fürſten, welche etwa bei dieſer erſten Vertheilung zu kurz kämen, und zu Penſionen für die ihrer Güter verluſtige Geiſtlichkeit. Im Allgemeinen ward den Fürſten, welche Kirchengüter erhielten, die Verpflichtung aufgelegt; allen noch lebenden ehemaligen Nutznießern derſelben (Biſchöfen, Aebten, Domherrn und deren Dienerſchaft) Jahrgehalte zu zahlen. Dies war eine natürliche Pflicht gegen Leute, denen man fürſtliche Würde und Beſitzungen genommen. Aber dies galt nur für die Geiſtlichen auf dem rechten Rheinufer. Die auf dem linken hatten nichts an Frankreich zu fordern und würden nirgends Unterhalt gefunden haben, wenn nicht für ſie ein großer Theil der mittelbaren Abteien beſtimmt worden wäre.

Dies waren die Verfügungen über Land und Einkommen, wie ſie mit Markow verabredet wurden. Für 13 Millionen fl. Verluſte wurden an 14 Millionen Entſchädigungen vertheilt. Zum Beweis der Habgier der großen Höfe dient der Umſtand, daß Oeſterreich davon für ſeine Erzherzoge an vier Millionen nahm, Preußen 2 Millionen für ſich und eine halbe für den Erbſtatthalter. Bayern nahm drei, genau ſo viel als es verloren, Würtemberg, Baden, Heſſen und Naſſau, an zwei, alle kleinen Fürſten zuſammen dritthalb. Oeſterreich und Preußen erhielten alſo den beſten Theil für ſich und für Fürſten, welche dem deutſchen Reich nicht angehörten.

Nun blieben noch die Beſtimmungen über die Verfaſſung übrig, über welche man ſich ebenfalls verſtändigen mußte. Bonaparte war anfangs geneigt, zwei geiſtliche Kurfürſten fortbeſtehen zu laſſen. Später, wo er durch die Hartnäckigkeit Oeſterreichs gereizt und durch die Gier der großen Höfe der Mittel beraubt war, beſchränkte er ſich auf die Erhaltung eines einzigen. Der Kurfürſt von Köln war todt und nur der Form halber durch den Erzherzog Anton erſetzt, ohne daß Oeſterreich auf Geltendmachung der Wahl gedrungen hätte. Der Kurfürſt von Trier in ſeinem Bisthum Augsburg war nicht zu beklagen noch zurückzuwünſchen. Er ſollte ein Jahrgeld von 100,000 fl. erhalten. Dalberg, der Kurfürſt von Mainz, hatte außer ſeinen perſönlichen Eigenſchaften noch den Anſpruch erhalten zu werden, daß an ſeine Kurwürde die Erzkanzlerſchaft und der Vorſitz auf dem Reichstag geknüpft war. Er blieb alſo Erzkanzler, Vorſitzer auf dem Reichstag und erhielt das Bisthum Regensburg, in welchem der Reichstag ſaß. Man ließ ihm das Amt Aſchaffenburg von dem alten Kurfürſtenthum Mainz und beſchloß, ihm mit vorbehaltenen Gütern ein Einkommen von einer Million Gulden zu ſichern. Da ſo nur ein geiſtlicher Kurfürſt blieb neben den fünf weltlichen, ſo war die Geſammtzahl der Kurfürſten auf ſechs beſchränkt. Bonaparte wollte ſie vermehren und ungleich machen. Die Kurwürde wurde ertheilt dem Markgrafen von Baden für ſein gutes Verhalten gegen Frankreich und wegen ſeiner Verwandtſchaft mit Rußland, dem Herzog von Würtemberg und dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel wegen ihrer Bedeutſamkeit im Reich. Alle drei waren Proteſtanten, mithin ſtan-

den ſechs proteſtantiſche Kurfürſtenthümer gegen drei katholiſche, und die Mehrheit im Kurfürſtenkollegium war von der katholiſchen auf die proteſtantiſche Partei übergegangen. Doch verlor darum Oeſterreich nicht ſeinen gebührenden Einfluß. Es war ſtets der Stimmen von Böhmen, Sachſen und Mainz ſicher, meiſt auch der von Hannover und in gewiſſen Fällen der von Baden und Würtemberg.

Es ward ausgemacht, daß die mit Kirchengütern entſchädigten Fürſten für ihre neuerworbenen Herrſchaften im Fürſtenkolleg ſitzen ſollten. Dadurch kam auch in dieſem Kolleg die Mehrheit an die proteſtantiſche Partei. Aber die Ehrfurcht vor dem kaiſerlichen Haus und der Umſtand, daß den kleinen Fürſten an Erhaltung der Reichsverfaſſung gelegen ſein mußte, bewirkte, daß die neugeſchaffenen proteſtantiſchen Stimmen nicht durchgängig gegen Oeſterreich waren. Man nahm an, daß, während die proteſtantiſche oder preußiſche Partei durch die Veränderungen die Mehrheit im Kurfürſten- und im Fürſtenkolleg gewonnen hatte, Oeſterreich mit dem alten Zauber, der es umgab, mit den an die Kaiſerkrone geknüpften Vorrechten, mit ſeinem unmittelbaren Einfluß auf den Kurfürſten von Regensburg, mit dem Ratifikationsrecht, von welchem die Gültigkeit aller Beſchlüſſe des Reichstags abhing, noch der Oppoſition Preußens die Wage halten könnte und mächtig genug bliebe, um das Einreißen der Anarchie im deutſchen Reich zu verhindern. Man nahm an, mit der Mehrheit der Stimmen habe man ihm höchſtens die Macht genommen, Deutſchland nach Willkür zu beherrſchen und je nach den Eingebungen ſeines Ehrgeizes zum Krieg fortzureißen. Dies war die Anſicht des Erz-

kanzlers, der in der Kenntniß der Praxis der deutſchen Verfaſſung ſehr bewandert war.

Endlich war noch das Kollegium der Städte zu organiſiren, welches zu allen Zeiten wenig Einfluß gehabt hatte und in Zukunft gar keinen mehr haben ſollte. Zwar hatte der Lüneviller Friede nicht vom Eingehen der Reichsſtädte, ſondern bloß der geiſtlichen Fürſtenthümer geſprochen; allein das Daſein vieler dieſer Städte war ſo trügeriſch, ihre Verwaltung ſo läſtig für ſie ſelber, ſie bildeten im Reich eine ſo ſtörende und häufige Ausnahme, daß man die meiſten von ihnen eingehen laſſen mußte. Den Schutz, welchen ſie früher in ihrer Reichsunmittelbarkeit geſucht hatten, fanden ſie in der größeren Geſetzlichkeit der Neuzeit. Sie alle unterdrücken, wäre zu hart geweſen. Ohne Bonaparte würden die bedeutendſten von ihren Nachbarn verſchlungen worden ſein. Der Erſte Couſul machte ihre Erhaltung ſich zur Ehrenſache. Augsburg und Nürnberg wollte er erhalten wegen ihrer geſchichtlichen Berühmtheit, Regensburg als Sitz des Reichstags, Wetzlar als Sitz des Reichskammergerichts, Frankfurt und Lübeck wegen ihrer Bedeutſamkeit als Handelsſtädte. Er wollte noch zwei hinzufügen, die, bedeutender als die vorigen, nicht die Eigenſchaft kaiſerlicher freier Reichsſtädte hatten, nämlich Hamburg und Bremen. Bremen hing von Hannover ab. Es ward losgekauft mit einem Theil vom Biſthum Osnabrück. Hamburg genoß einer wahren Unabhängigkeit, hatte aber keine Stimme im Städtekolleg. Jetzt wurde es in daſſelbe aufgenommen. Bonaparte ließ den ausnahmsweiſe übrig bleibenden Reichsſtädten nützliche Vorrecht geben. Sie wurden für neutral in den Reichskriegen und frei von allen Kriegslaſten

(Stellung von Truppen, Bezahlung von Römermonaten Einquartirung) erklärt. Damit war ihre Neutralität, zugleich bewilligt, gerechtfertigt und geſichert. Eine andere Wohlthat, die ihnen mehr als irgend einem andern Theil der deutſchen Länder zu gut kommen mußte, war die Aufhebung der läſtigen Zölle an den großen Flüſſen Deutſchlands. Die mittelalterlichen Zölle am Rhein, an der Weſer und an der Elbe wurden abgeſchafft. Die aus dieſer Abſchaffung erwachſenden Verluſte für die Uferſtaaten waren zum Voraus berechnet und ausgeglichen. Einige Fürſten, welche Eigenthum in einigen freien Städten, wie Augsburg, Frankfurt und Bremen beſaßen, waren beſtimmt worden, gegen eine Vergrößerung ihrer Entſchädigung darauf zu verzichten. Nur Frankreich und ſeinen beharrlichen Anſtrengungen verdankten die Reichsſtädte dieſe Wohlthaten. Aus ihrer Zahl fielen diejenigen weg, welche ihre Wichtigkeit verloren hatten, und die zwei reichſten Städte, welche nicht zu ihnen gehört hatten, wurden ihnen beigeſellt. Ihr Zuſtand war verbeſſert; ſie waren in Stand geſetzt, der Handelsfreiheit große Dienſte zu leiſten und den Vortheil davon zu ziehen.

Sobald der Plan fertig war, erhielt er die Form einer Uebereinkunft und ward von Markow und von dem franzöſiſchen Bevollmächtigten am 4. Juni 1802 unterzeichnet. Oeſterreich, welches Tag für Tag von den Schritten Markows benachrichtigt wurde, hatte ſich im Hintergrund gehalten. Bonaparte kam ihm nicht entgegen. Er wollte einzeln die Zuſtimmung der Meiſten erhalten und damit ſodann die Widerſpänſtigen zwingen, ſich zu fügen. Sein Entſchädigungsplan be-

ſtand im einzelnen aus Verträgen mit den zu entſchädigenden Staaten. Markow wollte übrigens nur unter Vorbehalt der Genehmigung ſeines Hofs unterzeichnen. Träfe dieſe ein, dann ſollte die Note mit dem Plan ſofort nach Regensburg gebracht und dem Reichstag vorgelegt werden im Namen Frankreichs und Rußlands als Vermittler beim deutſchen Reich. Indem ſomit Bonaparte Rußland an ſeinen Plan band, indem er über denſelben mit Preußen, Bayern und den hauptſächlichſten Staaten zweiten Ranges im Reinen war, mußte er am Ende unfehlbar den Widerſtand Oeſterreichs überwältigen. Aber er fürchtete, daß Oeſterreich zu Petersburg Alles aufbieten würde, um den jungen Kaiſer wankend zu machen, um Bedenklichkeiten in ihm zu erwecken und ſeine Gerechtigkeit gegen ſeine — durch die ihm dargebotene Rolle ſehr geſchmeichelte — Eitelkeit aufzurufen. Darum ließ er den General Hédouville, unſern Geſandten zu Petersburg, in gemäßigten, aber entſchiedenen Ausdrücken erklären, auf die Zuſtimmung des ruſſiſchen Cabinets zur Uebereinkunft vom 4. Juni würde nur zehn Tage gewartet werden. Dieſe Erklärung gab deutlich zu verſtehen, wenn Rußland die Ehre, gemeinſchaftlich mit Frankreich den neuen Zuſtand des deutſchen Reichs zu regeln, nicht zu ſchätzen wiſſe, ſo würde der Erſte Conſul ſeinen Gang für ſich gehen, und ſich allein zum Vermittler aufwerfen. Es lag eine eben ſo geſchickte Benutzung der Umſtände in der Feſtigkeit am Schluß der mit Rußland angeknüpften Unterhandlung, wie in der Gefälligkeit, mit welcher man ſich auf dieſelbe eingelaſſen.

Der Kaiſer befand ſich in dieſem Augenblick nicht in Petersburg. Er hatte zu Memel eine Zuſammen-

kunft mit dem König von Preußen. Obwohl die ruſſiſche Diplomatie ganz für Oeſterreich war und ungünſtig gegen Preußen, deſſen Ländersucht und Gefälligkeit gegen Frankreich ſie bitter tadelte, ſo theilte doch der Kaiſer nicht dieſe Stimmung. Er hatte ſich eingebildet, Preußen ſei eine weit furchtbarere Macht als Oeſterreich, das große Geheimniß der Kriegskunſt ſei ſeit Friedrich II. dem preußiſchen Heer verblieben, und in dieſer Meinung blieb er bis zur Schlacht bei Jena. Er hatte von dem jungen König von Preußen gehört, von ſeinen Tugenden, von ſeinen Kenntniſſen, von ſeinem Widerſtand gegen ſeine Miniſter, und er glaubte in der Lage dieſes Königs mehrfache Aehnlichkeit mit der ſeinigen zu finden. Er wollte ihn perſönlich kennen lernen und hatte ihm deshalb die Zuſammenkunft in Memel vorgeſchlagen. Der König von Preußen hatte dieſen Vorſchlag mit Freuden angenommen, weil er ſtets mit dem Gedanken umging, ſich zwiſchen Rußland und Frankreich zu ſtellen, und glaubte, er würde auf ihre wechſelſeitigen Verhältniſſe einen nützlichen Einfluß üben, er würde ſie in Eintracht mit einander erhalten und, indem er die Wage zwiſchen ihnen hielte, ſie für ganz Europa halten, — eine wichtige Rolle, an welche ſich die ſichere Ausſicht auf Bewahrung des ihm ſtets am Herzen liegenden Friedens knüpfte. Dieſe Rolle, welche er einen Augenblick unter dem Kaiſer Paul geträumt hatte, würde viel leichter ſein unter Alexander, den ſein Alter und ſeine Neigungen ihm näher ſtellten. In dieſem Gedanken von Haugwitz beſtärkt, war er nach Memel gegangen, den Kopf voll von den ehrenwertheſten Einbildungen. Bei ihrer Zuſammenkunft ſchienen beide Herrſcher einander ſehr zu gefallen und

ſchworen ſich eine ewige Freundſchaft. Der König von Preußen war einfach und ein wenig linkiſch, Alexander war keins von beiden, ſondern liebenswürdig, und nicht ſparſam mit Gefühlsäußerungen. Er nahm keinen Anſtand, die erſten Schritte zu dem Nachkommen des großen Friedrich zu thun und drückte ihm die lebhafteſte Zuneigung aus. Die ſchöne Königin von Preußen war bei der Zuſammenkunft gegenwärtig. Ihr widmete Alexander von der Zeit an eine ritterliche Verehrung. Beide Herrſcher trennten ſich ſehr eingenommen von einander und überzeugt, daß ſie ſich einander nicht als Könige, ſondern als Menſchen liebten. Alexander machte nämlich immer Anſpruch darauf, auf dem Thron Menſch zu bleiben. Nach ſeiner Rückkehr verſicherte er Alle, die ihm nahe kamen, er habe endlich einen ſeiner würdigen Freund gefunden. Auf Alles, was man ihm von der Ländergier Preußens ſagte, erwiderte er, das ſei richtig in Betreff von Haugwitz, aber falſch in Betreff des jungen tugendhaften Königs. Es wäre ihm ganz recht geweſen, auf dieſe Weiſe alle Handlungen des ruſſiſchen Hofs erklärt zu ſehen. In dem Augenblick, wo beide Herrſcher ſich trennen wollten, traf zu Memel ein Kurier ein und übergab dem König Friedrich Wilhelm einen Brief Bonapartes. In dieſem Brief wurden ihm die an Preußen bewilligten Vortheile und der mit Markow verabredete ſchließliche Plan mitgetheilt. Jetzt, ſchrieb Bonaparte, hänge Alles von der Zuſtimmung des ruſſiſchen Kaiſers ab. Friedrich Wilhelm, entzückt von dieſem Ergebniß, wollte die Gelegenheit benutzen, um von den deutſchen Angelegenheiten zu ſprechen mit dem jungen Freund, den er für ſein ganzes Leben gewonnen zu haben glaubte. Aber dieſer

aalglatte Freund wollte ihn nicht anhören und verſprach zu antworten, ſobald ihm ſeine Miniſter den zu Paris entworfenen Plan mitgetheilt haben würden.

Es war jetzt Mitte Juni 1802. Zu Petersburg erwarteten den Kaiſer Kuriere. Hédouville, ſehr pünktlich den erhaltenen Vorſchriften nachlebend, hatte ſchon eine Note übergeben, und darin angekündigt, wofern in der geſetzten Friſt nicht eine Antwort mit Ja oder Nein erfolgte, würde er annehmen, die Antwort ſei Nein und demgemäß nach Paris berichten. Der Vicekanzler Kurakin, beſſer gegen Frankreich geſtimmt als ſeine Collegen, bewog den Geſandten, ſeine Note zurückzunehmen, weil dieſe den Kaiſer verletzen könnte, und verſprach, ſo wie Alexander zurückgekommen wäre, ſolle ihm die Sache ſofort vorgelegt und ohne Verzug Antwort gegeben werden. Nach ſeiner Rückkunft hörte der Kaiſer ſeine Miniſter an. Mehrere unter dieſen drangen in ihn, den Plan zurückzuweiſen. Das Cabinet ſchien getheilt und mehr für Oeſterreich als für Preußen geſtimmt zu ſein. Alexander ſah mit ſeinem frühreifen Scharfblick, daß der Herr der Angelegenheiten des Weſtens ihm den Schein einer Rolle überließ und für ſich das Weſen behielt, daß dieſe Bedingungen, welche man gemeinſchaftlich zu Regensburg vorſchreiben ſollte, fertig von Paris kämen. Indeß gefielen ihm doch die äußerlichen Rückſichten, die man gegen ſein Kaiſerthum beobachtete, und er war es wohl zufrieden, daß durch dieſe Wiederholung des beim Teſchener Frieden gegebenen Beiſpiels für die Zukunft das Recht Rußlands ſich in die deutſchen Angelegenheiten zu mengen, feſtgeſtellt würde. Er war überzeugt, Bonaparte würde ſeinen Gang gehen, wenn das ruſſiſche Cabinet länger

zögerte. Zudem ſchienen ihm die Anſprüche Oeſterreichs, welches eben zu Petersburg ſeine letzten Anſtrengungen machte, ganz ungereimt, und dabei wurden die Briefe des Königs von Preußen mit jedem Tage dringender. Aus allen dieſen Gründen entſchied er ſich für den vorgelegten Plan und genehmigte die Uebereinkunft vom 4. Juni ſo zu ſagen wider den Willen ſeiner Miniſter. In dem Augenblicke, wo er es that, kam der Prinz Ludwig von Baden nach Petersburg, um die Rechte der Verwandtſchaft anzurufen und die Billigung eines Plans zu erlangen, welcher das Vermögen und die Titel ſeines Hauſes ſteigerte. Er fand ſeine Wünſche erhört. Einige Tage ſpäter ſtarb dieſer Prinz auf der Reiſe von ſeiner Schweſter in Rußland zu ſeiner Schweſter auf dem ſchwediſchen Thron in Finnland in Folge eines Unglücks beim Fahren.

Alexander gab zwar ſeine Zuſtimmung, aber er machte zwei Vorbehalte (nicht in der Urkunde, ſondern mündlich), deren Beachtung er der Artigkeit Bonapartes überließe. Der erſte betraf ſeinen Oheim, den Biſchof von Lübeck und Herzog von Oldenburg, welcher durch Aufhebung des Weſerzolls zu Elsfleth ein beträchtliches Einkommen verlor und dafür eine größere Entſchädigung verlangte. Dieſer Anſpruch ließ ſich mit Anweiſung von ein paar tauſend Gulden erledigen. Der zweite Vorbehalt Alexanders betraf die Kurwürde, welche er dem Haus Mecklenburg zugedacht, ohne daß es dieſem ſehr darum zu thun zu ſein ſchien. Hier lag eine größere Schwierigkeit, denn damit wäre die Zahl der Kurfürſten auf zehn geſteigert worden und ein Proteſtant mehr in das Kurfürſtencolleg gekommen. Das mußte ſpäter mit dem Reichstag abgemacht werden.

Die Anordnungen waren ſo getroffen, daß die aus Rußland zurückkehrenden Kuriere den Weg über München nahmen und dem franzöſiſchen und dem ruſſiſchen Geſandten die Weiſung überbrachten, ſofort zu unterhandeln. Rußland hatte ſeinen Geſandten Bühler zu München zum außerordentlichen Geſandten in Regensburg, Bonaparte desgleichen Laforeſt, den franzöſiſchen Geſandten am bayriſchen Hof, zum außerordentlichen Bevollmächtigten beim Reichstag ernannt. Laforeſt beſaß in ſeiner Kenntniß der deutſchen Angelegenheiten und in ſeiner Rührigkeit die zu ſeinem neuen ſchwierigen Geſchäft erforderlichen Eigenſchaften. Die Note, welche die Vermittlung der beiden Höfe ankündigte, ward den beiden Geſandten fertig zugeſchickt, damit ſie dieſelbe ſogleich nach Rückkunft der Kuriere von Petersburg überreichen konnten. Beide waren angewieſen, ſofort von München nach Regensburg abzugehen. Laforeſt befolgte dieſe Weiſung auf der Stelle und beſtimmte Bühler, ihm unverweilt zu folgen. Am 16. Auguſt kamen ſie nach Regensburg.

Der Reichstag hatte das ſchwierige Geſchäft der neuen Organiſation Deutſchlands einer aus den hauptſächlichſten Reichsſtänden beſtehenden Deputation aufgeladen. Dies war eine Nachahmung deſſen, was zu andern Zeiten unter ähnlichen Umſtänden, namentlich beim weſtphäliſchen Frieden, geſchehen war. Die acht gewählten Stände waren Brandenburg, Sachſen, Bayern, Böhmen, Würtemberg, der Deutſche Orden (unter Erzherzog Karl), Mainz und Heſſen-Kaſſel. Sie waren in der Reichsdeputation vertreten durch Miniſter, welche nach erhaltenen Weiſungen verhandelten. Dieſe Miniſter waren nicht alle anweſend. Laforeſt hatte große Mühe,

die Fehlenden nach Regensburg zu bringen, beſonders da Oeſterreich in ſeiner Verzweiflung beſchloſſen hatte, dem raſchen Verfahren Frankreichs die Langſamkeit im Geſchäftsgang des Reichs entgegenzuſetzen. Die Note in Form einer Erklärung ward am 18. Auguſt dem Directorialminiſter des Reichstags, welchem alle amtlichen Mittheilungen oblagen, übergeben, und eine Abſchrift davon dem kaiſerlichen Bevollmächtigten. Ein ſolcher befand ſich bei der Reichsdeputation, wie bei dem Reichstag ſelber, wo er die an das Reich gerichteten Mittheilungen für den Kaiſer in Empfang zu nehmen, zu prüfen, gut zu heißen oder zu verwerfen hatte.

Die Note der vermittelnden Mächte war würdig und freundſchaftlich, aber feſt, und ſagte einfach: da die deutſchen Reichsſtände ſich über Vollziehung des Lüneviller Friedens nicht hätten vereinbaren können, und da ganz Europa daran liegen müſſe, das Friedenswerk durch Ordnung der deutſchen Angelegenheiten vollendet zu ſehen, ſo böten Frankreich und Rußland als befreundete und unbetheiligte Mächte dem Reichstag ihre Vermittlung an und legten ihm einen Plan vor mit der Erklärung: das Intereſſe Deutſchlands, die Befeſtigung des Friedens und die allgemeine Ruhe Europas erheiſchten, daß die Regelung der deutſchen Entſchädigungsangelegenheiten in 2 Monaten vollendet ſei. In der Beſtimmung dieſer Friſt lag etwas gebieteriſches, aber dies konnte nicht umgangen werden, wenn man zeigen wollte, daß es den beiden Höfen mit ihrem Schritt Ernſt ſei. Die Erklärung machte großen Eindruck. Der Directorialminiſter als Vorſitzender übermachte ſie ſofort der Reichsdeputation.

Während ſo entſchloſſen zu Regensburg gehandelt wurde, theilte Champagny, der franzöſiſche Geſandte zu Wien, amtlich dem öſterreichiſchen Hof den Vermittlungsplan mit und erklärte, man habe ihn nicht verletzen wollen und wolle es auch noch jetzt nicht, aber die Unmöglichkeit, ſich mit ihm zu verſtändigen, habe die Nothwendigkeit herbeigeführt, einen Entſchluß zu faſſen, wie ihn die Ruhe Europas gebieteriſch fordere. Er gab übrigens zu verſtehen, daß der Plan nicht Alles unwiderruflich feſtgeſetzt habe, und daß noch viele Mittel übrig blieben, dem Wiener Hof gefällig zu ſein, theils bei ſeinen Unterhandlungen mit Bayern, theils bei ſeinen Bemühungen, Erzherzogen die Erbfolge im Hochmeiſterthum des deutſchen Ordens und in dem noch übrigen geiſtlichen Kurfürſtenthum zu ſichern. In all dieſem würde die Geneigtheit des Erſten Conſuls ſich nach der Geneigtheit des Kaiſers richten. Uebrigens war Champagny angewieſen, ſich auf nichts näheres einzulaſſen und anzudeuten, daß jede ernſtliche Erörterung nur zu Regensburg ſtatt haben könnte.

Bei dieſen unvermeidlichen Zögerungen der Diplomatie waren die entſchädigten Fürſten ungeduldig, die ihnen zugetheilten Gebiete zu beſetzen. Sie hatten verlangt, daß es ihnen verſtattet ſei, und Frankreich hatte eingewilligt, um den vorgeſchlagenen Plan ſo gut wie unwiderruflich zu machen. Preußen beſetzte auf der Stelle Hildesheim, Paderborn, Münſter, Erfurt und das Eichsfeld. Würtemberg und Bayern, nicht minder ungeduldig als Preußen, ſchickten Truppenabtheilungen in die ihnen beſtimmten geiſtlichen Herrſchaften. Dieſe Herrſchaften konnten keinen großen Widerſtand leiſten und die alten Prälaten oder die Kapitel, von denen

ſie regiert waren, hatten ſo wenig Willen wie Mittel zur Vertheidigung. Die Härte der Beſitzergreifenden blieb nicht hinter derjenigen Härte zurück, welche man einſt der franzöſiſchen Revolution vorgeworfen. Der natürliche Beſchützer dieſer armen geiſtlichen Herren war der Kaiſer. Die meiſten unter ihnen waren fern von öſterreichiſchem Gebiet und die nahe liegenden, wie die Biſchöfe von Augsburg und Freiſing, konnten nicht Hülfe erhalten ohne Verletzung des bayriſchen Gebiets, was ein äußerſt bedenklicher Schritt geweſen wäre. Indeß das Bisthum Paſſau war leicht vor Beſetzung durch Bayern zu bewahren und ſeine Erhaltung war wichtig. Indem Oeſterreich es übernahm, trat es durch eine Krafthandlung aus ſeiner Erniedrigung heraus. Das Bisthum war ganz von öſterreichiſchem Gebiet umſchloſſen und nur die Hauptſtadt von bayeriſchem. Der Wiener Hof wollte dieſe Stadt ſammt dem Bisthum für den Großherzog haben. Die öſterreichiſchen Truppen ſtanden an den Thoren von Paſſau und hatten nur einen Schritt zu machen, um einzurücken. Die Verſuchung war groß und an Vorwänden fehlte es nicht. Bei Annäherung der bayeriſchen Truppen hatte ſich der Biſchof an den Kaiſer als Schutzherrn jedes bedrohten Reichsſtandes gewandt. Der Plan, welcher ſein Bisthum unter Oeſterreich und Bayern theilte, war noch nicht Reichsgeſetz, und bis er dies war, konnte man die Vollziehung als eine ungeſetzliche Handlung betrachten. Freilich geſchahen ſolche Handlungen in ganz Deutſchland; aber warum ſollte man nicht da, wo es möglich war, ſie hindern und ein Zeichen von Lebenskraft geben?

Oeſterreich war aufs Aeußerſte gereizt. Es be-

ſchwerte ſich über alle Welt: über Frankreich, welches, ohne ihm ein Wort zu ſagen, mit Rußland den die Geſtalt des Reichs verändernden Plan unterhandelt habe, über Rußland ſelber, welches ihm zu Petersburg die Annahme des Vermittlungsplanes geheim gehalten, über Preußen und die Reichsſtände, welche ſich auf fremde Mächte ſtützten, um das Reich umzukehren. Seine Klagen waren ſchlecht begründet. Nur ſich ſelber, ſeinen übertriebenen Forderungen, ſeiner übel verſtandenen Schlauheit hatte es ſeine Verlaſſenheit in dieſem Augenblick zuzuſchreiben. Es hatte hinter Frankreichs Rücken mit Rußland unterhandeln wollen, und Frankreich hatte hinter ſeinem Rücken mit Rußland unterhandelt. Es hatte, indem es zu Alexander ſeine Zuflucht nahm, die Fremden ins Reich rufen wollen, und Preußen und Bayern waren ſeinem Beiſpiel gefolgt und hatten Frankreich herbeigerufen, mit dem Unterſchied, daß Preußen und Bayern eine dem deutſchen Reich befreundete und durch die Verträge zur Dazwiſchenkunft verpflichtete Macht ſich ins Mittel ſchlagen ließen. Die einſtweiligen Beſetzungen waren freilich vorzeitige und nach ſtrengem Recht geſetzwidrige Dinge. Aber Oeſterreich durfte nicht darüber klagen, da es ſelber ſo eben Salzburg und Berchtoldsgaden beſetzt hatte.

Oeſterreich war eben gereizt und um zu zeigen, daß es durch ein Zuſammentreffen widriger Umſtände nicht gebeugt ſei, that es einen ſeiner gewöhnlichen Umſicht wenig entſprechenden Schritt. Es gab ſeinen Truppen Befehl, aus den Vorſtädten von Paſſau in die Stadt ſelber einzurücken, und begleitete dieſe Handlung mit der mildernden Erklärung, daß ſie es nur auf förm-

liches Anſuchen des Biſchofs vollzogen habe, keines=wegs in der Abſicht, auf dem Weg der Gewalt eine beim Reichstag ſchwebende Frage zu löſen, ſondern lediglich als eine erhaltende Handlung, und daß es, ſobald der Reichstag entſchieden hätte, ſeine Truppen zurückziehen und die beſtrittene Stadt dem durch den ſchließlichen Entſchädigungsplan bezeichneten Eigenthümer überliefern würde. Seine Truppen rückten am 18. Auguſt in Paſſau ein. Gleichzeitig näherten ſich bayeriſche Truppen. Wenig hätte gefehlt, ſo wäre es zu einem Zuſammenſtoß gekommen, der ganz Europa in Flammen hätte ſetzen können. Die Klugheit der mit der Vollziehung beauftragten Offiziere kam dem Unheil zuvor. Die Oeſterreicher blieben Herren des Platzes.

Dies Verfahren war kühn und kühner, als es Oeſterreich zukam, da es hier in einem wichtigen Punkt der Erklärung der vermittelnden Mächte eine Handlung des Widerſtandes entgegenſetzte. Der Eindruck war ſtark in Regensburg und bei dem zahlreichen deutſchen Publikum daſelbſt. In Regensburg waren Repräſentanten aller Reichsſtände, der erhaltenen wie der eingehenden, der zufriedenen und der unzufriedenen, die einen bemüht, die Annahme des vorgeſchlagenen Plans zu bewirken, die andern, ihn in Bezug auf ſich zu ändern. Es wimmelte dort von reichsſtändiſchen Rathsherrn, von Prälaten, Aebten und Reichsfreiherrn. Reichsfreiherrn in den Heeren und Kanzleien der deutſchen Höfe angeſtellt, figurirten in großer Zahl als Miniſter am Reichstag. Selbſt die, welche begünſtigte Höfe repräſentirten und inſofern zufrieden hätten ſein ſollen, bewährten doch immer ihre perſönlichen Leidenſchaften und waren als deutſche Edelleute keineswegs zufrieden.

Der Graf von Görz z. B., preußiſcher Miniſter zu Regensburg, war ganz für den Entſchadigungsplan, ſo weit er ſeinen Hof betraf, aber als Reichsunmittelbarer bedauerte er ſehr die Aenderung des alten Zuſtandes. In demſelben Fall waren mehrere andere Miniſter deutſcher Höfe. Dieſe Herren bildeten unter ſich ein leidenſchaftliches, ſehr für Oeſterreich geſtimmtes Publikum. Ihr Zorn war nicht hauptſächlich gegen Frankreich gewandt, denn ſie ſahen, daß es bei dieſer ganzen Geſchichte nichts für ſich zu gewinnen und bloß den Zweck hatte, die deutſchen Angelegenheiten zu beendigen. Aber den bitterſten Tadel ſprachen ſie über Preußen und Bayern aus. Die Gier dieſer Höfe, ihre Verbindungen mit Frankreich, ihr Eifer, die deutſche Verfaſſung zu zerſtören, wurden mit den härteſten Ausdrücken bezeichnet. Die Nachricht von der Beſetzung Paſſaus machte bei dieſem Publikum einen lebhaften und ſehr angenehmen Eindruck. Es hieß: man müſſe Kraft zeigen. Frankreich habe keine Truppen am Rhein; ſein Friede mit England ſei nicht ſo geſichert, daß es ſich leicht in die deutſchen Angelegenheiten verwickeln könnte. Zudem habe der Erſte Conſul ſeine Art von monarchiſcher Gewalt zur Belohnung für den der Welt verſchafften Frieden erhalten, und dieſe ſo reich gelohnte Wohlthat könnte er nicht ſo bald wieder zurücknehmen. Man brauche alſo nur Kraft zu entwickeln, über den Inn zu gehen und Bayern eine Lektion zu geben, um die zahlreichen gegen die Reichsverfaſſung erhobenen Hände wieder ſinken zu laſſen.

Die zu Regensburg hervorgebrachte Wirkung verbreitete ſich bald über ganz Europa. Bonaparte, aufmerkſam auf den Gang dieſer Unterhandlungen, war

darüber betroffen. Bisher hatte er sorgſam jeden Schritt vermieden, welcher den allgemeinen Frieden hätte gefährden können. Sein Zweck war, ihn zu befeſtigen. Aber er war nicht gemeint, ſich öffentlich Trotz bieten, und noch weniger, ein Ergebniß aufs Spiel ſetzen zu laſſen, welches er mit ſo viel Anſtrengung und in ſo guter Abſicht erſtrebte. Er ſah ein, was dieſe Kühnheit Oeſterreichs in Regensburg wirken könnte, falls er ſie nicht in Schranken wieſe, und zumal wenn er zu ſchwanken ſchiene. Sofort ließ er den preußiſchen und den bayeriſchen Geſandten, Luccheſini und Cetto zu ſich beſcheiden, ſtellte ihnen die Wichtigkeit eines raſchen, kräftigen Entſchluſſes, gegenüber der neuen von Oeſterreich angenommenen Haltung, vor und die Gefahr für den Entſchädigungsplan, wenn man unter dieſen Umſtänden das geringſte Schwanken zeigte. Beide Geſandte ſahen das ſehr gut ein, denn das Intereſſe ihrer Höfe genügte, ihnen hierin Licht zu geben. Sie traten alſo unbedenklich den Anſichten Bonapartes bei. Er ſchlug ihnen eine förmliche Uebereinkunft vor, in welcher von neuem erklärt wurde, daß man entſchloſſen ſei, alle erforderlichen Mittel anzuwenden, um den Vermittlungsplan durchzuſetzen, und daß, wofern in der dem Reichstag geſetzten zweimonatlichen Friſt Paſſau nicht geräumt wäre, Frankreich und Preußen ihre Streitkräfte mit den bayeriſchen vereinigen würden, um dem Kurfürſten den ihm durch den Entſchädigungsplan beſtimmten Antheil zu ſichern. Dieſe Uebereinkunft ward am Abend deſſelben Tags, wo ſie vorgeſchlagen war, am 5. September 1802 unterzeichnet. Bonaparte zog den ruſſiſchen Geſandten nicht zu, weil er vorausſah, daß Markow tauſend Schwierigkeiten zum Beſten Oeſter-

reichs machen würde. Auch bedurfte er Rußlands nicht zur Ausübung einer Krafthandlung. Die Uebereinkunft ward um ſo bedrohlicher, da ſie von zwei Mächten unterzeichnet war, deren Entſchluß, ſie zu vollziehen, ernſtlich feſtſtand. Man begnügte ſich, ſie dem ruſſiſchen Geſandten mitzutheilen und ihn zu bitten, ſie nach Petersburg zu ſchicken, damit ſein Kabinet, wofern daſſelbe es paſſend fände, derſelben beitreten könnte. Tags darauf ſchickte Bonaparte ſeinen Adjutanten Lauriſton mit der Uebereinkunft und mit einem Brief für den Kurfürſten von Bayern ab. In dieſem Brief forderte er den Kurfürſten auf, ſich zu beruhigen, verbürgte ihm von neuem die ganze ihm verſprochene Entſchädigung und kündigte ihm an, daß zu der feſtgeſetzten Zeit ein franzöſiſches Heer in Deutſchland einrücken würde, um die Zuſage Frankreichs und Preußens zu erfüllen. Lauriſton hatte Befehl nach Paſſau zu gehen, um ſich dort zu zeigen und mit eigenen Augen zu ſehen, wie viel Oeſterreicher an der bayeriſchen Grenze zuſammengezogen ſeien. Dann ſollte er ſich zu Regensburg zeigen und über Berlin und Holland zurückkehren. Er hatte Briefe für die meiſten deutſchen Fürſten.

Dies war mehr als nöthig. um ſtark auf die Deutſchen zu wirken. Lauriſton reiſte auf der Stelle ab und gelangte ohne Zeitverluſt nach München. Sein Erſcheinen machte dem Kurfürſten große Freude. Der ganze Inhalt von Bonapartes Brief ging von Mund zu Mund. Lauriſton ſetzte ohne Aufenthalt ſeine Reiſe fort, überzeugte ſich, daß die Oeſterreicher am Inn zu ſchwach ſeien, um mehr als einen Schreckſchuß zu thun, und ging nach Regensburg und nach Berlin.

Dies raſche Handeln machte Oeſterreich ſtutzig,

ſchüchterte alle Opponenten am Reichstag ein und bewies ihnen, daß eine Macht wie Frankreich ſich mit einer Macht wie Preußen zu einem Plan nicht ohne den ernſtlichen Willen ihn durchzuführen vereinigt habe. Uebrigens war die Abſicht der Vermittler ſo klar und ſo augenſcheinlich auf Sicherung der Ruhe des Feſtlandes mittels Beendigung der deutſchen Angelegenheiten abzweckend, daß die Vernunft ſich mit der Anerkennung einer überwiegenden Kraft vereinigen mußte, um jedem Widerſtand ein Ende zu machen. Formſchwierigkeiten blieben noch zu überwinden, und dieſe wollte Oeſterreich benutzen, um die Annahme des Plans zu verzögern, wofern es nicht ein Zugeſtändniß erhielte, welches ſeinen Verdruß milderte und die bei dieſer Gelegenheit ſehr bloßgeſtellte Würde des Reichsoberhauptes rettete.

Die vom Reichstag mit Ausarbeitung und Vorlegung eines Konkluſum beauftragte Deputation war jetzt verſammelt. Das Protokoll war eröffnet und jeder Miniſter hatte angefangen, ſeine Meinung abzugeben. Von den acht deputirten Ständen nahmen vier ohne Zögern den Plan der Vermittler an. Brandenburg, Bayern, Würtemberg und Heſſen-Kaſſel ſprachen ihren Dank aus gegen die hohen Mächte, welche ſich herbeigelaſſen hätten, dem deutſchen Reich zu Hülfe zu kommen und durch uneigennützige Uebung des Schiedsrichteramtes es aus der Verlegenheit zu ziehen. Sie erklärten den Plan für weiſe und für annehmbar mit Ausnahme von Einzelnheiten, in Betreff deren die große Deputation unbedenklich nützliche Aenderungen vorſchlagen könnte. Schließlich meinten ſie in Betreff der geſetzten Friſt, es ſei dringend, die Sache baldigſt zu endigen,

um der Ruhe Deutſchlands und um der Ruhe Europas willen. Indeß entſchieden ſprachen ſich dieſe vier zuſtimmenden Stände nicht über die zweimonatliche Friſt aus. Sie hätten ihre Würde bloßgeſtellt durch den Antrag, ſich dieſelbe gefallen zu laſſen, aber ſie wollten doch verſtanden haben, daß ſie es wünſchten, indem ſie ihren Mitſtänden baldigſte Beendigung anempfahlen.

Man hätte die Zuſtimmung von Mainz erwarten ſollen, da dies geiſtliche Kurfürſtenthum das einzige beibehaltene war, und da ihm ein Einkommen von einer Million Gulden zugeſichert wurde. Aber der Freiherr Albini, der Repräſentant des Kurfürſten Erzkanzlers, ein kluger, gewandter Mann, der im Grund ſeines Herzens den Erfolg der Vermittlung wünſchte, war ſehr in Verlegenheit, wie er der ganzen geiſtlichen Partei gegenüber einen Plan gutheißen ſollte, welcher die mittelalterliche Kirche Deutſchlands vernichtete, und ihn bloß darum billigen ſollte, weil die Kurwürde ſeines Erzbiſchofs erhalten wurde. Zudem war dieſer Erzbiſchof nicht ganz mit den ihn betreffenden Beſtimmungen zufrieden. Das Amt Aſchaffenburg, das letzte Bruchſtück vom Kurfürſtenthum Mainz, war das einzige Landgebiet, welches ihm gelaſſen wurde. Den größten Theil ſeines Einkommens (denn Aſchaffenburg ertrug kaum 300,000 fl.) ſollte er aus vorbehaltenen Kirchengütern ziehen, und für dieſen Theil war er nicht ohne Beſorgniß. Albini gab alſo für Mainz eine ſehr zweideutige Meinung ab. Er dankte ſehr den hohen vermittelnden Mächten für ihr freundſchaftliches Einſchreiten, beklagte weitläufig das Unglück der deutſchen Kirche und unterſchied in dem Plan zwei Theile: die Gebietsvertheilung und die dem Plan angehängten all-

gemeinen Betrachtungen. Die erſtere billigte er, mit Ausnahme der kleinen Entſchädigungen, die letzteren, in welchen die ſonſtigen zu treffenden Anordnungen angedeutet waren, fand er ungenügend; insbeſondere ſchienen ihm die Jahrgelder für die Geiſtlichkeit nicht beſtimmt genug zugeſichert. Und man muß geſtehen, daß in dieſem Stück der mainziſche Geſandte nicht ganz Unrecht hatte. Seine Meinung lautete alſo nicht auf förmliche Gutheißung.

Sachſen wollte mit ſeiner Abſtimmung noch zurückhalten, was bei dem deutſchen Reichstag ſehr häufig vorkam. Da mehrmals Umfrage gehalten wurde, ſo konnte man ſich das Ausſprechen ſeiner Meinung auf eine ſpätere Sitzung verſchieben. Sachſen war ſehr unbetheiligt, ſehr beſonnen, ſtand in der Regel unter dem Einfluß Preußens, war aber im Herzen mehr für Oeſterreich. Sein Fürſt war katholiſch, ſein Volk proteſtantiſch. Es hegte peinliche Bedenklichkeiten. Sein Herz ſprach für das alte Reich, ſein Verſtand für den Plan der Vermittler.

Böhmen und der deutſche Orden waren ganz öſterreichiſche Stände, denn König von Böhmen war der Kaiſer, und Hochmeiſter des deutſchen Ordens war Erzherzog Karl, Bruder, Generaliſſimus und Kriegsminiſter des Kaiſers. Zu Wien und zu Regensburg hielt man darauf, einen Unterſchied zwiſchen dem Miniſter von Böhmen und zwiſchen dem kaiſerlichen Miniſter ſehen zu laſſen. Der Miniſter von Böhmen, als Repräſentant des Hauſes Oeſterreich, konnte die Familienleidenſchaften frei ausſprechen; alſo ließ man ihn die bitterſten Dinge ſagen. Der kaiſerliche Miniſter, welcher im Namen des Reichsoberhauptes ſprach, bediente

ſich würdevollerer Ausdrücke und redete vom Standpunkt des allgemeinen Beßten des Reichs. Er war weniger wahr und mehr pedantiſch. Der Miniſter für Böhmen war Schraut, der kaiſerliche Miniſter war ein Herr von Hügel. Letzterer war ein ausgemachter Formaliſt, aber dabei ſehr fein, wie viele der am Reichstag ergrauten Deutſchen, welche unter der Pedanterie der Formen alle Pfiffigkeit von Advokaten verbargen. Rabenau, der Miniſter des Hochmeiſters, ſtand ganz unter der öſterreichiſchen Deputation, die ihm offenkundig ſogar ſeine Noten verfaßte, ſpielte mithin eine Rolle, die ihm als einem Mann von Werth ſchmerzlich war. Der kaiſerliche Miniſter lenkte die öſterreichiſchen Stimmen und war beauftragt, mit Kniffen und Zögerungen gegen die preußiſche Partei und gegen die vermittelnden Mächte anzukämpfen.

Gleich in der erſten Sitzung klagte der böhmiſche Miniſter laut über das gegen Oeſterreich eingehaltene Verfahren, und erwiederte bitter den ſeinem Hof gemachten Vorwurf, nie zu einem Schluß gekommen zu ſein, als worauf die vermittelnden Mächte hauptſächlich ihre Dazwiſchenkunft gründeten. Seit neun Monaten habe das kaiſerliche Kabinet auf all ſeine Eröffnungen keine Antwort von der franzöſiſchen Regierung erhalten; man habe es in der vollkommenſten Unkunde des zu Paris Verhandelten gelaſſen; ſein Geſandter ſei nie in das Geheimniß der Vermittlung eingeweiht worden, und es ſelber habe den Plan dieſer Vermittlung nicht eher erfahren, als in dem Augenblick, wo er zu Regensburg mitgetheilt worden ſei. Sodann beſchwerte ſich Schraut über den dem Erzherzog Ferdinand zugewieſenen Antheil und behauptete, es ſei damit der Vertrag von Lüneville

verletzt, als welcher dem Großherzog völlige Entschädigung für seinen Verlust zusichere, während man ihm für die Einbuße von vier Millionen Gulden höchstens 1,350,000 gäbe, — denn Salzburg ertrage nur 900,000, Berchtoldsgaden 200,000 und Passau 250,000 Gulden. Das war eine baare Lüge. Uebrigens stellte Böhmen keinen Antrag.

Der deutsche Orden, gemäßigter in seiner Sprache, wollte den Plan nur als ein in Erwägung zu nehmendes Aktenstück gelten lassen.

Sonach waren vier bejahende Stimmen: Brandenburg, Bayern, Würtemberg, Hessen-Kassel, — eine im Grunde bejahende, die aber noch dazu gebracht werden mußte, es ausdrücklicher zu werden: Mainz, — eine, welche sich der Mehrheit anzuschließen gedachte: Sachsen, — und zwei völlig verneinende, bis Oesterreich befriedigt wäre: Böhmen und der deutsche Orden.

Dies Ergebniß ward sofort dem Ersten Consul gemeldet. Als er den ersten Ausspruch Böhmens erfuhr, worin die Unmöglichkeit, die deutschen Angelegenheiten zu beendigen, dem hartnäckigen Stillschweigen Frankreichs beigemessen wurde, wollte er sich diesen Vorwurf nicht gefallen lassen. Er antwortete auf der Stelle durch eine Note, welche Laforest dem Reichstag übergeben mußte. In dieser Note bedauerte er, genöthigt zu sein, zur Veröffentlichung von Verhandlungen, die ihrer Natur nach hätten geheim bleiben sollen; da man ihn aber durch öffentliche Verläumdung seiner Absichten dazu nöthige, so erkläre er, daß die angeblichen Eröffnungen des österreichischen Kabinets gegen Frankreich nicht die allgemeine Regelung der Entschädigungsangelegenheit bezweckt hätten, sondern die Ausdehnung der österreichischen

Gränze bis an die Iſar und bis an den Lech, d. h. die Tilgung Bayerns aus der Zahl der deutſchen Mächte. Nur die Zumuthungen Oeſterreichs, welche von Paris, wo ſie kein Glück gemacht, nach Petersburg gebracht worden ſeien, wo ſie aber eben ſo wenig Anklang gefunden, und endlich nach München, wo ſie drohend geworden ſeien, hätten die vermittelnden Mächte genöthigt, dazwiſchen zu treten, um die Ruhe Deutſchlands zu ſichern und mit ihr die Ruhe Europas.

Dieſe wohlverdiente, aber, ſofern ſie Oeſterreich die Abſicht, ſich bis an den Lech auszudehnen, beimaß, übertriebene*) Erwiederung war für das kaiſerliche Kabinet ſehr ſchmerzlich. Es ſah, daß es mit einem Gegner zu thun hatte, welcher in der Politik eben ſo entſchloſſen ſei wie im Krieg.

Um die Unterhandlung vorwärts zu bringen, wandte Laforeſt nach Ermächtigung ſeines Kabinets die nöthigen Mittel an, um von Mainz eine entſchiedene Abſtimmung zu erlangen. Albini erhielt die Zuſage, das Einkommen des Erzkanzlers ſolle nicht in Renten, ſondern in Landgebiet geſichert werden. Mit dieſem förmlichen Verſprechen wurden verſtändliche Drohungen verbunden für den Fall, daß der Plan ſcheiterte. So wurde Albini zur gewünſchten Abſtimmung gebracht. Aber die einfache Annahme des Plans war nicht zu erlangen. Die Ehre des deutſchen Reichs erheiſchte, daß die außerordentliche Deputation, indem ſie ihn als Grundlage

*) Keineswegs. Es wollte von Schwaben aus bis an den Lech und von Oeſterreich aus bis an die Iſar.

Anm. d. Ueberſ.

ihrer Arbeit annahm, wenigſtens einige kleine Aende-
rungen daran machte. Solche mußten zum Beßten eini-
ger kleinen Füſten gemacht werden. Ferner war Preußen
aus Gründen, die es nicht gut geſtehen konnte, mit
Mainz der Anſicht, die allgemeinen Erwägungen von
dem Plan zu trennen und unter einer neuen Geſtalt
abzufaſſen. Unter dieſen Erwägungen war eine in Be-
treff der mittelbaren Kirchengüter, welche theils zur
Ergänzung mancher Entſchädigungen, theils für geiſtliche
Beneficien vorbehalten waren. Viele dieſer Güter lagen
im preußiſchen Gebiet eingeſchloſſen, und Preußen, wel-
ches ſchon ſo günſtig behandelt war, nährte die Hoff-
nung, ſie ganz an ſich zu ziehen. Es ging alſo auf die
Anſicht von Mainz ein, daß der die allgemeinen Erwä-
gungen enthaltende Theil des Plans umgearbeitet wer-
den ſolle. Zugleich aber ſtimmte es für Annahme der
Grundzüge der Landvertheilung in einem vorläufigen
Reichsdeputationsſchluß und dafür, daß die daran ge-
wünſchten Aenderungen im Einverſtändniß mit den Mi-
niſtern der vermittelnden Mächte gemacht würden. Dann
meinte Preußen, die ganze Arbeit ſollte am 24. Okto-
ber 1802 beendigt ſein, alſo zwei Monate, nicht nach
dem Tag der Erklärung der Mächte, ſondern nach dem
Tag, wo ihre Note der Deputation dictirt, d. h.
vorgeleſen und in die Protokolle des Reichstags einge-
tragen worden ſei.

Am 8. September ward dies vorläufige Concluſum
angenommen trotz der Bemühungen des kaiſerlichen Mi-
niſters Hügel. Brandenburg, Bayern, Würtemberg,
Heſſen, Mainz, alſo fünf Stände von acht genehmigten
den Deputationsſchluß, in welchem der ganze Plan unter
Vorbehalt kleiner, mit den vermittelnden Miniſtern zu

machender Veränderungen enthalten war. In dieſer Sitzung that Sachſen einen Schritt vorwärts. Es meinte, man ſolle den Plan als Leitfaden im Labyrinth der Entſchädigungen annehmen. Böhmen und der deutſche Orden ſprachen gegen die Genehmigung. Den Formen beim Reichstag gemäß hätte der kaiſerliche Commiſſär das Concluſum den vermittelnden Mächten mitzutheilen gehabt. Hügel aber blieb beharrlich dabei, nichts zu thun. Dabei entſchuldigte er ſich ewig wegen der Hinderniſſe, die er der Unterhandlung in den Weg legte, und gab ſich alle Mühe, eine freundſchaftliche Eröffnung von Seiten des ruſſiſchen und des franzöſiſchen Geſandten zu erlangen. Tagtäglich ſagte er ihnen: der geringſte Vortheil, den man Oeſterreich zugeſtände, um wenigſtens ſeine Ehre zu retten, würde es beſtimmen, den Plan durchgehen zu laſſen. Seine ganze Politik beſtand jetzt darin, die ruſſiſche und die franzöſiſche Geſandtſchaft zu ermüden, um Bonaparte zu bewegen, entweder ein Gebiet am Inn zu bewilligen oder eine Vertheilung der Stimmen in den drei Collegien, welche die Erhaltung des öſterreichiſchen Einfluſſes im Reich ſicherte. Das Verhalten, welches der in dieſer Art von Taktik geübte Laforeſt beobachtete und ſeinem Kabinet empfahl, beſtand darin, unbekümmert um die öſterreichiſche Geſandtſchaft ſtraks auf das Ziel loszugehen, zu Regensburg nichts zu bewilligen und die öſterreichiſchen Miniſter nach Paris zu weiſen, wo ſie vielleicht etwas erlangen würden, nicht bevor, ſondern nachdem man von ihrer Seite Nachgiebigkeit bei der Unterhandlung erlangt hätte.

Um Zeit zur Unterhandlung in Paris zu gewinnen, ſuchte die kaiſerliche Geſandtſchaft die Annahme eines

veränderten Concluſum durchzuſetzen, welches an die vermittelnden Miniſter geſchickt werden ſollte, um ſich mit ihnen über die etwa wünſchenswerthen Abänderungen zu verſtändigen. Dieſer Verſuch führte zu weiter nichts, als daß er die ſächſiſche Geſandtſchaft ärgerlich machte und dies Mitglied der Reichsdeputation zu der ſchon entſchiedenen Mehrheit von fünf Stimmen hinüberzog.

Obwohl der kaiſerliche Bevollmächtigte (la plénipotence impériale, wie Laforeſt ſchrieb), ſich wie eine Mauer zwiſchen die Deputation und die vermittelnden Miniſter ſtellte, indem ſie dieſen die Arbeiten der Deputation nicht mittheilte, ſo wurde doch ausgemacht, daß die von den kleinen Fürſten an den Reichstag gerichteten Anſuchen den beiden Miniſtern durch einfache Noten vertraulich mitgetheilt werden, und daß die in Folge dieſer Anſuchen gemachten Veränderungen Beſchlüſſe bilden ſollen, aus denen zuſammen der Reichsdeputationshauptſchluß erwachſen ſollte.

Sobald der Weg zu Anſuchen eröffnet war, ließen ſie nicht auf ſich warten. Der Antheil der großen Fürſten war in Paris bei der allgemeinen Unterhandlung beſtimmt worden. Die kleinen Fürſten ſetzten Alles in Bewegung, um Fürſprache zu finden. Leider ließen franzöſiſche Beamte, die unter den Unordnungen des Direktorium aufgewachſen waren, ihre Hände mit Geſchenken beſudeln, welche die nach Verbeſſerung ihres Looſes begierigen deutſchen Fürſten ohne Wahl verſchwendeten. Dies war das einzige bedauerliche Stück in dieſer denkwürdigen Unterhandlung. Meiſt verkauften die elenden Agenten, welche die Geſchenke nahmen, einen Einfluß, den ſie nicht hatten. Laforeſt, ein durch-

aus rechtlicher Mann, der eigentliche Repräſentant Frankreichs zu Regensburg, beachtete wenig die an ihn gerichteten Empfehlungen dieſes oder jenes Hauſes, ja er brachte ſie bei ſeiner Regierung zur Anzeige. Bonaparte ſchrieb darauf dem Polizeiminiſter mehrere Briefe, daß dieſem ſchändlichen Schacher ein Ende gemacht würde, mit welchem die Leute lediglich betrogen wurden, da die theuer bezahlten Empfehlungen durchaus keinen Einfluß auf die Vereinbarungen zu Regensburg hatten.

Die größte Schwierigkeit beſtand nicht in Beſtimmung des Maßes der ergänzenden Entſchädigungen, ſondern in Anweiſung derſelben auf die vorbehaltenen Güter, welche außerdem auch die Jahrgelder für die entſetzte Geiſtlichkeit liefern ſollten. Die Bemühungen Preußens, die in ſeinem Gebiet belegenen Güter dieſer Beſtimmung zu entziehen, veranlaßten großen Streit und thaten der Würde dieſes Hofs großen Eintrag. Erſtlich war die Vervollſtändigung des dem Erzkanzler zugeſicherten Einkommens ausfindig zu machen. Unter den Reichsſtädten hatte man Regensburg und Wetzlar erhalten wollen, letztere als Sitz des Reichskammergerichts. Beide waren gleich den meiſten Reichsſtädten ſchlecht verwaltet, mithin blieb ihre Erhaltung nicht ſehr zu wünſchen. Man wies ſie dem Erzkanzler an. Wenn der Sitz des Reichstags und der Sitz des Reichsgerichts in die Hände eines Fürſten kamen, ſo war der Direktor des Reichstags der geeignetſte. Beide Städte, beſonders Regensburg, freuten ſich herzlich über ihre neue Beſtimmung. Mit Aſchaffenburg, Regensburg und Wetzlar hatte der Erzkanzler 650,000 fl. Einkommen. Es waren alſo noch 350,000 fl. für ihn zu ermitteln.

Ferner 53,000 für Stolberg und Iſenburg, 10,000 für das von Rußland beſchützte Oldenburg, im Ganzen 413,000 fl. Baden und Würtemberg hatten ſich ſchon dazu verſtanden, den auf ſie fallenden Beitrag für Geiſtliche von den an ihrem Gebiet belegenen vorbehaltenen Gütern herzugeben. Jene 413,000 fl. ſollten Preußen und Bayern, jedes zur Hälfte übernehmen. Bayern war ſehr belaſtet, theils weil ihm viele Jahrgelder zu zahlen aufgegeben war, theils weil die Schulden ſeiner alten Länder auf ſeine neuen gewälzt waren. Preußen wollte von den fehlenden 413,000 fl. nicht einmal 200,000 aufbringen. Es war auf den Einfall gekommen, ſich zur Uebernahme der ganzen Summe zu verſtehen und dafür Hamburg, Bremen und Lübeck zu verlangen, nach welchen es ſehr gelüſtete. Dieſe Gier gab zu Regensburg Aergerniß. Der preußiſche Miniſter Görz ſchämte ſich darüber ſo, daß er ſeine Stelle niederlegen wollte. Laforeſt brachte ihn der Unterhandlung zu Liebe davon ab.

Damit, daß den kleinen Fürſten geſtattet war, ihre Forderungen anzubringen, war eine Menge verſchollener Anſprüche wieder zum Vorſchein gekommen. Dazu hatte auch das zu Regensburg verbreitete Gerücht beigetragen, Oeſterreich ſtehe auf dem Punkt, zu Paris eine weitere Entſchädigung für den Erzherzog Ferdinand zu erlangen. Heſſen-Kaſſel neidiſch auf das für Baden Geſchehene, Darmſtadt auf das für Kaſſel Geſchehene, Oranien auf das zu Gunſten Ferdinands Angekündigte verlangten Ergänzungen, die ſich nirgends finden wollten. Die gewaltſamen Beſetzungen, welche ihren Fortgang hatten, vermehrten noch die allgemeine Verwirrung. Das deutſche Reich war in demſelben Zuſtand

wie Frankreich unter der conſtituirenden Verſammlung i'n Augenblick der Abſchaffung des mittelalterlichen Weſens. Der Markgraf von Baden, dem Mannheim zufiel, gerieth mit Bayern, dem bisherigen Beſitzer in Streit über eine Gemäldeſammlung. Wenig fehlte, ſo wären bayeriſche und badiſche Truppen handgemein mit einander geworden. Zur Vervollſtändigung dieſes traurigen Schauſpiels ließ Oeſterreich, welches auf eine Menge ſchwäbiſcher Herrſchaften Lehnsanſprüche hatte, in den an Baden, Würtemberg und Bayern überwieſenen Städte und Abteien die aufgeſtellten Pfähle mit den Wappen dieſer Staaten umwerfen. Und Preußen, welches das Bisthum Münſter eingenommen, wollte die Reichsgrafen, welche mit ihm dort zu theilen hatten, nicht in Beſitz ſetzen.

Inmitten dieſer Unordnungen fühlte Oeſterreich, daß es ſich zum Ziel legen müſſe und bot ſeine ſofortige Annahme des Vermittlungsplanes an, wenn ihm das Ufer des Inn überlaſſen würde, wogegen es an Bayern einige ſeiner ſchwäbiſchen Beſitzungen überlaſſen wollte. Von neuem bot es dem Kurfürſten Augsburg als Hauptſtadt an. Weiter verlangte es zwei neue Kurwürden, eine für Ferdinand von Salzburg, die andere für den Deutſchmeiſter. Bonaparte konnte nach dem Vorgang mit Paſſau Bayern nicht die Abtretung des Innviertels zumuthen. Ferner würde Deutſchland ſich ſchwerlich drei öſterreichiſche Kurfürſten (Böhmen, Salzburg und Deutſchmeiſter) neben einander haben gefallen laſſen. Und dann wollte er auch nicht die Reichsſtadt Augsburg aufopfern. Er antwortete, er wolle gern von Bayern einige Opfer begehren, aber die Abtretung des Innviertels könne er ihm nicht zumuthen. Er gab zu verſtehen, vielleicht

würde er ſich herbeilaſſen, dem Kurfürſten die Abtretung eines Bisthums, etwa Eichſtätts, vorzuſchlagen; mehr aber könne er nicht thun.

Die Zeit verſtrich. Der Oktober war herangekommen und die bis zum 24. Oktober ſich erſtreckende Friſt war dem Ablaufen nahe. Den Vermittlern eilte es, mit der Sache zu Ende zu kommen. Sie hatten alle kleinen Forderungen angehört, hatten diejenigen, welche es verdienten, berückſichtigt und die Beſtimmungen aufgeſetzt, welche die Ländervertheilung begleiten ſollten. Die von Alexander für Mecklenburg angeſprochene Kurwürde hatte niemand zuläſſig befunden, weil damit das Mißverhältniß von ſechs proteſtantiſchen gegen drei katholiſche Kurfürſten noch geſteigert worden wäre. Die Virilſtimmen im Fürſtencolleg waren neu vertheilt worden. Indem man die Stimmen der auf dem linken Rheinufer beſitzlos gewordenen Fürſten auf ihre neuen Länder übertrug, ergab ſich im Fürſtencolleg (wie in dem der Kurfürſten) eine bedeutende Veränderung zu Gunſten der Proteſtanten, weil evangeliſche weltliche Fürſten an die Stelle der katholiſchen Prälaten kamen. Man ſuchte ein Gegengewicht damit herzuſtellen, daß man Oeſterreich neue Stimmen gab für Salzburg, Steiermark, Kärnten und Krain. Weitere katholiſche Stimmen am Reichstag zu ſchaffen, fehlte es an katholiſchen Fürſten, ſo daß das frühere Verhältniß von 54 katholiſchen gegen 43 evangeliſche Stimmen ſich in das von 31 katholiſchen gegen 62 evangeliſche umwandelte. Daraus war jedoch nicht zu ſchließen, daß der öſterreichiſche Einfluß in demſelben Maße geſunken wäre. Nicht alle proteſtantiſchen Stimmen waren ſicher für Preußen. Die kaiſerlichen Vorrechte, die alte Ehrfurcht vor dem Haus

Oeſterreich, die Beſorgniſſe, welche das Haus Brandenburg einzuflößen anfing, trugen dazu bei, ein Gleichgewicht zwiſchen beiden Nebenbuhlern möglich zu machen.

Das Städtecolleg war unabhängiger geſtellt und weniger als ſonſt den beiden andern untergeordnet. Da Wetzlar und Regensburg dem Erzkanzler überlaſſen waren, ſo betrug die Zahl der Reichsſtädte nur noch ſechs. Preußen wollte das Städtecolleg aufgehoben und jeder Reichsſtadt eine Stimme im Fürſtencolleg zugetheilt wiſſen. Dies wäre ein Schritt dazu geweſen, noch eine oder zwei weiter eingehen zu laſſen, namentlich Nürnberg, wornach Preußen lüſtern war. Die franzöſiſche Geſandtſchaft widerſetzte ſich dem hartnäckig.

Ueber den reichsunmittelbaren Adel war nichts geſagt. Er lebte in der größten Angſt, denn Preußen und Bayern bedrohten ihn unverholen.

Endlich bei Annäherung des 24. Oktobers ward der neue Entwurf in der Deputation zur Abſtimmung gebracht. Brandenburg, Bayern, Heſſen, Würtemberg, Mainz billigte ihn. Sachſen, Böhmen und der deutſche Orden erklärten, ſie nähmen ihn in Betracht, aber bevor ſie ſich ſchließlich ausſprächen, wollten ſie das Ende der zu Paris mit Oeſterreich angeknüpften Unterhandlung abwarten, weil ſie ſich ſonſt ausſetzten, für einen Plan zu ſtimmen, der nochmals geändert werden müßte. Die Deputation hatte ihre ſchließliche Abſtimmung vorzunehmen und es waren nur noch vier Tage von der Friſt übrig. Für die großen vermittelnden Mächte war es eine Ehrenſache, die Annahme ihres Plans innerhalb dieſer Friſt zu erlangen. Laforeſt und Bühler in aufrichtigem Einverſtändniß gaben ſich alle Mühe, den Reichsdeputationsſchluß am 21. Oktober zu erlangen.

Sie fanden unendliche Schwierigkeiten, denn Hügel verbreitete überall, man erwarte jeden Augenblick einen Kurier von Paris mit wichtigen Veränderungen, und zu Paris ſelber werde ein Aufſchub gewünſcht. Er ſuchte den mainziſchen Geſandten einzuſchüchtern mit dem Vorgeben, es würden Weiſungen vom Erzkanzler eintreffen, welche ſein Verfahren mißbilligten und ihm vorſchrieben, nicht zu ſtimmen. Damit wäre eine der bisher zuverläſſigſten günſtigen Stimmen wieder ungewiß geworden. Albini nahm die Drohung übel und blieb nur um ſo feſter bei ſeinem Entſchluß. Im letzten Augenblick vermehrte Preußen noch die Verlegenheit durch neue Einreden. Es wollte den Entwurf ſo gefaßt haben, daß ihm ſein Beitrag von den vorbehaltenen Gütern zur Aufbringung der fehlenden 413,000 fl. erlaſſen würde. Es wollte ſich ſogar Zubehöre zu den von ſeinem Gebiet umſchloſſenen Kirchengütern, welche verſchiedenen Fürſten zugetheilt waren, aneignen. Kurz, es machte tauſend Anſprüche, immer einen widerwärtiger und unpaſſender als den andern. Dieſe Schwierigkeiten gingen nicht von Görz aus (er, ein würdiger Mann, erröthete über die Rolle, die man ihn ſpielen ließ), ſondern von einem ihm beigegebenen Finanzmann. Endlich gaben Laforeſt und Bühler einen letzten Anſtoß, und am 21. Oktober ward das unwiderrufliche Concluſum von der Deputation der acht Stände gefaßt. Somit war die Vermittlung in der von den vermittelnden Mächten geſetzten Friſt weſentlich zum Ziel geführt. Am letzten Tag ſtimmte Sachſen aus Rückſicht für die Mehrheit der fünf Stände mit dieſen.

Indeß waren noch viele Einzelheiten zu regeln. Die Ländervertheilung und die organiſchen Verfügungen wa-

ren zweierlei. Man hatte verlangt, daß ſie in einer einzigen Reſolution unter dem Namen Receß zuſammengefaßt würden. Das beendigte Werk der Deputation war nun an den Reichstag als deren Gewaltgeber zu bringen. Vorſichtshalber war im Protokoll des Concluſum geſagt, daß der Receß unmittelbar den vermittelnden Miniſtern mitgetheilt werden ſollte. Damit wollte man der Weigerung der kaiſerlichen Miniſter, die Mittheilung zu machen, vorbeugen.

Sofort ging man ans Werk, um das Hauptactenſtück und die weiteren Beſtimmungen in Eins zuſammenzufaſſen. Dies war ein neuer Anlaß für Hügel, hemmende Fragen aufzuwerfen. Er beſtand hartnäckig darauf, zu erfahren, ob man nicht in dem Receß ein Unterpfand für die dem Erzkanzler und den Häuſern Oldenburg, Stolberg und Iſenburg zugewieſenen 413,000 Gulden bezeichnen wolle? ob nicht Jahrgehalte für den Kurfürſten von Trier und die Biſchöfe von Lüttich, Speier und Straßburg geſichert? ob nicht dem Reichsadel die früher verſprochenen Entſchädigungen für den Verluſt ſeiner Herrenrechte angewieſen werden ſollten?

Alle Begehren neuer Anweiſungen beantwortete Preußen mit Weigerungen oder mit Verweiſung auf die Reichsſtädte. Bayern ſagte mit Wahrheit, es ſei verſchuldet und ſehe voraus, daß ſeine Hülfsquellen noch vermindert werden würden durch Zugeſtändniſſe, welche Oeſterreich in der zu Paris angeknüpften Unterhandlung erhielte. Hügel erwiederte, auf dieſe Weiſe ließen ſich nicht geheiligte Schulden abtragen.

Dieſe Streitigkeiten machten zu Regensburg einen widerwärtigen Eindruck. Man beſchwerte ſich beſonders über die Habſucht Preußens und über die Gefälligkeit

Frankreichs gegen dieſe Macht. Man erkenne darin, ſo hieß es, nicht mehr den Hochſinn des Erſten Conſuls, der ſo ſeinen Namen und ſeine Gunſt mißbrauchen ließe. Alle Gemüther wandten ſich wieder Oeſterreich zu, ſelbſt die ſonſt nicht für dieſe Macht geſtimmten. Man meinte, wenn man eine Uebermacht in Deutſchland dulden ſollte, ſo wäre die des alten Kaiſerhauſes erträglicher. Oeſterreich habe freilich vordem ſeine Ueberlegenheit mißbraucht und die Deutſchen unterdrückt; aber eben ſo oft habe es ſie auch beſchützt. Unter den Staaten zweiten Rangs, wie Bayern, Würtemberg, Baden, beiden Heſſen, erwachte eine Neigung, in Mitteldeutſchland einen Bund zum Widerſtand gegen Preußen wie gegen Oeſterreich zu ſtiften.

Endlich trotz aller Kunſt in Benutzung dieſer Schwierigkeiten ward der Receß abgefaßt und am 23. November 1802 von der Deputation angenommen. Zur Zahlung der 413,000 fl. war keine Geldquelle gefunden. Es hieß, man wolle den Erfolg der Unterhandlung zwiſchen Oeſterreich und Frankreich abwarten, bevor man die letzte Hand ans Werk legte.

Die kaiſerliche Geſandtſchaft ſah ſich alſo am Ende überwunden durch die Rührigkeit und Beharrlichkeit der vermittelnden Geſandten, welche unwandelbar ihren Gang gingen, unterſtützt durch eine Mehrheit von fünf Stimmen unter acht und zuweilen von ſechs, wenn die Hartnäckigkeit Oeſterreichs Sachſen auf die andere Seite trieb. Hügel entſchloß ſich, die Andern gewähren zu laſſen. Der Receß war von der Deputation an den Reichstag zu bringen, und man hatte beſchloſſen, die Vermittlung der Miniſter des Kaiſers zu umgehen, wenn dieſe die Uebermachung verweigerten. Indeß ſelbſt

die dem Entſchädigungsplan günſtigſten Deutſchen waren für Beobachtung der verfaſſungsmäßigen Regeln. Man fand das Reich genug erſchüttert und fürchtete mit Umſtürzung ſeiner Verfaſſung eine neue Herrſchaft emporkommen zu ſehen, eben ſo ſchlimm wie die alte. Selbſt die anfänglichen Anhänger Preußens geſellten ſich zu den ſteten Verehrern Oeſterreichs, als des Muſters der alten Ordnung der Dinge. Man war auf den Punkt gelangt, zu dem man in allen Revolutionen bald kommt, den neuen Herren zu mißtrauen und die alten etwas weniger zu haſſen. Man wünſchte alſo der Nothwendigkeit, die kaiſerlichen Miniſter zu umgehen, überhoben zu ſein. Die Nachricht von einer Beſprechung zwiſchen Bonaparte und dem öſterreichiſchen Geſandten zu Paris gab eine Hoffnung auf Annäherung, deren ſich jedermann freute.

Endlich bequemte ſich Hügel, die Actenſtücke der Deputation den vermittelnden Miniſtern mitzutheilen, damit dieſe den Reichstag um Annahme des Receſſes als eines Reichsgeſetzes angehen könnten. Aber der alte Formaliſt hatte die Kleinlichkeit, nicht den Receß ſelber mit den kaiſerlichen Farben abzuſchicken, ſondern nur einen Abdruck davon mit einem die Echtheit dieſes verbürgenden Schreiben. Ohne Zeitverluſt übergaben am 4. December der franzöſiſche und der ruſſiſche Geſandte den Receß dem Reichstag mit der Erklärung, ſie billigten ihn im Namen ihrer Höfe durchaus und verlangten, daß er unverzüglich in Betracht gezogen und ſo bald wie möglich als Reichsgeſetz angenommen würde. Dieſe Raſchheit, die Sache an den Reichstag zu bringen, war ein Mittel, die abweſenden Repräſentanten mancher

Reichsſtände herbeizuziehen und zu veranlaſſen, daß die, welche keine Weiſungen hatten, ſolche empfingen.

In Betreff der Zuſammenſetzung des Reichstags wurden neue Maßregeln nöthig. Ließ man alle diejenigen Stände, welche durch Abtretung ihrer Länder an Frankreich oder durch die Seculariſation wegfielen, diesmal noch mitſtimmen, ſo ſetzte man ſich einem unüberwindlichen Widerſtand aus, indem man ihnen zumuthete, ihre eigene Vernichtung auszuſprechen. Man kam mit dem Erzkanzler überein, nur die beibehaltenen Reichsſtände einzuberufen, mochte ihr Titel verändert ſein oder nicht. Alſo wurden in das Fürſtencolleg weder Trier noch Köln berufen, wohl aber Mainz, deſſen Titel ex jure novo conſtituirt war. Aus dem Fürſtencolleg ließ man diejenigen weg, deren Gebiete der franzöſiſchen oder der helvetiſchen Republik einverleibt waren, wie die Biſchöfe von Lüttich, Worms, Speier, Baſel. Man berief einſtweilen die mit neuen Fürſtenthümern begabten unter dem Vorbehalt, ihre Titel ſpäter feſtzuſtellen und auf die ihnen zugewieſenen ſeculariſirten Länder zu übertragen. Aus dem Städtecolleg ließ man alle eingezogenen Reichsſtädte weg und behielt bloß Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Bremen, Hamburg und Lübeck, welche ferner frei ſein ſollten. Dieſe Maßregeln waren nothwendig und führten zu dem erwarteten Ergebniß. Keiner der eingegangenen Stände erſchien. In den erſten Tagen des Januar 1803 begann der Reichstag ſeine Berathungen. Das Protokoll war eröffnet. Die Stände in den drei Collegien wurden nach einander aufgerufen. Einige gaben ihre Meinungen ſogleich ab, andere behielten ſich vor, es ſpäter zu

thun. Letztere wollten die Umarbeitung des Concluſum in Folge der Unterhandlung zu Paris abwarten.

Die Sachen waren auf den Punkt geführt, wo Bonaparte ſie haben wollte, um endlich Oeſterreich etwas zu bewilligen. Genau genommen hätte man ſich bis zu Ende um ſeinen guten Willen nicht zu kümmern brauchen und die drei Collegien trotz ſeinem Einſpruch abſtimmen laſſen können. Selbſt diejenigen Deutſchen, welchen die Entſchädigungsangelegenheit ein Gräuel war, fühlten, daß man zum Ende eilen müſſe, und waren entſchloſſen, für den Receß zu ſtimmen. Dann wären die bereits geſchehenen Beſitznahmen nachträglich für gültig erklärt worden, und die Verweigerung der Sanction abſeiten des Kaiſers würde die Entſchädigten nicht am ruhigen Genuß ihrer neuen Länder gehindert haben. Indeß der Widerſpruch des Kaiſers gegen die neue Geſtaltung des Reichs, ſo unvernünftig er auch ſein mochte, würde das Reich in eine falſche, ungewiſſe und den friedlichen Abſichten der Vermittler wenig angemeſſene Lage gebracht haben. Es war beſſer, durch Nachgeben die Zuſtimmung des Wiener Hofs zu erlangen. Bonaparte, der es wollte, hatte nur deshalb ſo lange gewartet, um an Oeſterreich weniger bewilligen und von Bayern weniger fordern zu müſſen, denn von Bayern mußte man nehmen, was man Oeſterreich geben wollte. In den letzten Tagen des December 1802 hatte er ſich zu einer Unterredung mit Cobenzl verſtanden und war mit ihm wegen einiger Zugeſtändniſſe an Oeſterreich übereingekommen. Da Bayern einen unüberwindlichen Widerwillen zeigte, das Innviertel abzutreten (theils wegen den werthvollen Salinen zwiſchen Inn und Salza, theils weil München der neuen Gränze zu nahe geweſen

wäre, ſo hatte er ſich entſchloſſen, Eichſtätt mit 70,000 Einwohnern und einem Ertrag von 350,000 fl. dem Erzherzog Ferdinand zu überlaſſen, welcher dagegen Tyrol und Brixen dem Kaiſer überließe. Dabei ſah man, was hinter dem Eifer des Kaiſers für ſeine Verwandten ſteckte. Für den Gewinn der beiden Bisthümer in Tyrol überließ er ſeinem Vetter von Modena die unbedeutende Ortenau in der Nähe des Breisgaues. Von den zwei neuen Kurwürden, die er für ſein Haus verlangt hatte, wurde eine dem Großherzog Ferdinand für Salzburg bewilligt. Somit war die Zahl der Kurfürſten zehn ſtatt neun in dem Plan der Vermittler, und ſtatt acht, wie bisher. Für Oeſterreich war dies eine Verbeſſerung ſeiner Lage im Kurfürſtencolleg, wo jetzt doch wenigſtens vier katholiſche Stände — Böhmen, Salzburg, Bayern, Mainz — gegen ſechs proteſtantiſche — Brandenburg, Hannover, Sachſen, Heſſen, Würtemberg, Baden — ſaßen. Jene Bedingungen wurden in eine am 26. December 1802 zu Paris von Cobenzl und Joſeph Bonaparte unterzeichnete Uebereinkunft geſetzt. Markow ward eingeladen, im Namen Rußlands derſelben beizutreten, und ließ ſich, als ergebener Freund Oeſterreichs, nicht lange bitten. Preußen zeigte ſich kalt, aber nicht widerſtrebend. Bayern fügte ſich und begehrte Entſchädigung für das ihm zugemuthete Opfer, namentlich alſo nicht zur Tragung ſeines Theils an den 413,000 fl., die niemand zahlen wollte, verpflichtet zu ſein.

Oeſterreich hatte verſprochen, dem Vermittlungswerk nicht mehr hinderlich zu ſein, und hielt ſo ziemlich Wort. Außer den Zugeſtändniſſen, die es zu Paris erlangt hatte, verlangte es noch eins, welches ſich nur zu Re-

gensburg von den Verfaſſern des Receſſes erhandeln ließ. Daſſelbe betraf die Zahl der Virilſtimmen im Fürſtencolleg. Während das Protokoll beim Reichstag eröffnet war, hielt auch die Deputation wieder Sitzungen und arbeitete nochmals den Vermittlungsplan um gemäß der Uebereinkunft von Paris. Sonach ſtimmte der Reichstag über einen Entwurf ab, welchen die Deputation immer noch umgeſtaltete. Die Umänderungen betrafen die zu Paris verabredeten Gebietswechſel und die neue Kurwürde von Salzburg, ferner die Schöpfung neuer Virilſtimmen, ſo daß das Fürſtencolleg deren 54 ſtatt 31 katholiſche gegen 77 ſtatt 62 proteſtantiſche hätte. Bayern, welches mit Eichſtätt 350,000 fl. verloren hatte, konnte nicht genöthigt werden, 200,000 fl. für den Erzkanzler zu geben. Man fand ſeine Weigerung natürlich. Aber Preußen, welches nichts verloren hatte, wollte eben ſo wenig ſeinen Antheil an einer ſo leichten Laſt tragen. „Um 200,000 fl. willen wird man keinen Krieg anfangen!“ ſagte Haugwitz. Dieſen Ausſpruch fand Jedermann zu Regensburg verletzend. Man ſtellte Preußen weit unter Oeſterreich, welches mit ſeinem Widerſtand wenigſtens für Landgebiet und Verfaſſungsgrundſätze kämpfte.

Streng genommen hätte Bonaparte dieſen Geiz beugen können. Aber da er Preußens bis zu Ende bedurfte, um das Gelingen ſeines Plans zu ſichern, ſo mußte er es ſchonen. Man wußte nicht, wie man den Erzkanzler, die Jahrgelder der Geiſtlichen und andere auf die vorbehaltenen Güter angewieſenen Schulden bezahlen ſollte. Dieſe Laſt unter der Form von Römermonaten auf das ganze Reich zu vertheilen ging nicht an, weil die Beitreibung der unter dieſem Namen den

Reichsſtänden aufgelegten Steuern ſtets auf unüberwindliche Schwierigkeiten geſtoßen war, wie der Verfall der Reichsfeſtungen bewies. Man mußte ein Mittel ergreifen, welches der Liberalität des urſprünglichen franzöſiſchen Plans in Betreff der Flußſchifffahrt Eintrag that. In dieſem Plane waren alle Zölle auf der Elbe, der Weſer und dem Rhein aufgehoben. Da indeſſen die Flußſchifffahrt den Staaten Ausgaben verurſachte, z. B. für Unterhaltung der Leinpfade, ſo beſchloß man, am Rhein wieder Waſſerzölle einzuführen, die freilich weit unter den Sätzen der mittelalterlichen Zölle blieben. Aus dem Ueberſchuß dieſer Zölle beſchloß man, die 356,000 fl. für den Erzkanzler, die 10,000 fl. für Oldenburg und die 53,000 fl. für Iſenburg und für Stolberg zu nehmen, ſo wie auch noch einige tauſend Gulden für Anweiſungen, welche verſchiedene Fürſten ſich einander ſchmutziger Weiſe zuſchoben. So genügte man dem Geiſte Preußens, entledigte Bayern der 200,000 fl., die es hätte liefern ſollen, minderte ſeinen durch Abtretung von Eichſtätt erlittenen Verluſt und erfüllte das dem Erzkanzler gegebene Verſprechen ihm ein unabhängiges Einkommen zu verſchaffen. Ein ſolches Einkommen ward dem Erzkanzler von allen Deutſchen gegönnt, denn ſie fanden, daß eine Million nur eben genug war für den Vorſitzer des Reichstags und für den einzigen von den drei geiſtlichen Kurfürſten des heiligen römiſchen Reichs noch übrig Gebliebenen. Er wurde zum einzigen Verwalter des Rheinzolls beſtellt im Verein mit Frankreich, welches das Recht hatte, über die auf dem linken Rheinufer zu machenden Ausgaben zu wachen. Inſofern brauchte Frankreich ſich nicht über das Abkommen zu beſchweren, weil dem Erzkanzler nun ſehr daran

gelegen ſein mußte, in gutem Vernehmen mit ihm zu ſtehen.

Endlich am 25. Februar 1803 ward der zum letzten Mal umgearbeitete Plan als Hauptſchluß von der Reichsdeputation angenommen und an den Reichstag geſchickt, wo er faſt einmüthig von den drei Collegien genehmigt wurde. Widerſpruch fand er nur von Seiten Schwedens, deſſen König bereits die Geiſtesverwirrung verrieth, die ihn vom Thron geſtürzt hat. Er warf heftigen Tadel auf die vermittelnden Mächte und auf die deutſchen Mächte, welche zuſammengewirkt hätten, der alten deutſchen Verfaſſung einen ſolchen Stoß zu geben. Dieſer lächerliche Ausfall eines Fürſten, um den ſich kein Menſch in Europa kümmerte, ſtörte nicht die Freude über das Ende der langen Angſt des Reichs. Die Deutſchen, ſelbſt diejenigen, welchen es leid war um die alte Ordnung der Dinge, die aber doch einigermaßen billig urtheilten, erkannten an, daß man hier die unvermeidlichen Früchte eines unverſtändigen Krieges ernte, daß der Verluſt des linken Rheinufers in Folge dieſes Kriegs eine neue Theilung des deutſchen Bodens nöthig gemacht habe, daß dieſe Theilung freilich den großen Häuſern vortheilhafter ſei als den kleinen, daß aber ohne Frankreich dieſe Ungleichheit noch viel ſchlimmer ausgefallen ſein würde, daß die Verfaſſung, obwohl in vielen Stücken geändert, doch im Weſentlichen gerettet war und in keinem erleuchteteren Geiſt der Erhaltung hätte umgeſtaltet werden können. Sie erkannten endlich an, daß ohne die Kraft Bonapartes die Anarchie in Deutſchland eingeriſſen ſein würde in Folge von Anſprüchen aller Art, die erhoben waren. Beſſer als alle Reden beweiſt für die damalige Stimmung gegen Bo-

naparte der Wunſch, daß er bei einigen noch ſchwebenden Fragen ſeine mächtige Hand nicht ganz von den deutſchen Angelegenheiten abziehen möchte. Man wünſchte, Frankreich möge als Bürge verpflichtet ſein, über ſein Werk zu wachen.

Es waren noch mehre allgemeine und beſondere Fragen übrig, welche die Vermittlung nicht hatte löſen können. Preußen lag im Streit mit Nürnberg und erlaubte ſich gegen dieſe Reichsſtadt tyranniſches Verfahren. Es hatte ſich ferner bis jetzt geweigert, die Grafen von Weſtphalen in den Beſitz ihres Antheils von Münſter treten zu laſſen. Frankfurt war im Streit mit einigen benachbarten Fürſten wegen einer ihm aufgelegten Leiſtung an ſie für Güter, welche ſie abgetreten. Preußen und Bayern wollte das Stillſchweigen des Receſſes benutzen, um den Reichsadel zu verſchlingen. Oeſterreich machte in Schwaben eine Menge uralter Lehnsrechte geltend, welche die Landeshoheit der Fürſten von Baden, Würtemberg und Bayern beeinträchtigten. Es hatte ſich eine unerhörte Verletzung des Eigenthums erlaubt. Die ſeculariſirten geiſtlichen Fürſtenthümer hatten in der Wiener Bank Gelder ſtehen, welche den entſchädigten Fürſten von Rechtswegen zufallen mußten. Die öſterreichiſche Verwaltung hatte ſich dieſer Gelder im Betrag von 30 Millionen bemächtigt und dadurch einige Fürſten zur Verzweiflung gebracht. All dieſe Gewaltthätigkeiten ließen die Einſetzung einer Autorität wünſchen, welche für Vollziehung des Receſſes ſorgte, wie dies nach dem weſtphäliſchen Frieden der Fall geweſen. Auch wünſchte man die Wiederherſtellung der Kreisverfaſſung zur Vertheidigung der Intereſſen der einzelnen Reichsſtände. Endlich blieb die deutſche Kirche neu zu geſtal-

ten, nachdem ſie ihre fürſtliche Herrlichkeit verloren hatte. Die Löſung dieſer letzten Schwierigkeiten hätte Bonaparte nicht auf ſich nehmen können, denn dafür hätte er ſich zum ſteten Geſetzgeber Deutſchlands aufwerfen müſſen. Er hatte ſich bloß mit der Erhaltung des Gleichgewichts im Reich als eines Theils des europäiſchen Gleichgewichts befaſſen können, indem er beſtimmte, was jedem Staate an Gebiet und an Einfluß beim Reichstag zukam. Das Uebrige mußte Sache des Reichstags als der geſetzgebenden Gewalt ſein. Der Reichstag konnte es erledigen, jedoch unterſtützt von Frankreich, welches Bürge der neuen Verfaſſung war, wie es Bürge der alten geweſen. Die von den Starken bedrohten Schwachen riefen ſchon dieſe Bürgſchaft an. Sache der mächtigeren deutſchen Höfe wäre es geweſen, durch ihre Mäßigung dem neuen Eingreifen eines mächtigen Arms vorzubeugen. Leider durfte man nicht darauf rechnen, wenn man das damalige Verhalten Preußens und Oeſterreichs ſah.

Der Kaiſer hatte einige Zeit auf ſeine Ratification warten laſſen und ſie endlich geſchickt aber mit zwei Vorbehalten: Erhaltung des Reichsadels und neue Vertheilung der katholiſchen und evangeliſchen Stimmen beim Reichstag. Dies hieß, halb das dem Erſten Conſul für die Uebereinkunft vom 26. Dezember gegebene Wort halten. Uebrigens waren die eigentlich europäiſchen Schwierigkeiten, die der Ländervertheilung, durch das kräftige und kluge Dazwiſchentreten Bonapartes überwunden. Wenn irgend etwas ſeinen Einfluß in Europa augenſcheinlich gemacht hatte, ſo war es dieſe ſo geſchickt geführte Unterhandlung, in welcher er, Gewandheit und Feſtigkeit mit Gerechtigkeit verbindend,

ſich abwechſelnd der Habſucht Preußens und des Ehrgeizes von Rußland bedient hatte, um Oeſterreich zu widerſtehen, und, indem er dies beugte, ohne es zur Verzweiflung zu bringen, ſeinen eigenen Willen in Deutſchland geltend gemacht hatte zum Beßten Deutſchlands und zur Erhaltung der Ruhe der Welt — der einzige Fall, in welchem Einmiſchung in fremde Angelegenheiten erlaubt und nützlich iſt.

Sechszehntes Buch.

Bruch des Friedens von Amiens.

Bemühungen Bonapartes um Wiederherſtellung der Kolonialmacht Frankreichs — Ehemaliges Weſen des Handelsgeiſtes — Streben aller Mächte nach dem Beſitz von Kolonien. — Amerika, Weſt- und Oſtindien. — Sendung des Generals Decaen nach Indien. — Bemühungen um Wiedergewinnung von Santo Domingo. — Beſchreibung dieſer Inſel. Empörung der Schwarzen. — Sinnesart, Macht und Politik von Touſſaint Louverture. — Er ſtrebt, ſich unabhängig zu machen. — Bonaparte entſendet eine Kriegsmacht, um die Herrſchaft Frankreichs zu ſichern. — Landung der franzöſiſchen Truppen bei den Städten Santo Domingo, Cap und Port au Prince. — Brand des Cap — Unterwerfung der Schwarzen. — Vorübergehende Ruhe der Kolonie. — Eifer Bonapartes für Wiederherſtellung der Seemacht. — Sendung des Oberſten Sebaſtiani in den Oſten. — Sorge für das Gedeihen im Innern. — Der Simplon, der Mont Genèvre, Aleſſandria. — Veteranenlager in den eroberten Provinzen. — Gründung neuer Städte in der Vendée. — Rochelle und Cherbourg. — Das bürgerliche Geſetzbuch, das Inſtitut, die geiſtliche Verwaltung. — Reiſe in die Normandie. — Eiferſucht Englands über Frankreichs Größe. — Der höhere Handelsſtand in England feindſeliger gegen Frankreich als die engliſche Ariſtokratie. — Zügelloſigkeit der von Emigranten geſchriebenen Zeitungen. — Jahrgelder für Cadoudal und die Chouans bewilligt. — Beſchwerden Bonapartes. — Ausflüchte des engliſchen Kabinets. — Gegenartikel im Moniteur. — Weiterer Verlauf der Schweizerangelegenheit — Die kleinen Kantone erheben ſich und ziehen unter dem Landammann

Reding gegen Bern. — Die Regierung der Gemäßigten zur Flucht nach Lauſanne genöthigt. — Das Begehren des Einſchreitens von Bonaparte erſt zurückgewieſen, dann bewilligt. Er läßt den General Ney mit 30,000 Mann vorrücken und beruft aus allen Parteien gewählte Deputirte nach Paris, um der Schweiz eine Verfaſſung zu geben. — Bewegung in England. — Geſchrei aller Parteien über die franzöſiſche Einmiſchung. — Durch dies Geſchrei erſchreckt, begeht das engliſche Miniſterium den Fehler, Gegenbefehl in Betreff der Räumung Maltas zu geben, und in die Schweiz einen Agenten mit Geldunterſtützung für die Aufgeſtandenen zu ſchicken. — Raſches Einſchreiten der Franzoſen. — Ney unterwirft Helvetien in wenigen Tagen. — Die ſchweizer Deputirten zu Paris dem Erſten Conſul vorgeſtellt. — Seine Rede an ſie. — Mediationsakte. — Bewunderung Europas für die Weisheit dieſer Akte. — Das engliſche Kabinet in Verlegenheit über die Schnelligkeit und Vortrefflichkeit dieſes Erfolgs. — Lebhafte Erörterung im britiſchen Parlament. — Heftigkeit der Partei Granvilles und Wyndhams. — Schöne Worte von Fox zu Gunſten des Friedens. — Die öffentliche Meinung einen Augenblick beruhigt. — Lord Withworth geht nach Paris, General Andréoſſy nach London. — Beiderſeitige gute Aufnahme dieſer Geſandten. — Das britiſche Kabinet bedauert, Malta behalten zu haben, möchte es räumen und wagt es nicht. — Unzeitige Veröffentlichung des Berichtes von Sebaſtiani über den Zuſtand des Oſtens. — Schlimmer Eindruck dieſes Berichts in England. — Bonaparte will ſich perſönlich mit Withworth verſtändigen. — Lange, merkwürdige Unterredung. — Die Offenheit Bonapartes übel verſtanden und gedeutet. — Die Darlegung des Zuſtandes der Republik enthält eine den britiſchen Stolz verletzende Redensart. — Erwiderung darauf in der Botſchaft des Königs. — Bonaparte läßt gegen Withworth ſeinen Zorn in Gegenwart des diplomatiſchen Corps aus. — Er geht plötzlich von Friedensgedanken auf Kriegsgedanken über. — Seine erſten Vorbereitungen. — Er verkauft Louiſiana an die vereinigten Staaten für 80 Millionen. — Talleyrand bemüht ſich, den Erſten Conſul zu beruhigen und ſetzt der zunehmenden Gereiztheit beider Regierungen eine berechnete Trägheit entgegen. — Withworth unterſtützt ihn. — Längere Dauer dieſer Lage. — Nothwendigkeit herauszukommen. — Das engliſche Kabinet geſteht endlich, daß es Malta behalten will. — Bonaparte antwortet mit Mahnung die Verträge zu vollziehen. — Aus Furcht, im Parlamente zu unterliegen, beſteht Addington darauf, Malta zu verlangen. — Mehrere Mittelwege, die zu nichts führen. — Anerbieten Frankreichs, Malta dem ruſſiſchen Kaiſer in

Verwahrung zu geben. — Zurückweiſung dieſes Erbietens. — Abreiſe der beiden Geſandten. — Bruch des Friedens von Amiens. Angſt zu London und zu Paris. — Urſachen der Kürze dieſes Friedens. — Wer ſchuld am Bruch war.

Während Bonaparte als oberſter Schiedsrichter die Angelegenheiten des europäiſchen Feſtlandes regelte, erſtreckte ſich ſeine beide Welten umfaſſende Thätigkeit bis nach Amerika und Indien, um dort die alte Kolonialmacht Frankreichs wiederherzuſtellen.

Heutzutage, wo die europäiſchen Völker ſich mehr dem Gewerbfleiß als dem Handel zugewandt haben, wo ſie dazu gekommen ſind, das nachzuahmen und beſſer zu machen, was ſie ſonſt jenſeits der Meere ſuchten, wo die von ihren Mutterländern losgeſagten großen Kolonien ſich zum Rang unabhängiger Staaten erhoben haben, heutzutage iſt die Geſtalt der Welt ſo verändert, daß man ſie nicht mehr wiedererkennt. Neue Strebungen des Ehrgeizes ſind an die Stelle der alten getreten und man begreift jetzt kaum die Gründe, um derentwillen vor hundert Jahren das Blut der Menſchen floß. England beſaß als Kolonie Nordamerika, Spanien ebenſo Südamerika, Frankreich die meiſten Antillen und als die hauptſächlichſte derſelben Santo Domingo. Oſtindien machten ſich England und Frankreich ſtreitig. Jede dieſer Mächte legte ihren Kolonien die Verbindlichkeit auf, nur an ſie die tropiſchen Erzeugniſſe zu überlaſſen und nur von ihr die europäiſchen Produkte zu empfangen, nur ihre Schiffe zuzulaſſen, nur für ihre Marine Matroſen zu ziehen. Jede Kolonie war ſomit als Pflanzung, als Markt und als Hafen abgeſchloſſen. England wollte mit Ausſchluß

aller Andern aus ſeinen amerikaniſchen Provinzen Zucker, Bauholz und Baumwolle ziehen; Spanien wollte die einzige Nation ſein, welche aus Peru und Mexiko die von allen Nationen begehrten Metalle zöge; England und Frankreich wollten Indien beherrſchen, um die allgemein geſuchten Baumwollengeſpinnſte, die Musline und die Kattune von dort auszuführen. Als Tauſchartikel wollten alle dieſe Mächte ihre eigenen Erzeugniſſe liefern und dieſer Handel ſollte überall nur unter der Flagge jeder betreffenden herrſchenden Macht geführt werden. Heutzutage haben dieſe glühenden Begierden der Nationen andern Platz gemacht. Der Zucker, den man ſonſt nur aus einer unter der heißeſten Sonne wachſenden Pflanze ziehen konnte, wird jetzt aus einer an der Schelde und an der Elbe wachſenden gezogen. Die mit ſo viel Geduld von indiſchen Händen ſo fein geſponnene Baumwolle wird in Europa auf Maſchinen gewebt, die durch Verbrennung von Steinkohlen in Bewegung geſetzt werden. Muslin wird in den Bergen der Schweiz und des Forez bei Lyon gewebt. Die in Schottland, Irland, Flandern, der Normandie gewebten, im Elſaß gedruckten Kattune erfüllen Amerika und verbreiten ſich bis nach Indien. Mit Ausnahme des Kaffee und des Thee, welche keine Kunſt nachmachen kann, iſt man dazu gelangt, Alles eben ſo gut und beſſer zu machen. Die europäiſche Chemie hat bereits die meiſten Farbeſtoffe, die man ſonſt zwiſchen den Wendekreiſen holte, durch andere erſetzt. Die Metalle kommen aus den europäiſchen Bergen. Aus dem Ural zieht man Gold, und Spanien beginnt, Silber in ſeinem eignen Boden zu finden. Zu dieſen induſtriellen Umwälzungen iſt eine große politiſche gekom-

men. Frankreich hat den Aufſtand der engliſchen Kolonien in Nordamerika begünſtigt und England hat dagegen zur Empörung der ſüdamerikaniſchen Kolonien beigetragen. Aus beiderlei Kolonien ſind Nationen geworden, die theils ſchon groß, theils beſtimmt ſind, es zu werden. Unter dem Einfluß derſelben Umſtände hat ſich ein afrikaniſches Gemeinweſen, deſſen Zukunft im Dunkel liegt, auf St. Domingo entwickelt. Indien iſt unter dem Szepter Englands nichts weiter mehr als ein durch die Fortſchritte des europäiſchen Gewerbweſens zu Grund gerichtetes erobertes Land, welches dient, eine Anzahl Offiziere, Schreiber und Beamte aus England zu füttern. In unſern Tagen wollen die Nationen Alles ſelber hervorbringen, den Ueberſchuß ihrer Erzeugniſſe ihren weniger geſchickten Nachbarn aufnöthigen und von ihnen bloß die Rohſtoffe nehmen und zwar dieſe aus der möglich größten Nähe, wie die Verſuche zum Anbau der Baumwolle in Egypten und Algerien beweiſen. Dem großen Schauſpiel des Strebens nach Kolonialmacht iſt das Schauſpiel des Strebens nach Fabrikmacht gefolgt. So ändert ſich die Welt ohne Unterlaß und jedes Jahrhundert muß Gedächtniß und Verſtand anſtrengen, um das vorhergehende zu begreifen.

Dieſer gewaltige Umſchwung in Gewerbfleiß und Handel hat unter Ludwig XVI. mit dem amerikaniſchen Krieg begonnen und iſt unter Napoleon mit der Kontinentalſperre vollendet worden. Der lange Kampf zwiſchen England und Frankreich war die Haupturſache davon, denn während erſteres ſich den Alleinhandel mit den außereuropäiſchen Erzeugniſſen aneignen wollte, machte letzteres ſie nach. Der Gedanke dieſer Nach-

ahmung iſt von Napoleon eingegeben worden, deſſen Beſtimmung es war, die Geſtalt der Welt in jeder Beziehung zu verändern. Ehe er aber Frankreich in das Kontinental- und Manufakturſyſtem warf, war er noch voll von den Gedanken des abgelaufenen Jahrhunderts und verſuchte mit größerem Vertrauen auf die franzöſiſche Seemacht, als er ſpäter hatte, große Unternehmungen, um unſere Kolonialmacht wieder herzuſtellen.

Dieſe Macht war früher bedeutend genug geweſen um die Sehnſucht nach ihrer Wiederherſtellung und die desfallſigen Verſuche zu rechtfertigen. Im Jahr 1789 zog Frankreich aus ſeinen Kolonien einen jährlichen Werth von 250 Millionen an Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo u. ſ. w., verbrauchte davon für 80 bis 100 Millionen und führte für 150 Millionen wieder aus in das ganze übrige Europa, beſonders raffinirten Zucker. Heutzutag, wo die Preiſe ſich verdoppelt haben, würden wir gewiß für höchſt wichtig Kolonien halten, welche uns einen Verkehr im Werth von 500 Millionen ſchafften. Frankreich fand in dieſem Verkehr ein Mittel, einen Theil des Geldes von Spanien an ſich zu ziehen, welches Land uns ſeine Piaſter für unſere Kolonial- und Manufakturwaaren gab. Zu der Zeit, welche wir ſchildern, im Jahr 1802, hatte Frankreich Kolonialwaaren, beſonders Kaffee und Zucker nicht einmal zum eignen Verbrauch und kaufte ſie von den Amerikanern, den Hanſeſtädten, den Holländern, den Genueſen, ſeit dem Frieden auch von den Engländern. Es bezahlte ſie in Metallen, weil es in ſeiner kaum wieder auflebenden Induſtrie noch nicht die Mittel hatte, ſie in Erzeugniſſen ſeiner Manufakturen zu bezahlen.

Da die klingende Münze ſeit den Aſſignaten nie mehr in ihrem ehemaligen Ueberfluß wieder zum Vorſchein gekommen war, ſo fehlte es oft daran, wie die ſteten Bemühungen der neugeſchaffenen Bank um aus Spanien herausgeſchmuggelte Piaſter bewieſen. Nichts war gewöhnlicher, als beim Handelsſtand Klagen über Geldmangel zu hören und über die Nothwendigkeit, den Zucker und Kaffee baar zu bezahlen, den wir ſonſt aus den franzöſiſchen Kolonien zogen. Die letztere Klage beruhte theilweiſe auf falſchen Vorſtellungen von der Handelsbilanz, theilweiſe aber auch auf der in der That vorhandenen Schwierigkeit, ſich Kolonialwaaren zu verſchaffen, und in der noch größeren, ſie zu bezahlen.

Erwägt man ferner, daß viele, einſt reiche, jetzt zu Grund gerichtete Koloniſten ſich in Paris befanden und ihre Klagen mit denen der Emigranten vereinigten, ſo wird man ſich einen Begriff machen von den Gründen, welche den Erſten Conſul zu großen Kolonialunternehmungen geneigt machten. Unter ihrem Einfluß hatte er dem König von Spanien Etrurien für Louiſiana gegeben. Da er die Infanten auf den Thron zu Florenz geſetzt und ihre Anerkennung bei allen Kontinentalmächten erlangt hatte, ſo begehrte er nun ſofortige Uebergabe von Louiſiana. Zwei Linienſchiffe und einige Fregatten lagen zu Helvoetſluys ſegelfertig, um Truppen an die Mündung des Miſſiſippi zu führen und dies ſchöne Land für Frankreich in Beſitz zu nehmen. Da Bonaparte über das Herzogthum Parma zu verfügen hatte, ſo wollte er dafür die beiden Florida eintauſchen und außerdem zur Entſchädigung des Königs von Sardinien die Gegend von Siena im Toskaniſchen.

Die ſpaniſche Regierung aber bewahrte das Geheimniß dieſer Unterhandlung nicht vor dem engliſchen Geſandten, und die engliſche Eiferſucht legte dem Abſchluß dieſes Vertrags tauſend Hinderniſſe in den Weg. Gleichzeitig beſchäftigte ſich Bonaparte mit Oſtindien. Er hatte die Verwaltung unſeres Comptoirs zu Pondichéry und Chandernagor dem General Decaen, einem der wackerſten Offiziere vom Rheinheer, anvertraut. Dieſer Offizier, deſſen Verſtand ſeinem Muthe gleichkam, und der zu den größten Unternehmungen Geſchick hatte, war mit wohl erwogenen Abſichten für die Zukunft gewählt und abgeſandt. Bonaparte hatte ihm treffliche Anweiſungen gegeben und geſagt: Die Engländer ſind Herren des indiſchen Feſtlandes und auf demſelben voll eiferſüchtiger Unruhe. Man muß ihnen keinen Argwohn einflößen, ein ſanftes und ſchlichtes Benehmen einhalten, ſich dort Alles gefallen laſſen, was nur irgend mit der Ehre verträglich iſt, und mit den benachbarten Fürſten nur diejenigen Verbindungen unterhalten, welche unentbehrlich ſind zur Erhaltung der franzöſiſchen Truppen und der Comptoirs Aber man muß dieſe Fürſten und Völker, welche ſich nur mit Schmerz in die engliſche Herrſchaft ergeben, beobachten, ihre Sitten, ihre Hülfsquellen und die Mittel, mit ihnen im Fall des Kriegs zu verkehren, erforſchen, man muß unterſuchen, welches europäiſche Heer nöthig ſein würde, um ihnen zur Abſchüttlung des engliſchen Jochs behülflich zu ſein, welches Material dies Heer mitbringen müßte und beſonders, welches die Mittel wären, es zu ernähren; man müßte einen Hafen ausfindig machen, welcher zur Ausſchiffung von Truppen dienen könnte, die Zeit und die Mittel zur plötzlichen Wegnahme eines ſolchen Hafens

berechnen. Ueber dieſe verſchiedenen Fragen müßte nach ſechsmonatlichem Aufenthalt in Indien ein erſter Aufſatz verfaßt und durch einen zuverläſſigen Offizier, der Alles geſehen hätte und im Stand wäre, durch mündliche Erläuterungen das Geſchriebene zu ergänzen, abgeſchickt werden. Ein halbes Jahr ſpäter müßten dieſelben Fragen nach den weiter erworbenen Kenntniſſen von neuem abgehandelt und der zweite Aufſatz durch einen zweiten gleich zuverläſſigen und einſichtsvollen Offizier überſandt werden. Dieſelbe Arbeit und Sendung müßte halbjährlich wiederholt werden. Bei Abfaſſung dieſer Aufſätze wäre jeder Ausdruck abzuwägen, denn ein Wort könnte Einfluß auf die folgenreichſten Entſchlüſſe haben. Endlich im Fall eines Kriegs müßte man ſein Verfahren nach den Umſtänden bemeſſen, entweder in Indoſtan bleiben oder ſich auf Isle de France zurückziehen und dabei viele leichte Fahrzeuge nach Frankreich ſchicken, um die Regierung von den Entſchließungen des Generalkapitäns zu benachrichtigen. Dies waren die dem General Decaen gegebenen Weiſungen nicht in der Abſicht, den Krieg wieder zu entzünden, ſondern ihn geſchickt zu benutzen, wenn er wieder ausbräche.

Die größten Anſtrengungen Bonapartes waren auf Weſtindien gerichtet, als den Hauptſitz der Kolonialmacht Frankreichs. Martinique, Guadeloupe und St. Domingo waren die Inſeln, mit welchen der franzöſiſche Handel früherhin den vortheilhafteſten Verkehr unterhielt. St. Domingo figurirte für wenigſtens ³/₅ in dem Verzeichniß der Waaren, welche Frankreich vormals aus ſeinen Kolonien zog, als dieſe Inſel noch die ſchönſte und beneidenswertheſte überſeeiſche Beſitzung war. Martinique war glücklich den Folgen des Auf-

ruhrs der Schwarzen entgangen, aber auf Guadeloupe und St. Domingo war alles unterſt zu oberſt gekehrt worden. Ein vollſtändiges Heer war nöthig, um, zwar nicht die unmöglich gewordene Sklaverei, aber die rechtmäßige Herrſchaft des Mutterlandes, wenigſtens auf St. Domingo wieder einzuführen.

Dieſe hundert Stunden lange, dreißig Stunden breite Inſel mit ihrer glücklichen Lage am Eingang des Meerbuſens von Mexiko, mit ihrer üppigen Fruchtbarkeit, die ſie zur Gewinnung von Zucker, Kaffee und Indigo fähig machte, dieſe herrliche Inſel war früher von etlich und zwanzigtauſend weißen Eigenthümern etlich und zwanzigtauſend farbigen Freigelaſſenen und 400,000 ſchwarzen Sklaven bebaut und hatte einen Ueberfluß von Kolonialwaaren im jährlichen Werth von 150 Millionen Franken geliefert, den 30,000 franzöſiſche Matroſen beſchäftigt waren, nach Europa zu ſchaffen, nachdem ſie dieſelben mit einem gleichen Werth von franzöſiſchen Erzeugniſſen eingetauſcht hatten. Was würden wir heutiges Tags zu einer Kolonie ſagen, die uns für 300 Millionen Waaren gäbe und uns für eben ſo viel Abſatz verſchaffte (denn 150 Millionen im Jahr 1789 entſprechen wenigſtens 300 Millionen im Jahr 1845)? Leider gährten in den Weißen, in den Farbigen und in den Schwarzen heftige Leidenſchaften, wie ſie das Klima mit ſich brachte und ein geſellſchaftlicher Zuſtand mit dem Uebermaß auf beiden Seiten, mit dem hochmüthigen Reichthum und der bebenden Sklaverei. In keiner Kolonie ſah man ſo reiche und eigenſinnige Weiße, ſo auf den Vorzug der Weißen eiferſüchtige Mulatten und ſo zur Abſchüttlung des Joches beider geneigte Schwarze. Die zu Paris

in der konſtituirenden Verſammlung als Glaubensbekenntniß ausgeſprochenen Anſichten hallten unter den leidenſchaftlichen Bewohnern jener Inſel wider und mußten einen entſetzlichen Sturm hervorrufen, gleich den Orkanen, welche in jenen Meeren der Zuſammenſtoß zweier Winde erzeugt. Die Weißen und die Mulatten, welche vereint ſich ſchwerlich hätten halten können, waren in Zwieſpalt gerathen, hatten die Schwarzen mit ihren Leidenſchaften angeſteckt und ſie zur Auflehnung gegen ſich gebracht. Sie hatten anfangs die Grauſamkeiten, dann den Triumph und die Herrſchaft der Schwarzen über ſich ergehen laſſen müſſen, Es war dort gegangen, wie in jeder Geſellſchaft, wo ein Krieg der Klaſſen ausbricht: die erſte Klaſſe war von der zweiten und die zweite ſammt der erſten von der dritten beſiegt worden. Das Eigenthümliche auf St. Domingo war, daß die Klaſſen auf ihren Geſichtern das Zeichen ihres verſchiedenen Urſprungs trugen, daß ihr Haß die Heftigkeit von Naturtrieben hatte und ihre Wuth der Wuth wilder Thiere gleichkam. Die Gräuel dieſer Revolution hatten Alles übertroffen, was man 1793 in Frankreich geſehen hatte, und trotz der Entfernung, welche ſtets die Eindrücke ſchwächt, war Europa, ſchon von den Schauſpielen auf ſeinem Boden tief ergriffen, mit Entſetzen erfüllt worden von den Scheußlichkeiten, zu welchen unkluge, zuweilen grauſame Herren grimmige Sklaven getrieben hatten. Die überall gleichen Geſetze der menſchlichen Geſellſchaft hatten dort wie anderwärts nach langen Stürmen die Ermattung herbeigeführt, welche nach einem Herrn verlangt und nach einem zu dieſer Stellung geeigneten höheren Weſen. Dieſer Herr hatte die Farbe der ſiegreichen Gattung,

er war ſchwarz. Touſſaint Louverture, ein alter Sklave, ohne die edle Kühnheit des Spartakus, voll tiefer Verſtellung, beſaß außerordentlichen Herrſchergeiſt. Obwohl als Heerführer mittelmäßig höchſtens ſich auf die Kunſt der Hinterhalte in einem ſchwer zugänglichen Land verſtehend und auch in dieſer von manchen ſeiner Unterbefehlshaber übertroffen, hatte er durch ſein Geſchick, das Ganze zu leiten, einen wunderbaren Einfluß erlangt. Das wilde Geſchlecht, welches den Europäern für ihre Verachtung gegen es grollte, war ſtolz, in ſeinen Reihen ein Weſen zu haben, deſſen hohe Fähigkeiten die Weißen ſelber anerkannten. Es ſah in ihm einen lebendigen Beweis ſeines Anſpruchs auf Freiheit und auf die Achtung der andern Menſchen. Es hatte ſich unter ſein eiſernes Joch gebeugt, welches hundertmal ſchwerer war als das der ehemaligen Koloniſten und ſich in das harte Gebot der Arbeit gefügt, welches es als das ärgſte Stück der Sklaverei verabſcheute. Der zum Diktator gewordene ſchwarze Sklave hatte auf St. Domingo einen erträglichen geſellſchaftlichen Zuſtand hergeſtellt und Dinge zu Stande gebracht, die man groß nennen möchte, wenn der Schauplatz ein anderer und wenn ſie weniger vorübergehend geweſen wären.

Auf St. Domingo hatte ſich, wie in allen von langen Bürgerkriegen heimgeſuchten Ländern, die Bevölkerung getheilt in ein Kriegergeſchlecht, welches Fähigkeit und Luſt zur Führung der Waffen hatte, und in ein Arbeitergeſchlecht, welches leichter zu den Geſchäften des Friedens zurückzuführen war, jedoch geneigt, ſich von neuem Gefahren auszuſetzen, wenn ihre Freiheit bedroht wäre. Natürlich war das erſtere zehnmal zahl-

reicher als das letztere. Aus den Kriegsluſtigen hatte ſich Touſſaint ein ſtehendes Heer von 20,000 Mann gebildet, dies Heer war nach Art des franzöſiſchen in Halbbrigaden getheilt und hatte ſchwarze, mitunter auch mulattiſche und weiße Offiziere. Es ward gut genährt und bezahlt. Unter ſeinem Klima, an welches es gewöhnt war und auf ſeinem zerklüfteten mit Dorngebüſch bedeckten Boden war es nicht eben leicht zu beſiegen. Die einzelnen Diviſionen dieſes Heeres ſtanden unter Generalen ſeiner Farbe, wie Chriſtophe, Deſſalines, Moïſe, Maurepas, Laplume, meiſt Leuten von Kopf, aber von noch größerer Wildheit. Alle waren dem Touſſaint ergeben, deſſen hohen Geiſt ſie anerkannten und unter deſſen Willen ſie ſich beugten. Die übrige Bevölkerung war unter dem Namen Ackerleute zur Arbeit zurückgeführt worden. Man hatte ihnen Flinten gelaſſen, damit ſie einen Verſuch von Frankreich gegen ihre Freiheit abwehren könnten; aber man hatte ſie genöthigt, auf die verlaſſenen Pflanzungen zurückzukehren. Touſſaint hatte erklärt, ſie ſeien frei aber genöthigt, noch fünf Jahre auf den Ländereien ihrer ehemaligen Herren zu arbeiten, wofür ſie den vierten Theil des Rohertrags anzuſprechen hätten. Die weißen Eigenthümer waren aufgemuntert worden zurückzukehren, ſelbſt diejenigen, welche ſich in einem Augenblick der Verzweiflung einem Verſuch der Engländer auf St. Domingo angeſchloſſen hatten. Sie waren gut aufgenommen worden und hatten auf ihren Gütern angeblich freie Neger gefunden, welchen ſie nach Touſſaints Verordnung das Viertel vom Rohertrag laſſen mußten. Dies Viertel ward in der Praxis auf ganz willkürliche Weiſe abgeſchätzt. Ein großer Theil der

ehemaligen reichen Eigenthümer war während der Unruhen umgekommen, und nicht wenige in Frankreich lebende waren mit dem Adel, zu dem ſie gehörten, ausgewandert. Sie waren nicht wieder erſchienen, hatten auch keine Bevollmächtigte geſchickt. Ihre Güter wurden wie die Nationalgüter in Frankreich zu Handen der Regierung genommen und ſchwarzen Offizieren verpachtet zu einem Preis, bei dem ſich dieſe bereichern konnten. Chriſtophe und Deſſalines zogen auf dieſe Weiſe ein jährliches Einkommen von einer Million. Die Militärkommandanten waren jeder in ſeinem Bezirk zugleich Aufſeher des Landbaues. Sie zogen ſtets darin herum und behandelten die ſchwarzen Arbeiter mit der Härte neuer Herren. Zuweilen nöthigten ſie die Koloniſten, den Arbeitern ihr Recht angedeihen zu laſſen, gewöhnlich aber verurtheilten ſie die Arbeiter wegen Faulheit und Ungehorſam zur Stäupung. Dabei machten ſie ſtets Jagd auf die Landläufer, um dieſelben zur Arbeit zu nöthigen. Durch häufige Muſterungen in den Kirchſpielen erfuhr man, welche Ackerleute aus ihren Wohnungen entwichen waren. Zuweilen ließen Deſſalines und Chriſtophe Straffällige vor ihren Augen aufknüpfen. Demzufolge war die Arbeit mit unglaublicher Rührigkeit wieder begonnen worden unter dieſen neuen Oberhäuptern, welche die Unterwürfigkeit der angeblich freien Neger zu ihrem Vortheil ausbeuteten. Wir ſind weit entfernt, mit Verachtung auf dieſen Zuſtand zu ſehen. Dieſe Häupter, welche es verſtanden, wenn auch nur zum eigenen Vortheil, ihres Gleichen zur Arbeit zu nöthigen, und dieſe Neger, welche ſich, ohne großen Vortheil zu ernten, bloß durch den Gedanken, frei zu ſein entſchädigt, zur Arbeit ver-

ſtanden *), ſie flößen uns viel mehr Achtung ein als das Schauſpiel einer unedlen, barbariſchen Faulheit, welches in den neuerlich befreiten Kolonien die ſich ſelbſt überlaſſenen Neger geben.

In Folge der von Touſſaint eingeführten Ordnung waren die meiſten verlaſſenen Pflanzungen wieder angebaut worden. Nach zehn Jahren der Unruhe bot der blutgetränkte Boden von St. Domingo faſt denſelben Anblick von Fruchtbarkeit dar, wie 1789. Von Frankreich unabhängig, hatte Touſſaint der Colonie faſt unbeſchränkte Handelsfreiheit gegeben. Für mittelmäßig fruchtbare Colonien, die nur wenige und theuere Waaren liefern und dem Mutterland ſeine Erzeugniſſe abnehmen müſſen, damit es ihnen die ihrigen abnimmt, — für ſolche Colonien iſt Handelsfreiheit gefährlich. Aber gedeihlich iſt ſie für eine reiche und fruchtbare Colonie, welche keiner Begünſtigung zum Abſatz ihrer Waaren bedarf. Ihr muß daran gelegen ſein, mit aller Welt frei zu verkehren und ihre Lebens- und Luxusbedürfniſſe da zu nehmen, wo ſie am beſten und wohlfeilſten ſind. Dies war der Fall mit St. Domingo. Es hatte die ungehinderte Anweſenheit der fremden Flaggen, beſonders der amerikaniſchen, ſehr wohlthätig gefunden. Die Lebensmittel waren im Ueberfluß vorhanden, die Waaren aus Europa wurden wohlfeil abgegeben und die Colonialwaaren wurden abgenommen, ſo wie ſie auf dem Markt erſchienen. Die neuen Coloniſten waren theils durch die Revolution emporgekommene Neger, theils zurückgerufene Weiße, die einen wie die andern ſchul-

*) Das gleicht ganz der Wirthſchaft des Juſtemilieu in Frankreich; daher Thiers Wohlgefallen. Anm. d. Ueberſ.

denfrei und nicht genöthigt, von ihrem Gewinn die Zinſen für bedeutende Anlehen abzuziehen. Mit geringeren Einkünften waren ſie reicher. Die Städte Cap, Port au Prince, St. Marc, Cayes waren wieder zu einer Art von Glanz gekommen. Die Spuren des Kriegs waren in ihnen faſt verwiſcht. In den meiſten ſah man nette, für die ſchwarzen Offiziere neu gebaute Wohnungen, welche den ſchönſten Häuſern der wegen ihres ausſchweifenden Luxus bekannten ehemaligen Pflanzer den Rang ſtreitig machten.

Der ſchwarze Herrſcher hatte die neue Blüthe Domingos vervollſtändigt durch kühne Beſetzung des ſpaniſchen Theils der Inſel. Der franzöſiſche Antheil (im Weſten nach Cuba zu) beſteht aus zwei weit ins Meer hinauslaufenden Vorgebirgen mit einem großen Meerbuſen dazwiſchen und vielen Häfen und Rheden und iſt darum ſehr geeignet zu Kaffee- und Zuckerpflanzungen, als welche Einſchiffungsplätze in der Nähe haben müſſen. Der ſpaniſche Antheil nach Europa zu mit weniger Bergen und Buchten hatte weniger ſolche Pflanzungen, dagegen bedeutende Viehzucht und war reich an Schlachtvieh, Pferden und Maulthieren. Vereinigt konnten dieſe beiden Theile ſich wechſelſeitig große Vortheile gewähren; allein durch eine ausſchließende Colonialverwaltung wechſelſeitig abgeſperrt, waren ſie wie zwei durch einen weiten Zwiſchenraum getrennte Inſeln, von denen jede hat, was der andern fehlt, aber am Austauſch durch die Entlegenheit gehindert wird. Nach Verjagung der Engländer hatte Touſſaint all ſeine Gedanken auf die Beſetzung des ſpaniſchen Antheils gerichtet. Obwohl er ganz ſeinem eignen Willen folgte, ſo gab er ſich doch in allen Stücken das Anſehen einer

vollkommenen Unterwürfigkeit unter Frankreich. Er fußte auf den Baſeler Vertrag, in welchem Spanien den Beſitz von ganz Domingo an Frankreich überließ, und forderte die ſpaniſchen Behörden auf, ihm die Provinz zu überliefern, welche ſie noch vorenthielten. Damals befand ſich auf der Inſel ein franzöſiſcher Commiſſär. (Seit der Revolution war Frankreich dort nur durch Commiſſäre repräſentirt, auf die man wenig hörte.) Dieſer Agent fürchtete, aus dieſem Schritt könnten in Europa Verwicklungen entſtehen, und bekämpfte den Entſchluß Touſſaints. Dieſer aber achtete nicht auf die Einwürfe, ſetzte ſein ganzes Heer in Bewegung und verlangte von den zum Widerſtand unfähigen ſpaniſchen Behörden die Schlüſſel der Hauptſtadt Santo Domingo. Die Schlüſſel wurden ihm überliefert, und er bereiſte nun alle Städte, wobei er bloß den Titel Repräſentant Frankreichs annahm, ſich aber in Wahrheit als Herrſcher gerirte und ſich in den Kirchen mit Weihwaſſer und Traghimmel empfangen ließ. Die Folge dieſer Vereinigung beider Theile war ein ſofortiger großer Aufſchwung des Binnenverkehrs und Zunahme der Ordnung. Der franzöſiſche Theil, reichlich verſehen mit den Erzeugniſſen beider Welten, ſetzte eine bedeutende Menge derſelben an die ſpaniſchen Coloniſten ab und tauſchte dafür Schlachtvieh, Pferde und Maulthiere ein, woran es ihm ſehr fehlte. Diejenigen Neger, welche ſich der Arbeit entziehen wollten, fanden nicht mehr auf ſpaniſchem Gebiet eine Zuflucht vor den ſteten Nachforſchungen der ſchwarzen Polizei.

Durch alle dieſe Mittel zuſammen hatte Touſſaint die Inſel in zwei Jahren wieder zur Blüthe gebracht. Man würde keine genaue Vorſtellung von ſeiner Politik

haben, wenn man nicht wüßte, welches Benehmen er zwiſchen Frankreich und England einhielt. Er hegte eine unüberwindliche Zuneigung für die Nation, deren Ketten er getragen, und eine entſprechende Abneigung, die Engländer auf der Inſel zu ſehen. Er hatte preiswürdige Anſtrengungen gemacht, um ſie zu vertreiben, und es war ihm gelungen. Sein natürlicher politiſcher Verſtand beſtärkte ihn in ſeinen Gefühlen und ließ ihn erkennen, daß die Engländer die gefährlichſten Herren ſein würden, da ſie eine Seemacht beſaßen, mit welcher ſie ihrer Herrſchaft auf der Inſel Feſtigkeit und Dauer geben konnten. Er wollte dieſe Herrſchaft um keinen Preis dulden. Bei Räumung von Port au Prince hatten die Engländer ihm angeboten, ihn als König von Haiti anzuerkennen, wenn er ihnen den Handel der Inſel überließe. Er weigerte ſich, ſei es aus Anhänglichkeit an Frankreich, ſei es aus Furcht vor einer franzöſiſchen Heeresmacht, welche nach Abſchluß des Friedens ſein Königthum vernichten könnte. Die Eitelkeit, der erſten Kriegernation der Welt anzugehören, die heimliche Freude, vom Erſten Conſul beſtallter franzöſiſcher General zu ſein, hatten ihn vollends beſtimmt, alle Anerbietungen Englands abzuweiſen und Franzoſe zu bleiben. Die Engländer fern zu halten, jedoch in Frieden mit ihnen zu leben, die Oberherrſchaft Frankreichs dem Namen nach anzuerkennen und den Gehorſam gegen Frankreich gerade ſo weit zu treiben, daß es nicht zum Gebrauch ſeiner Macht gegen ihn veranlaßt würde, das war die Politik dieſes ſeltſamen Menſchen. Er hatte die Commiſſare des Direktoriums aufgenommen und einen nach dem andern wieder fortgeſchickt unter dem Vorgeben, daß ſie das Beſte Frankreichs mißkennten

und von ihm Dinge verlangten, die unausführbar oder für Frankreich ſchädlich wären.

Seine innere Politik iſt nicht weniger der Beobachtung werth als ſeine äußere. Er haßte die Mulatten als ſeiner Gattung näher ſtehend und war ſehr freundlich gegen die Weißen, wofür dieſe ihm ſchmeichelten Der emporgekommene Schwarze hatte eine Eitelkeit, von welcher die Eitelkeit emporgekommener Weißen in der alten Welt kaum einen Begriff gibt. Die Schwarzen behandelte er mit unglaublicher Strenge, jedoch nicht ungerecht. Er bediente ſich bei ihnen der Religion, die er mit Nachdruck bekannte und des Verſprechens, die Freiheit bis in den Tod zu vertheidigen. Er war für die Neger das Sinnbild der Freiheit, denn an ihm ſah man, was ein Schwarzer durch die Freiheit werden könne. Oft beſtieg er die Kanzel und predigte ihnen von Gott, von der Gleichheit der Menſchengattungen, und erläuterte ſeine Sätze mit den ſeltſamſten und glücklichſten Gleichniſſen. Einmal, da er ihnen Selbſtvertrauen geben wollte, füllte er ein Glas mit ſchwarzen Maiskörnern und legte auf dieſe einige weiße. Dann ſchüttelte er das Glas und ließ ſie bemerken, wie ſchnell die weißen Körner unter den ſchwarzen verſchwanden. „Seht," ſagte er, „ſo ſind die Weißen unter euch. Arbeitet, ſichert durch Arbeit euren Wohlſtand, und wenn die Weißen in Frankreich uns unſere Freiheit rauben wollen, ſo greifen wir wieder zum Gewehr und beſiegen ſie nochmals." — Er wurde vergöttert und zugleich wegen ſeiner ſeltenen Wachſamkeit gefürchtet. Im Innern der Inſel hatte er von Strecke zu Strecke ſchnelle Pferde ſtehen. Hörte er von einer Miſſethat, ſo flog er in Begleitung einiger Garden von einem Ende der

Inſel zum andern, indem er oft 40 Wegſtunden in einem Tag zurücklegte, und erſchien wie der rächende Blitz. Seine Rührigkeit war bei ſeinen Jahren erſtaunlich. Vorſicht und Geiſt beſtimmten ihn, in den Bergen des Innern Geld und Waffen aufzuhäufen. Man ſagte, er habe ſie zwiſchen den ſogenannten Höhen des Chaos in der Nähe ſeines gewöhnlichen Wohnſitzes vergraben. Denn einen nahen Kampf ſah er voraus. Stets dem Erſten Conſul nachahmend, hatte er ſich eine Garde, eine Art Hofſtaat und eine Art fürſtlicher Wohnung zugelegt. In dieſer Wohnung empfing er die Eigenthümer aller Farben, beſonders die weißen. Die Schwarzen, welche ſich ungehobelt zeigten, behandelte er grob. So abſcheulich er auch ſelbſt in ſeinem Generallieutenantsrock ausſah, fehlte es ihm doch nicht an Schmeichlern, und mehrfach gaben weiße weibliche Sprößlinge alter und reicher Familien ſich ſeinen Gelüſten preis, um ſeinen Schutz zu erlangen. Seine Höflinge überredeten ihn, er ſei in Amerika das Ebenbild des Generals Bonaparte in Europa, und er müſſe auf Haiti dieſelbe Stellung annehmen. Als er die Unterzeichnung des Friedens erfuhr und die Wiederherſtellung der franzöſiſchen Herrſchaft vorausſehen konnte, berief er geſchwind den Rath der Colonie zum Entwerfen einer Verfaſſung. Dieſer Rath verſammelte ſich und machte eine lächerliche Verfaſſung, der zufolge der Rath der Colonie die Geſetze beſchloß, der Generalgouverneur ſie genehmigte und die vollziehende Gewalt in der größten Ausdehnung übte. Natürlich ward Touſſaint zum Gouverneur ernannt, und zwar auf Lebenszeit, mit der Befugniß, ſeinen Nachfolger zu bezeichnen. Vollſtändiger und kindiſcher ließ ſich nicht nachahmen, was in

Frankreich geſchah. Von der Oberherrſchaft Frankreichs war keine Rede. Lediglich ſollte die Verfaſſung der franzöſiſchen Regierung zur Genehmigung vorgelegt werden; nach der Genehmigung aber hätte Frankreich nichts mehr zu ſagen gehabt. Denn der Rath machte die Geſetze, Touſſaint regierte und konnte, wenn er wollte, den franzöſiſchen Handel ſeiner Vortheile berauben. Dieſe Vortheile wurden ſeit Jahren nicht mehr genoſſen, — eine natürliche Folge des Kriegs, die aber nicht länger geduldet werden konnte. Wurde Touſſaint gefragt, in welchem Verhältniß Haiti mit Frankreich ſtehen ſollte, ſo antwortete er: der Erſte Conſul wird mir Commiſſäre ſchicken, um mit mir zu ſprechen. Einige beſonnene unter ſeinen Freunden, namentlich der franzöſiſche Oberſt Vincent, welcher die Befeſtigungsarbeiten leitete, warnten ihn vor den Gefahren dieſes Benehmens und ſagten ihm, er müſſe ſich vor ſeinen Schmeichlern aller Farben hüten, ſonſt würde er eine franzöſiſche Kriegsmacht herbeiziehen und zu Grund gehen. Die Selbſtgefälligkeit des zum Diktator gewordenen Sklaven überwog. Er meinte, der Erſte unter den Schwarzen müſſe der That und dem Recht nach auf Haiti ſein, was der Erſte unter den Weißen in Frankreich wäre: lebenslängliches Oberhaupt, mit der Befugniß, ſeinen Nachfolger zu bezeichnen. Er ſchickte nach Europa den Oberſten Vincent mit dem Auftrag, dem Erſten Conſul ſeine neue verfaſſungsmäßige Stellung zu erklären und deſſen Genehmigung zu erlangen, ſo wie die Beſtätigung der den ſchwarzen Offizieren ertheilten Grade.

Dieſe Nachahmung ſeiner Größe und der Anſpruch, ihm ähnlich zu ſein, machte den erſten Conſul lächeln und übte gar keinen Einfluß auf ſeine Entſchließungen.

Er wollte ſich ganz gern den Erſten unter den Weißen nennen laſſen von dem, welcher ſich der Erſte unter den Schwarzen betitelte, — wofern das Band zwiſchen der Colonie und dem Mutterland das der Unterwürfigkeit wäre und das Eigenthumsrecht über dies ſeit Jahrhunderten franzöſiſche Land in der Wirklichkeit und nicht bloß dem Namen nach beſtände. Die Beſtätigung der militäriſchen Würden, welche dieſe Schwarzen ſich beigelegt, hatten in ſeinen Augen keine Schwierigkeit. Er genehmigte ſie alle und machte aus Touſſaint einen auf Domingo für Frankreich befehligenden Generallieutenant. Aber über dieſem ſollte auf der Inſel ein franzöſiſcher Generalkapitän ſtehen, weil ſonſt Domingo nicht mehr Frankreich gehörte. Er beſchloß, ein Heer hinzuſchicken. Die Colonie war wieder aufgeblüht. Sie war werth, was ſie früher werth geweſen, die zu Paris gebliebenen Coloniſten verlangten laut ihre Güter zurück, man genoß den Frieden vielleicht auf kurze Zeit, man hatte müßige Truppen, feurige Offiziere, welche Gelegenheit zum Dienſt ſuchten, es mochte ſein, wo es wollte, wie konnte man demnach eine ſolche Beſitzung entgehen laſſen, ohne die verfügbaren Kräfte zu ihrer Erhaltung zu benutzen? Der General Leclerc, Schwager Bonapartes, erhielt die Weiſung, Touſſaint zu ſchonen, ihm für ſich die Rolle eines Statthalters der franzöſiſchen Regierung anzubieten, für ſeine Offiziere die Beſtätigung ihrer Grade und ihrer Güter, für die Schwarzen Gewährleiſtung ihrer Freiheit, aber unter entſchiedener Oberherrſchaft des durch den Generalkapitän repräſentirten Mutterlandes. Um Touſſaint das Wohlwollen der Regierung zu beweiſen, ſchickte man ihm ſeine beiden in Frankreich erzogenen Söhne in Begleitung ihres Lehrers

Coisnon zurück. Zugleich ſchrieb ihm Bonaparte einen ſchmeichelhaften Brief, in welchem er ihn als den Erſten ſeiner Gattung behandelte und ſich eine Art Vergleichung des Friedensſtifters auf Haiti mit dem Friedensſtifter in Frankreich gefallen zu laſſen ſchien.

Aber er hatte auch den Widerſtand vorausgeſehen und all ſeine Maßregeln waren genommen, um denſelben mit Gewalt zu überwinden. Hätte man weniger geeilt, die Unterzeichnung der Londoner Präliminarien zur Ueberfahrt über das frei gewordene Meer zu benutzen, ſo würde man die einzelnen Geſchwader an einem beſtimmten Ort haben zuſammenſtoßen laſſen und Touſſaint mit der ganzen Flotte überraſcht haben, bevor er im Stand geweſen wäre, ſich zu vertheidigen. Da man aber über die Unterzeichnung des eigentlichen Friedens noch in Ungewißheit war, ſo ließ man, um ja keine Zeit zu verlieren, die einzelnen Geſchwader aus den Häfen von Cadiz, Rochefort, Breſt und Toulon abſegeln, mit dem Befehl, nicht auf einander zu warten, ſondern ſo bald wie möglich den Ort ihrer Beſtimmung zu erreichen. Der Admiral Villaret-Joyeuſe ſegelte mit ſechszehn Schiffen und 7—8000 Mann von Breſt und Lorient ab und hatte folgende Weiſung. Er ſollte einige Zeit im Meerbuſen von Biscaya kreuzen, in der Abſicht, dort mit dem Admiral Latouche-Tréville zuſammenzutreffen, welcher mit ſechs Linienſchiffen, ſechs Fregatten und 3—4000 Mann von Rochefort auslaufen würde. Träfe er ihn nicht, ſo ſollte er ſich nach den Canariſchen Inſeln wenden und zuſehen, ob er nicht dort die von Cadiz kommende Diviſion Linois und die von Toulon kommende Diviſion Ganteaume träfe. Von da ſollte er endlich nach der Bai von Samana auf

Haiti ſegeln. Den empfangenen Befehlen gemäß ſuchten dieſe verſchiedenen Escadren einander auf, ohne mit Warten auf einander Zeit zu verlieren, und langten zu verſchiedenen Zeiten am gemeinſchaftlichen Sammelplatz Samana an. Villaret erſchien dort am 29. Januar 1802. Nicht lange nach ihm traf Linois ein; aber viel ſpäter erſt die Diviſionen von Cadiz und von Toulon. Da indeß die Geſchwader von Villaret und Latouche wenigſtens 11,000 Mann führten, ſo meinte der Generalkapitän Leclerc nach gepflogener Berathung mit den Admiralen, er dürfe keine Zeit verlieren, ſondern müſſe ſeine Macht vor allen Häfen zugleich entfalten und ſich der Colonie bemächtigen, ohne Touſſaint Zeit zu laſſen, ſich zurecht zu finden. Viele von den Antillen gekommene Nachrichten ließen nicht eben eine freundliche Aufnahme hoffen. Alſo ward beſchloſſen, General Kerverſau ſolle mit 2000 Mann auf Fregatten nach Santo Domingo, der Hauptſtadt des ſpaniſchen Antheils gehen, der Admiral Latouche mit der Diviſion Boudet nach Port au Prince, und der Generalkapitän ſelber mit dem Geſchwader Villarets nach dem Cap. Der franzöſiſche Antheil zerfiel in ein Nord=, ein Süd= und ein Weſtdepartement. Hauptſtadt und Haupthafen war im Norddepartement das Cap, im Weſtdepartement Port au Prince. Im Süddepartement ſtanden ſich an Reichthum und Einfluß Cayes und Jacmel gleich. Mit Beſetzung von Santo Domingo im ſpaniſchen, vom Cap und Port au Prince im franzöſiſchen Antheil hatte man ſo ziemlich die ganze Inſel mit Ausnahme der Berge im Inneren, deren Eroberung ſich nur mit der Zeit bewerkſtelligen ließ.

In den erſten Tagen des Februars 1802 verließen die drei Schiffsabtheilungen ihren Sammelplatz und ſegelten nach ihren verſchiedenen Beſtimmungsorten ab. Touſſaint von der Ankunft vieler Segel zu Samana benachrichtigt, war herbeigeeilt, um mit eigenen Augen die ihn bedrohende Gefahr zu ermeſſen. Da ihm der Anblick der franzöſiſchen Flotte keinen Zweifel über das ihm zugedachte Loos verſtattete, ſo beſchloß er, lieber das Aeußerſte zu verſuchen, als ſich der franzöſiſchen Herrſchaft zu unterwerfen. Er hatte nicht die Gewißheit, daß die Schwarzen wieder zu Sklaven gemacht werden ſollten, ja er konnte es nicht einmal glauben, aber er dachte, man wolle ihn unter den Gehorſam gegen Frankreich beugen, und das genügte, ihn zum Widerſtand zu beſtimmen. Er beſchloß, die Schwarzen zu überreden, ihre Freiheit ſei in Gefahr, ſie damit vom Feldbau wieder zum Kriegsdienſt zu bringen, die Seeſtädte zu verwüſten, die Landſitze zu verbrennen, die Weißen abzuſchlachten und ſich dann in die Berge (dort mornes genannt) zurückzuziehen, um abzuwarten, bis das Klima die Reihen der Franzoſen ſo gelichtet hätte, daß er getroſt über ſie herfallen und ſie vertilgen könnte. Indeß dachte er, mit bloßen Drohungen ließe das franzöſiſche Heer ſich wohl auch aufhalten, vielleicht möchten auch ſeine ſchwarzen Generale, welche gleich ihm Geſchmack am Verkehr mit den Weißen gefunden, die ſofortigen Befehle zu Gräuelthaten nicht pünktlich befolgen. Deshalb ſchrieb er ſeinen Unterbefehlshabern vor, auf die erſten Aufforderungen der Flotte zu erwidern, ſie hätten keine Befehle zu ihrer Aufnahme empfangen und falls die Flotte landen wollte, mit Zerſtörung aller Städte zu drohen. Für den Fall einer wirklichen Landung befahl

er, Alles zu zerſtören und umzubringen und ſich in das Innere zurückzuziehen. Solche Weiſungen erhielten Chriſtophe, der im Norden befehligte, der wilde Deſſalines im Weſten und der menſchlichere Laplume im Süden.

Das Geſchwader Villaret ſegelte zunächſt nach Monte Chriſto und fand dort mit Mühe Lootſen, um ſich nach den Rheden des Fort Dauphin und des Cap führen zu laſſen. Unterwegs entſandte er die Diviſion Magon nach dem Fort Dauphin und erſchien am 3. Februar vor dem Cap. Dort waren alle Baken weggenommen, die Forts bewaffnet und augenſcheinlich Anſtalten zur Gegenwehr getroffen. Eine Fregatte wurde ans Ufer geſchickt. Chriſtophe gab ihr die von Touſſaint vorgeſchriebene Antwort: er habe keine Weiſungen; er müſſe eine Antwort des im Augenblick abweſenden Oberbefehlshabers abwarten; jedem gewaltſamen Landungsverſuch würde er Mord und Brand entgegenſetzen. Die Stadtobrigkeit des Cap, aus Weißen und Farbigen beſtehend, kam zum Generalkapitän Leclerc und drückte ihm ihre Beſorgniſſe aus. Sie freute ſich, Truppen aus Frankreich ankommen zu ſehen, zugleich aber zitterte ſie vor den gräulichen Drohungen Chriſtophs. Der Generalkapitän ſchwankte zwiſchen der Pflicht ſeinen Auftrag zu vollziehen, und zwiſchen der Beſorgniß, eine franzöſiſche weiße Bevölkerung der Wuth der Schwarzen auszuſetzen. Aber er mußte landen. Er verſprach den Bürgern der Capſtadt, ſo ſchnell und kräftig zu handeln, daß Chriſtophe überraſcht würde und nicht Zeit behielte, ſeinen entſetzlichen Vorſchriften nachzukommen. Er forderte ſie dringend auf, die Waffen zur Vertheidigung ihres Lebens und ihrer Habe zu ergreifen und gab ihnen eine Kundmachung des Erſten Conſuls, welche

beſtimmt war, die Schwarzen über den Zweck der Unternehmung zu beruhigen. Die Eigenthümlichkeit der Winde in dieſen Meeresſtrichen nöthigte ihn, wieder in die hohe See zu gehen. Dort entwarf er mit Villaret einen Landungsplan. Dieſem Plan zufolge ſollten die Truppen auf die Fregatten geſetzt beim Ladeplatz des Limbé jenſeits der die Stadt beherrſchenden Höhen ausgeſchifft werden und verſuchen das Cap zu umgehen. Zugleich ſollte das Geſchwader in die Seegaten eindringen und den Angriff zu Land durch einen Angriff von der Seeſeite unterſtützen. Durch ein ſchnelles Verfahren hoffte man die Stadt wegzunehmen bevor Chriſtophe Zeit hätte, ſeine Drohungen zu vollziehen. Wenn dem Kapitän Magon und dem General Rochambeau die ihnen aufgetragene Wegnahme des Fort Dauphin gelänge, dann ſollten ſie die Bewegung des Generalkapitäns unterſtützen.

Tags darauf wurden die Truppen auf die Fregatten und leichten Fahrzeuge geſetzt und beim Ladeplatz des Limbé ausgeſchifft. Dies nahm einen ganzen Tag weg. Am folgenden Tage ſetzten ſie ſich in Bewegung, um die Stadt zu umgehen, und das Geſchwader lief in die Gaten ein. Die Linienſchiffe Patriote und Scipion legten ſich vor das Fort Picolet, welches mit glühenden Kugeln ſchoß, und brachten es bald zum Schweigen. Gegen Abend nöthigte der Landwind abermals das Geſchwader, die hohe See zu ſuchen. Auf dieſer Fahrt ſah man mit Schmerz einen Feuerſchein und bald die Flammen, welche die Capſtadt zerſtörten. Chriſtophe, obwohl weniger hart als ſein Vorgeſetzter, hatte doch ſeine Befehle befolgt, in den hauptſächlichſten Quartieren Feuer anlegen, einige Weiße umbringen laſſen und

andere genöthigt ihm in die Berge zu folgen. Diejenigen, welche dem Gemetzel und der Wegführung entgingen, flüchteten mit der Stadtobrigkeit zu dem franzöſiſchen Heer. Die Nacht verging in großer Angſt für die Capſtädter und für die franzöſiſchen Land- und See-Truppen, welche den Brand der Stadt und die ſchreckliche Lage ihrer Landsleute ſahen, ohne ihnen helfen zu können.

Am dritten Tag, 6. Februar, zog Leclerc mit den gelandeten Truppen um die Höhen herum eiligſt gegen das Cap. Der Admiral ſegelte in den Hafen, warf die Anker aus und ſetzte ohne Widerſtand 1200 Matroſen unter General Humbert ans Land, um was von der Stadt noch übrig war, zu retten und zum Generalkapitän zu ſtoßen. Leclerc kam ſeinerſeits an, ohne auf Chriſtophe zu treffen, welcher entflohen war. Die Franzoſen fanden den geflüchteten Theil der Bewohner, deren Jammer ſich in Freude verwandelte, als ſie ſich endlich gerettet ſahen. Die Bürger liefen nach ihren brennenden Wohnungen und wurden von den Seetruppen im Löſchen unterſtützt. Die Landtruppen eilten dem abziehenden Chriſtophe nach, hinderten ihn durch raſche Verfolgung an Zerſtörung der ſchönen Landſitze in der Ebene des Cap und nöthigten ihn, viele Weiße, die er hinter ſich her trieb, zurückzulaſſen.

Während dieſer Begebenheiten am Cap hatte der Kapitän Magon die Diviſion Rochambeau am Eingang der Bai von Mancenille ausgeſchifft und war dann mit ſeinen Schiffen in die Bai ſelber eingedrungen, um die Bewegung der Truppen zu unterſtützen. Sein kräftiges Verfahren, das Vorſpiel von dem, was er ſpäter bei Trafalgar that, wirkte ſo mit dem Angriff Rochambeaus

zuſammen, daß das Fort Dauphin im Nu weggenommen war und den Negern keine Zeit zu Verwüſtungen blieb. Durch dieſe zweite Landung ward die Umgegend des Cap vollends geſäubert und Chriſtoph genöthigt, ſich ganz in die Berge zurückzuziehen.

In der Capſtadt waren nur die Giebel der Häuſer abgebrannt, und auch die Zahl der ermordeten Weißen war kleiner, als man gefürchtet hatte. Hauptſächlich an den reichen Magazinen des Cap hatte ſich die Wuth der ſchwarzen Horden ausgelaſſen. Die Truppen und die Bevölkerung thaten, was ſie konnten, um die Spuren des Brandes zu beſeitigen. Viele entflohene Weiße kamen nach und nach mit ihren treugebliebenen Dienern zurück. An die des wüſten Kriegerlebens müden ſchwarzen Ackerleute ward ein Aufruf erlaſſen, und viele kehrten zu ihren Herren und zu ihren Arbeiten zurück. In wenigen Tagen hatte die Stadt wieder ein Anſehen von Ordnung und Geſchäftigkeit gewonnen. Leclerc ſchickte einen Theil ſeiner Schiffe nach dem amerikaniſchen Feſtland, um Lebensmittel zu holen, und, was zerſtört war, wieder zu erſetzen.

Mittlerweile hatte das Geſchwader des Admirals Latouche-Tréville die weſtliche Spitze der Inſel umſegelt und war vor der Bai von Port au Prince erſchienen, um dort zu landen. Deſſalines war abweſend zu St. Marc. An ſeiner Stelle befehligte Agé, ein weißer Offizier, zu Port au Prince. Agés Abneigung, die empfangenen Befehle zu vollziehen, und das raſche, kräftige Verfahren des Admirals Latouche und des Generals Boudet rettete dieſe Stadt vor dem Unglück, welches das Cap betroffen. Latouche ließ Flöße verfertigen, beſetzte dieſelben mit Geſchütz, landete mittelſt

ihrer plötzlich die Truppen an der Spitze des Lamentin und ſegelte dann ſchnell nach Port au Prince. Gleichzeitig rückten die Truppen nach der Stadt. Auf ihrem Wege lag das Fort Bizotin. Boudet ſagte zu ſeinen Leuten: „Laßt ſie auf uns ſchießen und ſchießt nicht wieder, damit wir Feindſeligkeiten vermeiden und wo möglich unſere armen Landsleute vor der Wuth der Schwarzen retten.“ — In der That war dies das einzige Mittel, die Niedermetzelung der Weißen zu verhüten. Als die ſchwarze Beſatzung des Forts die friedliche und entſchloſſene Haltung der Franzoſen ſah, ergab ſie ſich und trat in die Reihen der Diviſion Boudet über. Dieſe langte gleichzeitig mit dem Geſchwader vor Port au Prince an, welches von 4000 Schwarzen beſetzt war. Das Heer ſah von den Höhen, über welche ſein Weg führte, die Schwarzen in den Hauptſtraßen der Stadt vertheilt und vor den Mauern aufgeſtellt. Boudet ließ zwei Bataillone die Stadt umgehen und rückte mit der übrigen Diviſion auf die ſie deckenden Schanzen. Die erſten Schwarzen, auf welche man ſtieß, riefen: „Schießt nicht, wir ſind Freunde!“ Auf dieſe Worte vertrauend, rückten unſere Soldaten, Gewehr im Arm, vor. Plötzlich ſtreckte ein Kleingewehr- und Kartäſchenfeuer 200 von ihnen todt oder verwundet nieder. Unter dieſen befand ſich der wackere General Pamphilus Lacroix. Die Franzoſen ſtürzten mit dem Bayonnet auf die Treuloſen und ſtachen nieder, was nicht Zeit hatte zu fliehen. Latouche, der während der Ueberfahrt ſtets den Generalen geſagt hatte, er wolle ihnen zeigen, daß ein Geſchwader mit ſeinem Feuer jeder Stellung auf dem Land überlegen ſei, legte ſich unter die Batterien der Schwarzen und brachte ſie in

wenigen Augenblicken zum Schweigen. Von den Schiffen aus der Nähe beſchoſſen, von Boudets Leuten in den Straßen angefallen, entflohen die Schwarzen in Unordnung, ohne Feuer anzulegen, mit Zurücklaſſung der öffentlichen Kaſſen voll Geld und der Magazine voll Colonialwaaren. Leider führten ſie aber Schaaren von Weißen mit ſich fort, die ſie auf ihrer eiligen Flucht unbarmherzig behandelten. Rauchſäulen, die aus den angezündeten Landhäuſern aufſtiegen, bezeichneten weithin die Spuren ihres Rückzugs.

Als der grimmige Deſſalines die Landung der Franzoſen erfuhr, verließ er St. Marc, ging hinter Port au Prince herum und gelangte in Eilmärſchen nach Léogane, welches er beſetzte, um den Franzoſen das Süddepartement ſtreitig zu machen. Boudet ließ ihn durch eine Abtheilung ſeiner Truppen von dort verjagen, und ſchickte Unterhändler an Laplume, der, wie er hörte, weniger unmenſchlich und voll Mißtrauen gegen die zahlreichen Mulatten in ſeinem Bezirk, zur Unterwerfung geneigt war. Laplume überlieferte das reiche Süddepartement mit Léogane, Grand- und Petit-Grave, Tiburon, Cayes und Jämel und entriß ſo den dritten Theil der Kolonie unmenſchlicher Verwüſtungen. Gleichzeitig fiel der ſpaniſche Antheil unſern Truppen in die Hände. Die eine Hälfte dieſes Antheils, wo Paul Louverture, der Bruder Touſſaints, gebot, ergab ſich dem General Kerverſau, der mit einigen Fregatten und 2000 Mann vor Santo Domingo erſcheinend, von Seiten der Bewohner Beiſtand fand und durch den Einfluß des franzöſiſchen Biſchofs Mauvielle unterſtützt wurde. Derſelbe Einfluß half dem Kapitän Magon zu Fort Dauphin durch geſchickte Unterhandlung den Ge-

neral Clervaux, einen Mulatten, zu gewinnen, ſo daß dieſer die reiche Ebene von Santiago den Franzoſen überließ.

So waren in den zehn erſten Tagen des Februar die franzöſiſchen Truppen in Beſitz der Küſte, der Häfen, der Hauptorte und des größten Theils der bebauten Ländereien der Inſel gekommen. Touſſaint hatte nur noch etwa vier ſchwarze Halbbrigaden mit den Generalen Maurepas, Chriſtophe und Deſſalines und ſeine in den Bergen des Chaos vergrabenen Schätze und Waffen. Leider befand ſich in ſeinen Händen eine Anzahl Weißer, die als Geißel weggeführt waren und grauſam behandelt wurden. Jetzt galt es, die günſtige Jahreszeit zu benutzen zur vollſtändigen Unterwerfung der Inſel. Die Berggegend, in welche ſich Touſſaint zurückgezogen hatte, befindet ſich im Weſten zwiſchen dem Meer und dem Cibao, dem Hauptgebirgsknoten, von welchen alle Bergketten der Inſel auslaufen. Die wenigen Gewäſſer dieſer Gegend fließen dem Artibonite zu, der bei St. Marc zwiſchen Port au Prince und Gonaïves ins Meer fällt. Es war nothwendig zugleich, vom Cap, von Port au Prince und von St. Marc vorzurücken, um die Schwarzen zwiſchen zwei Feuer zu bringen, auf Gonaïves zurückzuwerfen und ſie dort zu umzingeln. Aber um in dieſe Berggegend einzudringen, mußte man den Weg durch Schluchten nehmen, welche durch die tropiſche Vegetation faſt undurchdringlich, den ſchwarzen Schützen als ſichere Verſtecke dienten. Indeß die alten Soldaten vom Rhein hatten jenſeits des atlantiſchen Meeres nur das Klima zu fürchten. Nur das Klima hat ſie in dieſem Heldenjahrhundert

beſiegt, nur der Sonne von Domingo und dem Eis von Moskau ſind ſie erlegen.

Leclerc beſchloß, die Monate Februar, März und April zur Vollendung der Eroberung zu benutzen, weil ſpäter die Hitze und der Regen kriegeriſche Unternehmungen unmöglich machten. Mit dem Eintreffen der Schiffsdiviſionen aus dem mitelländiſchen Meer unter Ganteaume und Linois war das ausgeſchiffte Heer auf 17—18,000 Mann gebracht, unter denen, nach Abzug der Kranken, 15,000 Streitbare waren. Leclerc hatte alſo die Mittel, ſeine Aufgabe zu löſen. Bevor er ans Werk ging, richtete er eine Aufforderung an Touſſaint. Dieſer Schwarze, obwohl der größten Grauſamkeiten zur Erreichung ſeiner Abſichten fähig, war doch der Erregung natürlicher Gefühle nicht unzugänglich. Der Generalkapitän hatte Touſſaints beide Söhne aus Frankreich mitgebracht, um die Wirkung kindlicher Bitten auf ſein Herz zu verſuchen. Ihr Erzieher ſollte ſie zu ihm führen, ihm den Brief Bonapartes übergeben und ſich bemühen, ihn wieder an Frankreich zu feſſeln, durch das Verſprechen der zweiten Befehlshaberſtelle auf der Inſel.

Touſſaint empfing ſeine beiden Söhne mit ihrem Erzieher in ſeinem gewöhnlichen Wohnſitz zu Ermery. Er ſchloß ſie lange in ſeine Arme, und einen Augenblick ſchien ſein altes von Ehrgeiz verzehrtes Herz erſchüttert zu ſein. Seine Söhne und ihr Lehrer ſchilderten ihm die Macht und die Menſchlichkeit der franzöſiſchen Nation, die Vortheile einer Unterwerfung, die ihm immer noch eine bedeutende Stellung auf Domingo ließe und ſeinen Kindern eine glänzende Zukunft ſicherte, und auf der andern Seite die Gefahr eines faſt

gewiſſen Untergangs. Die Mutter des einen Sohnes vereinigte mit dieſen Vorſtellungen die ihrigen. Touſſaint nahm ſich einige Tage Bedenkzeit und ſchien während derſelben zu ſchwanken zwiſchen der Furcht vor den Gefahren eines ungleichen Kampfs und zwiſchen dem Ehrgeiz, einziger Herr von Haiti zu ſein, zuweilen auch zwiſchen dem Abſcheu vor dem Gedanken, daß die Weißen vielleicht die Schwarzen wieder in die Sklaverei ſtürzen möchten. Ehrgeiz und Freiheitsliebe ſiegten über Vaterliebe. Er ließ ſeine Söhne rufen, ſchloß ſie nochmals in ſeine Arme, ließ ihnen die Wahl zwiſchen Frankreich, welches aus ihnen civiliſirte Menſchen gemacht habe, und zwiſchen ihm, der ihnen das Leben gegeben, und erklärte, er würde ſie ſtets lieben, auch wenn ſie in den Reihen ſeiner Feinde ſtänden. Die Kinder ſchwankten wie ihr Vater. Der eine fiel ihm endlich um den Hals und ſagte, er wolle als freier Schwarzer an ſeiner Seite ſterben. Der andere blieb unentſchieden und folgte ſeiner Mutter auf eines der Landgüter des Dictators.

Die Antwort Touſſaints ließ keinen Zweifel über die Nothwendigkeit, die Feindſeligkeiten ſofort wieder zu beginnen. Leclerc traf ſeine Vorbereitungen und begann ſeine Unternehmungen am 17. Februar. Sein Plan war, die faſt unzugängliche Gegend, in welche ſich Touſſaint mit ſeinen Generalen zurückgezogen hatte, zugleich von Norden und von Weſten her anzugreifen. Maurepas hatte die Schlucht der drei Flüſſe, nach dem See bei Port de Paix zu, beſetzt. Chriſtophe ſtand auf dem Abhang der Berge nach der Ebene des Cap hin. Deſſalines befand ſich zu St. Marc an der Mündung des Artibonite mit dem Befehl, St. Marc zu

verbrennen und die Berge des Chaos im Oſten und Süden zu vertheidigen. Er hatte zum Stützpunkt das gut gebaute und wohlverſehne Fort Crête à Pierrot in dem flachen Land, welches der Artibonite in Schlangenwindungen durchfließt und überſchwemmt. In der Mitte zwiſchen Chriſtophe, Maurepas und Deſſalines ſtand Touſſaint mit einer auserwählten Schaar. Am 17. Februar ſetzte ſich Leclerc mit ſeinem in drei Diviſionen formirten Heer in Bewegung. Links ſollte die Diviſion Rochambeau vom Fort Dauphin aus auf St. Raphael und St. Michel ziehen, ferner die Diviſion Hardy durch die nördliche Ebene auf die Marmelade, und die Diviſion Desfourneaux über Limbé nach Plaiſance. Dieſe drei Diviſionen hatten einige Schluchten zu durchziehen und ſteile Höhen zu erklimmen, um in die Berggegend einzudringen und ſich der Zuflüſſe zu bemächtigen, welche den oberen Lauf des Artibonite bilden. Humbert ſollte mit einer Abtheilung zu Port de Paix landen, die Schlucht der Flüſſe hinaufziehen und Maurepas auf den Gros Morne zurückdrängen. Während dieſe vier Corps von Norden nach Süden rückten, hatte Boudet Befehl, von Port au Prince im Süden nordwärts zu ziehen und Mirebalais, Verrettes und St. Marc zu beſetzen. So von allen Seiten angefallen, hatten die Schwarzen keine andere Zuflucht als Gonaïves, wo man ſie einzuſchließen hoffte. Dieſe Anordnungen waren weiſe gegen einen Feind, den man mehr zu umzingeln und vor ſich herzutreiben als regelmäßig ſzu bekämpfen hatte, und von dem keine der franzöſiſchen Abtheilungen bei ihrer Stärke eine Schlappe zu befürchten hatte. Mangelhaft aber wäre der Plan geweſen gegen einen verſuchten Heerführer mit europäiſchen Trup-

pen, der ſich plötzlich gegen eins der angreifenden Corps hätte concentriren können.

Die drei Diviſionen Rochambeau, Hardy und Desfourneaux rückten am 17. Februar ins Feld und löſten wacker ihre Aufgabe. Ueber furchtbare Höhen und durch grauſiges Geſtrüpp vordringend, ſetzten ſie die Schwarzen in Staunen durch die Verwegenheit, mit welcher ſie, faſt ohne einen Schuß zu thun, auf einen von allen Seiten feuernden Feind anrückten. Am 18. befand ſich die Diviſion Desfourneaux bei Plaiſance, die Diviſion Hardy zu Dondon und die Diviſion Rochambeau zu St. Raphael. Am 19. beſetzte Desfourneaux Plaiſance. Johann Peter Dumesnil, ein ziemlich menſchlicher Schwarzer, ergab ſich ſammt ſeiner Mannſchaft und dem Ort. Die Diviſion Hardy drang kämpfend in die Marmelade, den dort an der Spitze von 2400 Negern, halb Linie, halb Landwehr befindlichen Chriſtophe in die Flucht treibend. Die Diviſion Rochambeau bemächtigte ſich St. Michels. Ein ſo ernſtlicher Angriff machte die Schwarzen ſtutzig. Solche Truppen hatten ſie unter den Weißen noch nicht geſehen. Nur Maurepas leiſtete kräftigen Widerſtand in Vertheidigung der Schlucht der drei Flüſſe gegen den General Humbert. Da Humbert nicht Mannſchaft genug hatte, war General Debelle mit einer Verſtärkung von 1500 Mann ihm zur See zu Hülfe geſchickt worden. Debelle konnte nur ſpät in Port de Paix landen und gewann wenig Boden, da ein entſetzlicher Regen ihn in ſeinen Angriffen ſtörte.

Während des ſchlechten Wetters raſtete der Generalkapitän zwei Tage und ſchob dann Desfourneaux gegen Gonaïves, Hardy gegen Ennery und Rocham-

beau gegen die Natterſchlucht vor. Am 23. Februar rückte Desfourneaux in Gonaïves ein, welches er in Flammen fand, Hardy bemächtigte ſich Ennerys, des Wohnſitzes von Touſſaint, und die wackere Diviſion Rochambeau nahm die Natterſchlucht. Um letztere Stellung zu erſtürmen, mußte die Mannſchaft in einen Engpaß voll rieſiger Bäume und Dorngebüſch zwiſchen ſenkrechten Wänden eindringen, und dann eine Hochfläche gewinnen, welche Touſſaint mit 3000 Grenadieren ſeiner Farbe und all ſeinem Geſchütz beſetzt hatte. Geſchickte ſchwarze Schützen vertheidigten den Paß; aber Rochambeau drang unerſchrocken hinein, erklomm die beiden Wände, wo die zu langſam fliehenden Schwarzen unter Bajonnetſtichen fielen, und marſchirte auf der Hochebene auf. Dort machten die alten Soldaten vom Rhein mit einem einzigen Anlauf der Geſchichte ein Ende. Achthundert Schwarze blieben auf dem Fleck und alles Geſchütz Touſſaints wurde genommen.

Während dieſer Zeit hatte Boudet dem Befehl des Generalkapitäns gemäß den General Lacroix mit 800 Mann in Port au Prince gelaſſen und war mit ſeinen übrigen Truppen nach St. Marc ausgezogen. Hier erwartete die Franzoſen Deſſalines, bereit, die größten Gräuel zu begehen. Er ſelber ergriff eine Fackel und ſteckte eine ihm gehörige herrliche Wohnung zu St. Marc in Brand. Die Seinen thaten desgleichen. Ein Theil der Weißen ward ermordet, die übrigen mußten ihm auf ſeinem Rückzug in die Berge folgen. Boudet beſetzte nur mit Blut benetzte Trümmer. Von ihm verfolgt wandte ſich Deſſalines in einem ſchnellen Marſch gegen Port au Prince, welches er ſchwach beſetzt glaubte. Lacroix rief ſeine 800 Mann zuſammen und feuerte ſie

in einer Rede zur Ausdauer an. Als der Admiral Latouche von der Gefahr hörte, landete er mit ſeinen Matroſen und ſagte zum General: „Zur See haben Sie unter meinem Befehl geſtanden, zu Land will ich unter Ihrem Befehl ſtehen; wir wollen gemeinſam Leben und Eigenthum unſerer Landsleute vertheidigen.“ Deſſalines konnte ſeine Wuth nicht kühlen. Zurückgeworfen zog er ſich in die Berge des Chaos. Boudet eilte Port au Prince zu Hülfe und fand es durch die vereinten Bemühungen der Land- und Seetruppen gerettet. Aber bei ſeinen Hin- und Herzügen konnte er nicht die Bewegungen des Oberbefehlshabers unterſtützen. Die Umzingelung und Zurückwerfung der Schwarzen auf Gonaïves ward nicht erreicht, obwohl ſie überall geſchlagen worden waren und die Einnahme der Natterſchlucht gegen Touſſaint ſelber ſie entmuthigt hatte. Leclerc wollte ihre Entmuthigung vollſtändig machen durch Vernichtung von Maurepas, der ſich in der Schlucht der drei Flüſſe gegen Humbert und Debelle hielt. Von allen Seiten angegriffen, mußte Maurepas ſich mit zweitauſend der tapferſten Schwarzen ergeben. Dies war der härteſte Schlag, der die moraliſche Macht Touſſaints traf.

Es blieb nun noch die Wegnahme des Forts Crête à Pierrot und der Berge des Chaos übrig, und dann war Touſſaint ſeiner letzten Zuflucht beraubt, wofern er nicht in die Berge des Innern der Inſel entweichen und dort ohne Macht und Einfluß als Guerilla leben wollte. Leclerc ſchickte gegen das Fort und gegen die Chaoshöhen von der einen Seite die Diviſionen Hardy und Rochambeau, von der andern Boudet. Die Schanzen der Crête à Pierrot wurden beſſer vertheidigt als

man erwartete. Bei einem allzu zuverſichtlichen Anlauf verloren die Franzoſen einige hundert Mann. Sie mußten eine regelmäßige Belagerung unternehmen gegen die zweitauſend Schwarzen, welche gute Soldaten waren und einige nicht ungeſchickte Offiziere hatten. Touſſaint und Deſſalines ſuchten durch nächtliche Angriffe die Belagerung zu ſtören; aber in Kurzem waren die Belagerer mit ihren Werken ſo nahe gerückt, daß ſie einen Sturm unternehmen konnten. Die Beſatzung beſchloß, ſich bei Nacht durchzuſchlagen. Im erſten Augenblick täuſchte ſie die Wachſamkeit der Belagerer und kam eine Strecke weit zwiſchen ihnen hindurch. Bald aber wurden ſie erkannt, von allen Seiten angefallen und theils vernichtet, theils in die Feſtung zurückgeworfen. Bald war das Fort genommen, wo man große Vorräthe von Waffen und Schießbedarf und viele grauſam gemordete Weiße fand. Nun ließ Leclerc die umliegenden Berge in allen Richtungen durchſtreifen, um den flüchtigen Banden Touſſaints jede Zuflucht zu rauben und ſie vor der Zeit der großen Hitze völlig zu bezwingen. Zu Verrettes wartete des Heeres ein ſchrecklicher Anblick. Die Schwarzen hatten lange Zeit Schaaren von Weißen mit ſich geſchleppt und mit Schlägen genöthigt, ſo ſchnell zu laufen wie ſie. Als ſie keine Hoffnung mehr hatten, ſie der rettenden Hand der Verfolger zu entziehen, erwürgten ſie achthundert derſelben, Männer, Weiber, Kinder und Greiſe. Die Franzoſen fanden die Erde mit dieſen Schlachtopfern bedeckt. Die alten Soldaten, welchen eine Ermordung von Weibern und Kindern noch nie vorgekommen war, wurden zur Rache entflammt und gaben bei der Verfolgung der Schwarzen kein Quartier mehr.

Es war jetzt April. Die Schwarzen ſahen keine Möglichkeit des Widerſtandes mehr. Die Anführer erwogen, daß Leclerc denen, welche ſich ergeben, ihre Grade und Güter gelaſſen hatte und dachten an Niederlegung der Waffen. Chriſtophe wandte ſich durch Vermittlung von unterworfenen Schwarzen an den Generalkapitän und erbot ſich, dem Beiſpiel von Laplume, Clervaux und Maurepas zu folgen, wenn man ihn eben ſo behandelte, wie dieſe. Leclerc ging auf dies Anerbieten mit Vergnügen ein. Die Unterwerfung Chriſtophs führte bald die des wilden Deſſalines herbei und endlich die Touſſaints ſelber. Der ſchwarze Diktator hatte nur noch wenige Getreue um ſich. Mit ihnen im Innern umherzuſtreifen, ohne etwas Bedeutendes verſuchen zu können, was ſein Anſehen bei den Schwarzen wiederherſtellte, ſchien ihm nur geeignet, den Eifer ſeiner letzten Anhänger zu erſchöpfen. Er war niedergeſchlagen und hatte keine andere Hoffnung mehr, als die auf das Klima. Seit Jahren hatte er die Europäer, beſonders die Krieger, unter dieſem verderblichen Klima zu Grunde gehen ſehen und ſchmeichelte ſich, bald in dem gelben Fieber einen ſchrecklichen Bundesgenoſſen zu finden. Er meinte alſo er müſſe in Frieden den günſtigen Augenblick abwarten, wo er vielleicht mit beſſerem Erfolg die Waffen wieder ergreifen konnte. Alſo erbot er ſich zu unterhandeln. Leclerc, welcher keine Hoffnung hatte, ihn durch die raſtloſeſte Verfolgung in die vielen Verſtecke der Inſel zu erreichen, bewilligte ihm eine ähnliche Kapitulation wie ſeinen Unterbefehlshabern. Er gab ihm ſeinen Rang und ſeine Güter wieder unter der Bedingung, daß er ſich an einem beſtimmten Ort aufhielte und denſelben

nicht ohne Erlaubniß des Generalkapitäns verließe. Als Aufenthalt ward ihm Ennery angewieſen. Leclerc vermuthete, daß Touſſaint ſich nicht für immer unterworfen haben mochte; aber er hielt ihn unter guter Aufſicht, bereit, ihn beim erſten Beweis von Falſchheit zu verhaften.

Von nun an, d. h. vom Anfang des Mai an, kehrte die Ordnung in der Kolonie wieder und der Wohlſtand deſſen ſie unter dem Diktator genoſſen, erblühte von neuem. Die von ihm erſonnenen Regeln wurden wieder in Kraft geſetzt. Die Pflanzer waren faſt alle wieder auf ihre Pflanzungen zurückgekehrt. Eine ſchwarze Gendarmerie verfolgte die Landſtreicher und führte ſie auf die Güter zurück, auf welche ſie früher gewieſen worden waren. Die wenig zahlreichen Truppen Touſſaints gehorchten ruhig der franzöſiſchen Obrigkeit und ſchienen nicht geneigt ſich aufzulehnen, wenn man ſie in ihrer jetzigen Lage ließe. Chriſtophe, Maurepas, Clervaux, Deſſalines, welche ihre Grade und ihre Güter behalten hatten, waren bereit, ſich eben ſo gut in die neue Herrſchaft zu fügen wie in die Touſſaints. Dazu genügte, daß man ſie über Erhaltung ihrer Reichthümer uud ihrer Freiheit beruhigte.

Der Generalkapitän Leclerc, ein tapferer Krieger, voll Milde und Weisheit, bemühte ſich, die Sicherheit und Ordnung in der Kolonie wieder herzuſtellen. Er hatte fortwährend die fremden Flaggen zugelaſſen, um die Einfuhr von Lebensmitteln zu begünſtigen. Als Landungsplätze hatte er ihnen den Hafen des Kap, den von Port au Prince, von Cayes und von Santo Domingo angewieſen, dagegen ihnen das Anlegen an jedem andern Punkt verboten, um die heimliche Ein=

führung von Waffen zu verhindern. Die Einfuhr hatte er inſofern beſchränkt, als er die Lieferung europäiſcher Waaren den franzöſiſchen Handelsleuten vorbehielt. Eine große Menge Kauffahrer aus Havre, Nantes, Bordeaux war angelangt und es ſtand zu hoffen, daß Domingo nicht zum Vortheil der Engländer und Amerikaner, wie unter Touſſaint, ſondern zum Nutzen Frankreichs wieder aufblühen würde, ohne daß die Kolonie etwas dabei verlöre.

Indeß ſtand eine doppelte Gefahr zu fürchten: einmal das den europäiſchen Truppen ſtets verderbliche Klima, und dann das unheilbare Mißtrauen der Neger, welche trotz Allem, was geſchah, ſtets die Rückkehr der Sklaverei fürchteten. Zu den bereits übergeführten 18,000 Mann hatten neue Schiffsdiviſionen aus Holland und Frankreich weitere 4000 gebracht, ſo daß ſich die Geſammtzahl auf 22,000 belief. Aber von dieſer Zahl waren bereits 5000 kampfunfähig und eben ſo viel in den Spitälern, ſo daß höchſtens 12,000 für einen neuen Kampf übrig blieben, falls die Neger wieder zu den Waffen griffen. Der Generalkapitän ließ ſich ſehr angelegen ſein, ihnen Ruhe, Erfriſchungen und geſunde Quartiere zu ſchaffen. Ueberhaupt verſäumte er nichts, um den Erfolg der ihm übertragenen Unternehmung vollſtändig zu machen.

Auf Guadeloupe war der tapfere Richepanſe mit 3 bis 4000 Mann gelandet, hatte die empörten Neger bezwungen, die Häupter des Aufſtandes getödtet und die übrigen Theilnehmer wieder in die Sklaverei gebracht. Dieſe Art Kontrerevolution war möglich und gefahrlos auf einer kleinen Inſel wie Guadeloupe, aber ſie hatte das Schlimme, die Neger auf Domingo über

das ihnen vorbehaltene Loos beſorgt zu machen. Sonſt ſtanden die Angelegenheiten auf unſeren Antillen ſo gut, wie man es in ſo kurzer Zeit hoffen konnte. Von allen unſern Handelshäfen wurden Verladungen gemacht, um die großen Geſchäfte wieder zu beginnen, welche Frankreich ehedem mit Weſtindien gemacht hatte.

Bonaparte, ſein Ziel mit Beharrlichkeit verfolgend, hatte an die Küſten die Depots der in den Kolonien dienenden Halbbrigaden verlegt. In dieſe Depots wurden ſtets Rekruten geſchickt und jede Schiffsgelegenheit ward benutzt, um neue Abtheilungen hinüberzuſchicken. Er hatte die Bewilligung für die Marine auf 130 Millionen erhöht, was bedeutend war in einem Geſammtbudget von 589 (nach dem heutigen Geldwerth von 720) Millionen. Er hatte verfügt, daß 20 Millionen jährlich verwandt würden auf Anſchaffung von Schiffsmaterial in allen Ländern. Ferner hatte er verordnet, daß jedes Jahr zwölf Linienſchiffe gebaut und vom Stapel gelaſſen würden. Er ſagte ſtets, während des Friedens müſſe man eine Seemacht ſchaffen, weil im Frieden das Feld zu Uebungen, das Meer, frei ſei, und der Weg zur Herbeiführung von Vorräthen offen. „Das erſte Jahr eines Miniſters," ſchrieb er dem Admiral Decrès, „iſt ein Lehrjahr. Das zweite Jahr Ihres Miniſteriums beginnt. Sie haben die franzöſiſche Marine wieder herzuſtellen. Welch ſchöne Aufgabe für einen Mann in ſeinen beſten Jahren, um ſo ſchöner, je augenſcheinlicher unſere früheren Mißgeſchicke ſind! Erfüllen Sie dieſelbe ohne nachzulaſſen. Alle in dem Zeitraum, wo wir leben, verlorne Stunden ſind unwiederbringlich." (14. Februar 1803.)

Von Indien und Amerika hatten die regſamen Ge-

danken Bonapartes ſich wieder auf das osmaniſche Reich gewandt, deſſen Sturz ihm nahe ſchien und deſſen Trümmer er nicht zur Ausdehnung der ruſſiſchen und engliſchen Beſitzungen dienen laſſen wollte. Auf Egypten hatte er inſolange verzichtet, als die Engländer den Frieden unverletzt laſſen würden. Wenn ſie aber den Frieden brächen, ſo glaubte er, es ſtehe ihm frei, wieder auf ſeine früheren Gedanken zurückzukommen in Betreff eines Landes, welches er ſtets als den Weg nach Oſtindien betrachtete. Uebrigens hatte er für den Augenblick nichts vor. Seine Abſicht war bloß, zu verhindern, daß die Engländer den Frieden benützten, um ſich an den Nilmündungen feſtzuſetzen. Es lag ihnen die förmliche Verpflichtung ob, binnen drei Monaten Egypten zu verlaſſen. Aber ſeit der Unterzeichnung der Londoner Präliminarien waren ſchon an dreizehn, ſeit dem Frieden von Amiens faſt acht Monate verlaufen, und ſie machten noch nicht Miene, Alexandria zu räumen. Bonaparte beſchied den Oberſten Sebaſtiani, einen Offizier von ſeltener Einſicht, zu ſich und befahl ihm, ſich auf einer Fregatte einzuſchiffen, längs den Küſten des Mittelmeers hinzufahren, nach Tunis und Tripolis zu gehen, um dort die Anerkennung der Flagge der italieniſchen Republik zu bewirken, dann nach Egypten zu gehen, um die Lage und Stellung der Engländer daſelbſt zu prüfen und zu erfahren, wie lange ihre Stellung dort dauern ſollte, zu beobachten, was zwiſchen den Türken und den Mamelucken vorginge, die arabiſchen Scheiks zu beſuchen und in ſeinem Namen zu begrüßen, ferner ſich nach Syrien zu begeben, um die Chriſten zu beſuchen und wieder unter franzöſiſchen Schutz zu ſtellen, mit Dſchezza Paſcha

der Acre gegen uns vertheidigt hatte, zu ſprechen und ihm die Gewogenheit Frankreichs zuzuſichern für den Fall, daß er die Chriſten ſchonte und unſern Handel begünſtigte. Endlich ſollte Sebaſtiani den Rückweg über Konſtantinopel nehmen und dem dortigen Geſandten General Brune neue Weiſungen des Kabinets geben, denen zufolge Brune einen großen Glanz entfalten, dem Sultan ſchmeicheln und Ausſicht auf die Unterſtützung Frankreichs gegen jeden Feind geben, mit einem Wort, nichts vernachläſſigen ſollte, um Frankreich im Orient ein großes Anſehen zu verſchaffen.

Obwohl ſehr beſchäftigt mit dieſen Unternehmungen in der Ferne, unterließ Bonaparte nicht, dem inneren Wohlſtand Frankreichs die größte Sorge zu widmen. Er hatte die Abfaſſung des Civilgeſetzbuchs wieder vornehmen laſſen. Eine Abtheilung des Staatsraths und eine Abtheilung des Tribunats traten täglich zuſammen bei dem Conſul Cambacérès, um die natürlichen Schwierigkeiten dieſes großen Werks zu löſen. Mit derſelben Rührigkeit war die Ausbeſſerung der Wege fortgeſetzt worden. Bonaparte hatte ſie, wie früher geſagt, in Serien von je zwanzig getheilt und einer nach der andern die außerordentlichen Bewilligungen für ſie zugewieſen. Die Arbeit am Ourcq-Kanal und am Kanal von St. Quentin war keinen Augenblick unterbrochen worden. Der Wegbau und der Feſtungsbau in Italien zogen fortwährend die Aufmerkſamkeit Bonapartes auf ſich. Er wollte für den Fall, daß der Wiederausbruch des Seekriegs einen neuen Krieg auf dem Feſtland herbeiführte, Italien durch große Verbindungswege und gewaltige Vertheidigungswerke feſt mit Frankreich verbunden haben. Da der Beſitz von Wallis die Aus-

führung der großen Straße über den Simplon erleichtert hatte, ſo war dieſe erſtaunliche Schöpfung ſchon beinahe vollendet. Die Arbeiten an der Straße über den Mont Cenis wurden weniger ſtark betrieben, damit alle Mittel auf die Straße über den Mont Genèvra verwandt und wenigſtens eine im Jahr 1803 vollendet würde. Ueber die Feſtung Aleſſandria ſtand Bonaparte in täglichem Briefwechſel mit dem geſchickten Ingenieur Chaſſeloup. Es wurden dort Caſernen eingerichtet für eine ſtändige Beſatzung von 6000 Mann, Spitäler für 3000 Verwundete, Magazine für ein großes Heer. Die Umgießung alles italieniſchen Geſchützes in Sechs-, Acht- und Zwölfpfünder hatte begonnen. Dem Vicepräſidenten Melzi empfahl der Erſte Conſul, eine große Menge Flinten machen zu laſſen. „Sie haben 50,000 Flinten," ſchrieb er ihm; „das iſt ſo viel wie nichts. Ich habe in Frankreich 500,000, ungerechnet diejenigen, welche in den Händen der Truppen ſind. Ich werde nicht eher ruhen, bis ich eine Million habe."

Bonaparte hatte von den Römern den Gedanken von Militärcolonien entlehnt. Er hatte befohlen, aus dem Heer Offiziere und Soldaten, die lange Dienſtjahre zählten und ehrenvolle Wunden aufzuweiſen hätten, auszuwählen, nach Piemont zu führen und ihnen nach Verhältniß ihres Rangs Nationalgüter in der Umgegend von Aleſſandria anzuweiſen. Die ſo ausgeſtatteten Veteranen ſollten ſich mit piemonteſiſchen Weibern verheirathen, zweimal jährlich zu Waffenübungen zuſammentreten und bei der erſten Gefahr mit dem Koſtbarſten, was ſie hätten, ſich in die Feſtung Aleſſandria werfen. Dies war ein Mittel, franzöſiſches Blut und franzöſiſche Geſinnung nach Italien zu bringen. Dieſelbe Einrich-

tung ſollte in den neuen Rheindepartements in der Nähe von Mainz getroffen werden.

Etwas Aehnliches beabſichtigte Bonaparte für die noch von einem böſen Geiſt angeſteckten Landſchaften Vendée und Bretagne. Hier wollte er große Anſtalten und Städte gründen. Die von England kommenden Agenten Cadoudals landeten auf den Inſeln Jerſey und Guernſey, gingen von da nach der Nordküſte über Loudéac und Pontivy durch die bretagniſche Halbinſel und zerſtreuten ſich im Morbihan und im Departement der unteren Loire, um das Mißtrauen zu nähren und erforderlichen Falls eine Empörung vorzubereiten. Bonaparte, der mit der Gendarmerie in Briefwechſel ſtand und ſelber die Bewegungen derſelben leitete, wollte in der Vorausſicht möglicher neuer Unruhen in den hauptſächlichſten Gebirgspäſſen und Waldſtraßen Thürme angelegt haben, welche den beweglichen Colonnen als Stützpunkte dienen könnten. Jeder ſolche Thurm ſollte Raum für fünfzig Mann Beſatzung und für einigen Vorrath an Lebensmitteln und Schießbedarf haben und oben mit einer Drehbaſſe bewaffnet ſein. Ueberzeugt, daß man eben ſo ſehr auf Civiliſation wie auf Unterwerfung des Landes bedacht ſein müſſe, hatte er die Verbeſſerung des Flußbettes des Blavet angeordnet, um dies Gewäſſer bis Pontivy ſchiffbar zu machen. Dies war der erſte Plan zu den ſchönen Waſſerſtraßen, die längs der bretagner Küſte von Nantes bis Breſt durch das Innere der Halbinſel führen und die Zufuhr der Vorräthe ins Arſenal von Breſt jederzeit ſichern. Zu Pontivy wollte Bonaparte große Gebäude anlegen für Truppen, für einen zahlreichen Generalſtab, für eine Militärverwaltung, für Gerichte und für Fabriken, welche

er auf Staatskoſten gründen wollte. Er hatte befohlen, nach den geeignetſten Plätzen zur Gründung neuer Städte in der Bretagne und in der Vendée zu forſchen. Zugleich ließ er an den Feſtungswerken von Quiberon, Belle Isle, Isle Dieu arbeiten. Das Fort Boyard war angefangen nach ſeinen eigenen Planen, um aus dem Becken zwiſchen Rochelle, Rochefort und den Inſeln Ré und Oleron eine weitläufige, ſichere, den Engländern unzugängliche Rhede zu machen. Cherbourg zog natürlich vorzugsweiſe ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Da er nicht hoffen konnte, den Damm ſo bald zu vollenden, ſo befahl er, die Arbeit auf drei einzelnen Punkten ſo zu beſchleunigen, daß ſie ſo bald wie möglich über Waſſer kämen und auf ihnen drei Batterien zu errichten, welche den Feind in Furcht halten könnten.

Mitten unter dieſen für die Größe Frankreichs zur See, im Handel und im Krieg unternommenen Arbeiten wußte der Erſte Conſul Zeit zu finden, um ſich mit den Schulen, mit dem Inſtitut, mit dem Fortſchritt der Wiſſenſchaften, mit der geiſtlichen Verwaltung zu befaſſen.

Seine Schweſter Eliſa und ſein Bruder Lucian bildeten mit den Herren Suard, Morellet und Fontanes, was man in unſerer Literaturgeſchichte ein bureau d'esprit (geiſtreichen Kreis) genannt hat. In dieſem kleinen Kreis trug man große Vorliebe für die Vergangenheit zur Schau, beſonders in Sachen der Literatur; und in dieſem Stück iſt allerdings die Vorliebe für die Vergangenheit ſehr zu rechtfertigen. Aber mit dieſer ſehr zu rechtfertigenden Vorliebe verbanden jene Leute andere kindiſche Liebhabereien. Sie legten die Meinung an den Tag, daß die ehemaligen gelehrten Geſellſchaften

den Vorzug vor dem Inſtitut verdienten, und ſprachen ganz laut von dem Plan, die franzöſiſche Akademie wiederherzuſtellen mit den Schriftſtellern, welche die Revolution überlebt hatten und nicht eben liebten, wie Laharpe, Suard, Morellet u. ſ. w. Dies gab ein Gerede, welches einen ſchlimmen Eindruck machte. Cambacérès, achtſam auf Alles, was der Regierung ſchaden konnte, benachrichtigte zeitig den Erſten Conſul, und dieſer benachrichtigte in derber Weiſe ſeinen Bruder und ſeine Schweſter von dem Mißfallen, welches ihre Schöngeiſterei ihm verurſachte.

Bei dieſer Gelegenheit bekümmerte er ſich ums Inſtitut und erklärte, daß jede literariſche Geſellſchaft, welche einen andern Titel annähme als Inſtitut, die ſich z. B. franzöſiſche Akademie betiteln wollte, aufgelöſt werden würde, wenn ſie als eine öffentliche Anſtalt hinträte. Die zweite Klaſſe des Inſtituts (der ehemaligen franzöſiſchen Akademie entſprechend) blieb den ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften (Grammatik, Beredſamkeit, Poeſie) gewidmet; dagegen ließ er die Klaſſe der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften *) eingehen aus einer ſchon ziemlich deutlich ausgeſprochenen Abneigung nicht gerade gegen die Philoſophie (ſeine Meinung über ſie werden wir ſpäter hören), ſondern gegen gewiſſe Leute, welche ſich auffallend zu dem Theil der Philoſophie des 18. Jahrhunderts bekannten, welcher den religiöſen Vorſtellungen am meiſten entgegen iſt. Er ſchob dieſe Klaſſe mit der Klaſſe der ſchönen Wiſſenſchaften zuſammen, indem er ſagte, ihr Gegenſtand ſei

---

*) Als unverträglich mit dem Despotismus.
Anm. d. Ueberſ.

beiderſeits derſelbe; Philoſophie, Politik, Moral, Beobachtung der menſchlichen Natur ſeien der Grund aller Literatur, und die Kunſt zu ſchreiben nur die Form derſelben, man dürfe nicht trennen, was zuſammengehöre; die Klaſſe für die ſchönen Wiſſenſchaften würde ſehr läppiſch, die Klaſſe für die moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften ſehr pedantiſch werden, wenn ſie von Rechtswegen geſondert wären. Schriftſteller, die keine Denker, und Denker, welche keine Schriftſteller wären, würden weder Eins noch das Andere ſein. Selbſt ein an Talenten reiches Jahrhundert würde kaum für eine dieſer Geſellſchaften ihrer würdige Mitglieder liefern können, wenn man nicht zur Mittelmäßigkeit herabſteigen wollte. — Dieſe Anſichten, wahr oder falſch, waren bei ihm mehr Vorwand als Grund, um ſich einer literariſchen Geſellſchaft zu entledigen, die ſeinen politiſchen Abſichten bei Wiederherſtellung der Culte im Wege war. Er machte alſo aus beiden Klaſſen eine, nahm Suard, Morellet und Fontanes in dieſelbe auf und erklärte ſie für die zweite Klaſſe des Inſtituts, entſprechend der franzöſiſchen Akademie. Gleichzeitig verlangte er vom gelehrten Hauy ein Elementarbuch über die Phyſik, welches noch beim Unterricht fehlte. Als Laplace ihm ſein großes Werk über die Mechanik des Himmels widmete, erwiederte er: „Ich danke Ihnen für Ihre Widmung und wünſche, daß die künftigen Geſchlechter bei Leſung Ihres Werkes meiner Achtung und Freundſchaft für den Verfaſſer gedenken.“ (26. Nov. 1802.)

Bonaparte beobachtete aufmerkſam das Verhalten der Geiſtlichkeit ſeit Wiederherſtellung der Culte. Die ernannten Biſchöfe hatten faſt alle von ihren Stühlen Beſitz genommen. Die meiſten führten ſich gut auf. Einige jedoch

voll Sectengeiſt, brachten nicht die evangeliſche Sanftmuth und Nachſicht mit, welche allein der Spaltung ein Ende machen konnte. Wenn Belloy zu Paris, Boisgelin zu Tours, Bernier zu Orleans, Cambacérès zu Rouen, Pancemont zu Vannes ſich als wahrhaft fromme und weiſe Hirten zeigten, ſo hatten andere ſchlimme Neigungen bei ihrer Amtsverwaltung durchblicken laſſen. So z. B. wollte der Biſchof von Beſançon, ein Janſeniſt und ehemaliger Conſtitutioneller, ſeinen Prieſtern beweiſen, daß die Civilconſtitution des Klerus eine wahrhaft evangeliſche, orthodoxe, dem Geiſt der uranfänglichen Kirche gemäße Einrichtung ſei. Darum herrſchte Verwirrung in ſeinem Sprengel. Indeß er war der einzige Conſtitutionelle, über den man ſich zu beklagen hatte. Die Fehler, welche an der Geiſtlichkeit zu rügen waren, kamen hauptſächlich bei den orthodoxen Biſchöfen vor. Mehrere unter ihnen trugen den Hochmuth einer ſiegreichen Partei zur Schau und ſtießen die beeidigten Prieſter hart zurück. Die Biſchöfe von Bordeaux, von Avignon und von Rennes entfernten dieſe Prieſter von den Pfarrſtellen, ſuchten ſie zu demüthigen und verletzten damit den ihnen anhängigen Theil des Volks.

Der Erſte Conſul führte in dieſer Beziehung eine ſehr kräftige Sprache. Er ſchrieb theils ſelber an gewiſſe Biſchöfe, theils nöthigte er den Kardinallegaten ihnen zu ſchreiben, und drohte den Prälaten, welche die neue Kirche ſtörten, mit Abberufung von ihren Sitzen und Vorladung vor den Staatsrath. Er ſchrieb den Präfekten: Ich habe die geſtürzten Altäre wieder aufrichten und den Religionsſtreitigkeiten ein Ende machen wollen, nicht aber einer Partei den Sieg über die andere verſchaffen, am wenigſten einer der Revolution

feindſeligen Partei. Wenn die konſtitutionellen Prieſter den Regeln ihres Standes und den guten Sitten treu geblieben ſind und kein Aergerniß gegeben haben, dann ziehe ich ſie ihren Gegnern vor, denn ſie ſind eben doch bloß deswegen verſchrien, weil ſie ſich für die Sache der Revolution erklärt haben, welche unſere Sache iſt. — Als ſein Oheim, der Kardinal Feſch, im Sprengel von Lyon die Weiſungen der Regierung zu vergeſſen ſchien, ſchrieb er ihm: „Die konſtitutionellen Prieſter kränken und beſeitigen, heißt gegen die Gerechtigkeit und gegen das Beßte des Staats verſtoßen, und zugleich gegen mein und gegen Ihr Intereſſe, Herr Kardinal. Das heißt meinem ausdrücklichen Willen entgegenhandeln und mir empfindlich mißfallen.“

Gegen Biſchöfe, welche ſich ſeiner feſten verſöhnenden Politik anbequemten, war er unerſchöpflich in Schenkungen. Dem einen gab er Kirchenſchmuck, dem andern Geräthe zur Ausſtattung ihrer Wohnungen, allen bedeutende Summen für ihre Armen. Dem Erzbiſchof Belloy bewilligte er dreimal in einem Winter 50,000 Fr. zur Vertheilung unter die Armen ſeines Sprengels. Dem Biſchof von Vannes, dem vollendeten Muſter eines Prälaten in Milde, Frömmigkeit und Wohlthun, ſchickte er 10,000 Fr. zur Ausſtattung ſeives biſchöflichen Palaſtes, 10,000 Fr. zur Belohnung derjenigen Prieſter, deren Verhalten er billigte, 70,000 Fr. für ſeine Armen. Im laufenden Jahre XI (1802) ließ er dem Biſchof Bernier von Orleans 200,000 Fr. zukommen, um im Stillen die Opfer des Bürgerkriegs zu unterſtützen und Bernier machte von dieſem Geld einen verſtändigen und wohlthätigen Gebrauch. Bonaparte ſchöpfte dieſe Geſchenke aus der Kaſſe des Miniſteriums des Innern,

welche verſchiedene, damals nicht dem Schatz zugewieſene Zuflüſſe hatte, und reinigte die Quelle dieſer, indem er ſie zu den edelſten Zwecken beſtimmte.

Es war im Herbſt des Jahres 1802. Das Wetter war herrlich, und als ob die Natur dieſem glücklichen Jahr einen zweiten Frühling ſchenken wollte, blühten die Sträucher zum zweiten Mal. Bonaparte fühlte Luſt, eine Provinz zu beſuchen, von der man ihm Widerſprechendes ſagte, die Normandie. Damals wie jetzt bot dieſe ſchöne Gegend das anziehende Schauſpiel reicher Fabriken inmitten grüner wohlangebauter Fluren dar. An der allgemeinen in Frankreich wieder erwachenden Regſamkeit Theil nehmend, ließ ſie überall lebendige Thätigkeit ſehen. Einige Leute, namentlich der Conſul Lebrun hatten den Erſten Conſul überreden wollen, ſie ſei royaliſtiſch. Man hätte es fürchten können, wenn man ſich erinnert, mit welchem Nachdruck ſie ſich 1792 gegen die Ausſchweifungen der Revolution ausgeſprochen hatte. Bonaparte beſchloß, ſie mit eigenen Augen zu ſehen und die Wirkung ſeiner Anweſenheit auf die Bewohner zu verſuchen. Seine Frau begleitete ihn. Er verwandte auf dieſe Reiſe vierzehn Tage. Sein Weg ging über Rouen, Elbeuf, Havre, Dieppe, Giſors und Beauvais. Er beſuchte das platte Land und die Manufakturen, prüfte Alles ſelber und zeigte ſich der nach ſeinem Anblick begierigen Bevölkerung ohne Wachen. Die ihm dargebrachten Huldigungen nöthigten ihn, langſam zu reiſen. Jeden Augenblick fand er auf ſeinem Weg die Landgeiſtlichen, welche ihm Weihwaſſer darbrachten, die Maires, welche ihm die Schlüſſel ihrer Städte überreichten, und bald an ihn, bald an ſeine Frau Reden hielten, wie man ſie ſonſt

an die Könige und Königinnen von Frankreich gerichtet hatte. Er war entzückt von dieſem Empfang und beſonders von dem entſtehenden Wohlſtand, den er allerwärts gewahrte. Elbeuf entzückte ihn durch ſeine Vergrößerung. Er ſchrieb an Cambacérès: Elbeuf hat ſich ſeit der Revolution um ein Drittel vergrößert. Es iſt jetzt eine einzige Fabrik. — Havre machte beſonderen Eindruck auf ihn. Er ahnte, daß dieſem Platz vorbehalten ſei, ein bedeutender Handelshafen zu werden. Von dort ſchrieb er an Cambacérès: „Ich finde überall den beſten Geiſt. Die Normandie iſt nicht ſo, wie Lebrun ſie mir geſchildert hat. Sie iſt ohne Rückhalt der Regierung ergeben. Ich finde hier die Einmüthigkeit wieder, welche die Tage von 89 ſo ſchön gemacht hat.“ — Dies war richtig. Die Normandie war ſehr gut gewählt, um ihm die Geſinnung Frankreichs auszudrücken. Sie repräſentirte die ordentliche und aufrichtige Bevölkerung von 1789, welche anfangs von der Revolution begeiſtert, dann vor ihren Uebertreibungen erſchreckend, und von Proconſuln, deren Raſerei ſie verdammte, des Royalismus beſchuldigt, jetzt entzückt war, unerwartet Ordnung, Gerechtigkeit, Gleichheit und Ruhm zu finden, jedoch ohne die Freiheit, um welche ſie ſich leider nicht mehr bekümmerte. — Um die Mitte des Novembers kam Bonaparte nach St. Cloud zurück.

Man denke ſich einen neidiſchen Menſchen, der das Glück eines gefürchteten Nebenbuhlers ſieht, und man wird eine Vorſtellung haben von dem, was England beim Anblick des Gedeihens von Frankreich empfand. Es hatte Macht und Ruhm genug, um ſich über die Größe ſeines Nachbars zu tröſten; und dennoch ward es von einer ſeltſamen Eiferſucht verzehrt. So lange

das Gelingen von Bonapartes Unternehmungen ein Beweis gegen das Miniſterium Pitts geweſen war, hatte man dies Gelingen in England mit Beifall geſehen. Seitdem aber dieſe glücklichen Erfolge immer weiter gingen und Sache Frankreichs geworden waren, ſeitdem man dies Land durch den Frieden wie durch den Krieg, durch die Politik wie durch die Waffen emporkommen ſah, ſeitdem man erlebt hatte, wie in anderthalb Jahren die italieniſche Republik unter der Präſidentſchaft Bonapartes eine franzöſiſche Provinz geworden, Piemont mit Zuſtimmung des Feſtlandes Frankreich einverleibt war, wie Parma und Louiſiana durch die bloße Ausführung der Verträge unſere Beſitzungen vergrößerten, wie Deutſchland bloß durch unſern Einfluß neu geſtaltet war, — ſeitdem dies Alles auf friedlichem natürlichen Weg, als Folge einer allgemein anerkannten Lage der Dinge zu Stand gekommen war, hatte ſich ein unverkennbarer Verdruß der Herzen der Engländer bemächtigt, und dieſer Verdruß verhehlte ſich nicht, wie er ſich in der Regel nicht bei einem leidenſchaftlichen, ſtolzen, freien Volke verhehlt. Diejenigen Klaſſen, welche weniger bei dem Frieden gewonnen, legten mehr als die andern dieſe Scheelſucht an den Tag. Wir haben bereits geſagt, daß die Fabrikherren zu Birmingham und Mancheſter, durch den Schleichhandel für die Schwierigkeiten, auf die ſie in unſern Häfen ſtießen, entſchädigt, ſich wenig beklagten, daß aber der höhere Handelsſtand, indem er die Meere mit den Flaggen der Nebenbuhler bedeckt und die Quelle der Finanzgewinnſte mit den Anlehen vertrocknet ſah, öffentlich den Krieg zurückwünſchte und ſich unzufriedener über den Frieden zeigte, als ſelbſt die Ariſtokratie.

Dieſe ſonſt ſo ſtolze und patriotiſche Ariſtokratie, welche keiner Klaſſe die Ehre ließ, die Größe Britanniens mehr zu lieben und zu fördern, als ſie es thut, war diesmal nicht abgeneigt, ſich von den Großhändlern durch erhabnere und edlere Anſicht der Dinge zu unterſcheiden. Pitt war ihr etwas weniger lieb geworden, ſeitdem er der Handelswelt ſo werth war. Sie ſchaarte ſich um den Prinzen von Wales, das Muſter ariſtokratiſcher Sitten und Ausgelaſſenheit, und um Fox, der ihr durch Adel der Geſinnung und unvergleichliche Beredſamkeit gefiel. Aber der höhere Handelsſtand, allmächtig in London und in den Häfen, mit Wyndham, Granville und Dundas als Stimmführern, überſchrie die übrige Nation und ſtachelte die Leidenſchaften der Preſſe auf. Die Londoner Zeitungen begannen eine ſehr feindſelige Sprache zu führen, überließen jedoch Schmähungen gegen Bonaparte und ſeine Familie den von franzöſiſchen Emigranten geſchriebenen Zeitungen.

Leider fehlte es dem Miniſterium Addington durchaus an Kraft. Es ließ ſich von dem Wind treiben, der zu blaſen begann. Aus Schwäche beging es wahrhaft unredliche Handlungen. Es bezahlte noch immer Georg Cadoudal, den weltbekannten beharrlichen Verſchwörer und gab ihm bedeutende Summen für die Mörderbande, welche ſtets zwiſchen Portsmouth und Jerſey und zwiſchen Jerſey und der Küſte der Bretagne in Bewegung war. Es duldete fortwährend zu London den Flugſchriftenverfaſſer Peltier, trotz den geſetzlichen Mitteln, welche es gegen ihn durch die Alienbill hatte. Daß es die verbannten Prinzen rückſichtsvoll behandelte, war natürlich; aber es beſchränkte ſich darauf nicht. Es ließ ſie zu Truppenmuſterungen einladen, und ge-

ſtattete, daß ſie dabei die Abzeichen des alten Königthums trugen. Aus Schwäche handelte es ſo, denn von Parteieinflüſſen befreit, würde die Redlichkeit Addingtons ſich gegen ſolche Handlungen geſträubt haben. Es wußte, daß es in Cadoudal einen Verſchwörer unterhielt, aber es wagte nicht, der Partei von Wyndham, Dundas und Granville gegenüber dieſe alten Werkzeuge der engliſchen Politik wegzuwerfen.

Bonaparte fühlte ſich durch dies Benehmen tief verletzt. Auf das wiederholte Verlangen nach einem Handelsvertrag antwortete er mit dem Begehren der Zähmung gewiſſer Blätter, der Austreibung von Cadoudal und Peltier und der Entfernung der franzöſiſchen Prinzen. Er ſagte: Gewährt mir die mir gebührende Genugthuung, die man mir nicht verweigern kann, ohne ſich zum Mitſchuldigen meiner Feinde zu erklären, und dann werde ich Mittel ſuchen, euren verletzten Intereſſen zu genügen. — Aber unter dieſen Begehren Bonapartes fand das engliſche Miniſterium keins, welches es gewähren könnte. Die Maßregeln gegen Zeitungen betreffend, erwiederten Addington und Hawkesbury mit Recht: In England iſt die Preſſe frei; ahmt uns nach und verachtet dieſe Auswüchſe. Wenn ihr wollt, ſo ſollen Prozeſſe gegen die Zeitungen angefangen werden, aber auf eure Gefahr, d. h. auf die Möglichkeit hin, euren Feinden einen Triumph zu bereiten. — In Betreff Cadoudals, Peltiers und der emigrirten Prinzen konnte das Miniſterium keine gültige Entſchuldigungen vorbringen, denn die Alienbill gab ihm das Recht, ſie zu entfernen. Es berief ſich auf die Nothwendigkeit, die öffentliche Meinung in England zu ſchonen — ge-

wiß ein elender Grund in Bezug auf einige der Menſchen, deren Austreibung verlangt war.

Der Erſte Conſul hielt ſich nicht für geſchlagen. Er ſagte: Euer Rath, die Ausgelaſſenheit der Preſſe zu verachten, wäre gut, wenn es ſich für mich darum handelte, Auswüchſe der franzöſiſchen Preſſe in Frankreich zu verachten. In ſeinem eignen Land läßt man ſich die Unannehmlichkeiten der Schreibfreiheit gefallen in Betracht der Vortheile die ſie bringt. Das iſt eine innere Frage, bei welcher jede Nation ſelber zu entſcheiden hat, was ſie zu thun paſſend findet. Aber nie darf geduldet werden, daß die tägliche Preſſe auswärtige Regierungen beleidigt und ſo die Beziehungen der Staaten unter einander ſtört. Dies wäre ein arger Mißbrauch, eine Gefahr ohne einen ſie aufwiegenden Vortheil. Den Beweis dieſer Gefahr ſieht man in den gegenwärtigen Beziehungen Frankreichs zu England. Wir würden in Frieden mit einander leben ohne die Zeitungen, und jetzt ſind wir faſt im Krieg. Eure Preßgeſetzgebung iſt alſo ſchlecht. Ihr ſolltet Alles erlauben gegen eure Regierung, aber nichts gegen die fremden. Uebrigens laſſe ich die Schmähungen der engliſchen Zeitungen auf ſich beruhen. Ich achte eure Geſetze, ſelbſt in dem, was ſie Widerwärtiges für andere Nationen haben. Das iſt eine Unannehmlichkeit der Nachbarſchaft, in die ich mich füge. Aber warum duldet ihr zu London die Franzoſen, die einen ſo ſchnöden Gebrauch von euren Einrichtungen machen und ſolche Schändlichkeiten ſchreiben? Ihr habt die Alienbill, deren vernünftiger Zweck iſt, zu verhüten, daß Fremde ſchaden. Warum wendet ihr ſie nicht an? Warum weigert ihr euch, Cadoudal und ſeine Meuchler, die erwieſenen

Theilnehmer bei der Höllenmaſchine, und die Biſchöfe von Arres und von St. Pol, welche die Bevölkerung der Bretagne offen zum Aufruhr hetzen, aus dem Land zu treiben? Was wird in euren Händen aus dem Vertrag von Amiens, welcher die ausdrückliche Beſtimmung enthält, daß in keinem der beiden Staaten Umtriebe gegen den andern geduldet werden ſollen? Daß ihr den ausgewanderten Prinzen Zuflucht gebt, macht euch keine Schande. Aber das Haupt ihrer Familie iſt zu Warſchau; warum ſchickt ihr ſie nicht alle zu ihm? Warum erlaubt ihr ihnen, Dekorationen zu tragen, welche die franzöſiſchen Geſetze nicht mehr anerkennen und welche großen Mißſtand erregen, wenn ſie neben dem franzöſiſchen Geſandten, in ſeiner Gegenwart, oft an derſelben Tafel getragen werden? Ihr verlangt von mir einen Handelsvertrag und beſſere Verhältniſſe zwiſchen beiden Ländern. So fangt denn an, euch weniger übelwollend gegen Frankreich zu zeigen; alsdann erſt kann ich zuſehen, ob es Mittel gibt, unſere widerſtreitenden Intereſſen in Einklang zu bringen. — An dieſer Anſprache war gewiß nichts auszuſetzen, als die Schwäche des großen Mannes, der, obwohl Europa beherrſchend, ſich Mühe gab, ſie zu machen. Was konnte dem allmächtigen Sieger von Marengo an Cadoudal, an Peltier und am Grafen von Artois mit ſeinem königlichen Ordenszeichen liegen? Gegen die Dolche der Mörder hatte er ſein Glück, gegen die Schmähungen der Flugblattſchreiber ſeinen Ruhm, gegen die Legitimität der Bourbonen die Liebe Frankreichs! Der ſo hoch ſtehende Mann quälte ſich über Etwas, was ſo niedrig war! Wir haben ſchon dieſen Fehler an ihn beklagt und wir müſſen ihn nochmals beklagen,

indem wir uns dem Augenblicke nähern, wo er ſo verderbliche Folgen hatte.

Bonaparte rächte ſich in ſeiner Ungeduld durch Erwiderungen im Moniteur, die oft von ſeiner Hand geſchrieben waren und deren Urſprung ſich an einer unvergleichlichen Kraft des Styls erkennen ließ. Er beklagte ſich darin über die Gefälligkeit des engliſchen Miniſteriums gegen den Verſchwörer Cadoudal und gegen den Läſterer Peltier. Er fragte, warum man ſolche Gäſte duldete, warum man ihnen ſolche Handlungen erlaubte gegen eine befreundete Regierung, da man doch durch die Verträge verpflichtet, und durch ein Geſetz in Stand geſetzt ſei, ſie in Zaum zu halten. — Bonaparte ging noch weiter. Er fragte im Moniteur, ob die engliſche Regierung dieſe ſchändlichen Umtriebe und Schmähungen billige und wolle, da ſie dieſelben duldete, oder ob ſie zu ſchwach ſei, ſie zu hindern. Er ſchloß: wo man die Verläumdung nicht hemmen, dem Meuchelmord nicht zuvorkommen, die ſociale Ordnung Europas nicht ſchützen könne, da ſei keine Regierung. — Jetzt war die Reihe am engliſchen Miniſterium ſich zu beſchweren. Es ſagte: Die Blätter, deren Sprache euch verletzt, ſind keine amtlichen Blätter, und wir ſind nicht für ſie verantwortlich. Aber der Moniteur iſt zugeſtandenermaßen das Organ der franzöſiſchen Regierung, und obendrein iſt an ſeiner Sprache leicht die Quelle ſeiner Eingebungen zu erkennen. Er ſchmäht uns täglich; jetzt verlangen wir, und mit größerem Recht, Genugthuung.

Mit dieſen traurigen wechſelſeitigen Beſchuldigungen waren mehre Monate lang die Schreiben beider Regierungen angefüllt. Plötzlich aber kamen ernſtere Begebenheiten, welche ihrer Reizbarkeit einen gefährliche-

ren, aber wenigſtens doch auch würdigeren Gegenſtand lieferten.

Die Schweiz, den Händen des Oligarchen Reding entriſſen, war in die Hände Dolders, des Hauptes der gemäßigten Revolutionspartei gefallen. Dieſer Partei war die Entfernung der franzöſiſchen Truppen zugeſtanden worden, um ſie populär zu machen. Zugleich war der Abzug der Franzoſen ein Beweis der Ungeduld Bonapartes, ſich der ſchweizer Angelegenheiten zu entledigen. Aber er erntete nicht die Frucht ſeiner guten Abſichten. Die meiſten Kantone hatten die neue Verfaſſung, und die Leute, welche beauftragt waren, ſie in Kraft zu ſetzen, angenommen. Aber in den kleinen Kantonen Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus, Appenzell und in Graubünden hatten Reding und ſeine Freunde unter dem Bergvolk den Geiſt der Empörung angefacht. Seit dem Abzug der Franzoſen ſchmeichelten ſich die Oligarchen, durch Gewalt den Sieg zu gewinnen. Sie hatten das Volk in den Kirchen verſammelt und veranlaßt, die Verfaſſung zu verwerfen. Sie hatten es weiß gemacht, Mailand ſei von einem ruſſiſch-öſterreichiſchen Heer belagert und die franzöſiſche Republik ihrem Sturz ſo nahe wie im Jahr 1799. Indeß war es ihnen noch nicht gelungen, das Volk zum Bürgerkrieg zu treiben. Die kleinen Kantone hatten ſich darauf beſchränkt, Abgeordnete nach Bern zu ſchicken und dem franzöſiſchen Geſandten Verninac erklären zu laſſen, ihre Abſicht ſei nicht, die neue Regierung umzuſtürzen, aber ſie wollten ſich von dem helvetiſchen Bunde trennen und, zur reinen Demokratie zurückkehrend, eine Eidgenoſſenſchaft für ſich bilden in ihren Bergen. Sie begehrten, ihre neuen Verhältniſſe zu der Centralregie-

rung in Bern unter der Aufſicht Frankreichs zu ordnen. Natürlich mußte der Geſandte Verninac ſolche Mittheilungen von der Hand weiſen und erklären, daß er keine andere helvetiſche Regierung kenne, als die zu Bern.

In Graubünden fanden ſtürmiſche Auftritte ſtatt, welche beſſer als alles Uebrige bewieſen, durch welche Einflüſſe die Schweiz damals umgewühlt wurde. In der Mitte des Hinterrheinthals gehörte die Herrſchaft Räzüns dem Kaiſer, welcher durch dieſen Beſitz Mitglied des grauen Bundes war und das Recht hatte, unter drei Vorgeſchlagenen den Landammann zu wählen. Seitdem Graubünden durch die Franzoſen der helvetiſchen Republik einverleibt war, ließ der Kaiſer ſeine Herrſchaft Räzüns durch einen Amtmann verwalten. Dieſer Amtmann hatte ſich an die Spitze der empörten Graubündener geſtellt und Theil an allen Verſammlungen genommen, in welchen ſie ihre Trennung von Helvetien und ihre Rückkehr zur alten Ordnung der Dinge erklärten. Er hatte den Auftrag übernommen, ihre Wünſche zu den Füßen des Kaiſers zu legen und zugleich ihre dringende Bitte, der Kaiſer möge ſie unter ſeinen Schutz nehmen.

Deutlicher konnte man gewiß nicht zeigen, auf welche Partei in Europa man ſich ſtützen wolle. Mit dieſer Bewegung der Gemüther verband ſich noch etwas Ernſteres. Man griff zu den Waffen, man beſſerte die von den Ruſſen und Oeſterreichern im letzten Krieg zurückgelaſſenen Flinten aus, man bot und gab den aus Frankreich vertriebenen Soldaten der königlichen Schweizerregimenter 18 Sous täglich und ſtellte ſie unter ihre alten Offiziere. Die armen Bergbewohner

glaubten treuherzig, ihre Religion und ihre Unabhängigkeit ſei bedroht, und traten in die Reihen der empörten Schaar. Das mit vollen Händen geſpendete Geld war von den reichen Oligarchen vorgeſtreckt auf Rechnung der zu London niedergelegten Millionen, welche man im Fall des Sieges bald flüſſig werden zu ſehen hoffte. Reding wurde zum Bundeshauptmann gewählt. Die neuen Märtyrer der ſchweizeriſchen Unabhängigkeit begeiſterten ſich durch die Erinnerung an Sempach und an Murten. Man begreift kaum eine ſolche Unklugheit von ihrer Seite, da doch das franzöſiſche Heer dicht an den Schweizergrenzen ſtand. Aber man hatte ſie überredet, dem Erſten Conſul ſeien die Hände gebunden; die Mächte ſeien eingeſchritten, und er dürfe kein Regiment wieder in die Schweiz einrücken laſſen, ohne ſich einem allgemeinen Krieg auszuſetzen, was er gewiß nicht dem Hrn. Dolder und ſeinen Genoſſen zu Liebe thun würde.

Indeß waren trotz dieſen Wühlereien die am meiſten in die traurige Geſchichte verwickelten Bergbewohner von Schwyz, Uri und Unterwalden nicht ſo raſch, wie ihre Führer wünſchten. Sie hatten erklärt, ſie wollten nicht aus ihren Kantonen herausgehen. Die helvetiſche Regierung hatte 4 bis 5000 Mann zu ihrem Befehl. Davon dienten etwa 1200 zur Bewachung von Bern, einige hundert lagen an verſchiedenen Orten in Beſatzung, und 3000 im Kanton Luzern an der Grenze von Unterwalden, um den Aufſtand zu beobachten. Ein Trupp Empörer ſtand im Dorf Hergiswyl. Dort kam es zu Flintenſchüſſen, und von beiden Seiten gab es einige Todte und Verwundete. Während dieſes Zuſammenſtoßes an der Grenze von Unterwalden wollte

der die Regierungstruppen befehligende General Andermatt einige Kompagnien Fußvolk in die Stadt Zürich legen, um das dortige Zeughaus gegen die Oligarchen zu bewachen. Die ariſtokratiſche Bürgerſchaft verſchloß ihre Thore. Andermatt warf einige Granaten in die Stadt und erhielt die Antwort, man würde eher Zürich in Rauch aufgehen laſſen, als es den Unterdrückern der ſchweizeriſchen Unabhängigkeit überliefern. Gleichzeitig rührten ſich die Anhänger der alten Berner Ariſtokratie im Aargau und im Oberland, ſo daß man eine Empörung befürchtete. In der Waadt wurde wie gewöhnlich nach Vereinigung mit Frankreich geſchrien. Die helvetiſche Regierung wußte nicht, wie ſie ſich aus dieſer gefährlichen Lage ziehen ſollte. Von den Oligarchen mit offener Gewalt bekämpft, hatte ſie weder die eifrigen Patrioten für ſich, welche die vollkommene Einheit wollten, noch die friedlichen Maſſen, welche zwar für die Revolution waren, aber von ihr nur die Gräuel des Kriegs und die Anweſenheit fremder Truppen geſchmeckt hatten. Sie konnte jetzt den Werth der mit dem Abzug der Franzoſen erkauften Popularität ermeſſen. In ihrer Verlegenheit ſchloß ſie mit den Empörern einen Waffenſtillſtand und wandte ſich an Bonaparte mit der dringenden Bite um die Dazwiſchenkunft Frankreichs. Die Empörer begehrten ebenfalls dieſe Dazwiſchenkunft, da ſie ihr Verhältniß zur Centralregierung in Bern unter Leitung des Geſandten Verninac geregelt wiſſen wollten.

Als dieſe Begehren an Bonaparte gelangten, bereute er, ſo leicht den Anſichten der Partei Dolders und ſeinem eignen Wunſch nach Erledigung der ſchweizeriſchen Angelegenheiten nachgegeben und vorſchnell die franzö-

ſiſchen Truppen zurückgezogen zu haben. Sie jetzt wieder einrücken laſſen, vor den Augen des übelwollenden Englands, welches ſich ohnedem über unſer allzuoffenkundiges Einwirken auf die Staaten des Feſtlands beklagte, war höchſt bedenklich. Uebrigens wußte er noch nicht Alles, was in der Schweiz vorging. Er wußte nicht, wie weit die Urheber der Bewegung in den kleinen Kantonen ihre wahre Abſichten enthüllt hatten, ſo daß ſie als das erſchienen, was ſie waren, die Handlanger der europäiſchen Contrerevolution und die Verbündeten Oeſterreichs und Englands. Er verweigerte alſo die von allen Seiten begehrte Dazwiſchenkunft, deren nothwendige Folge die Rückkehr der franzöſiſchen Truppen in die Schweiz und die militäriſche Beſetzung eines unter Europas Bürgſchaft unabhängigen Staats geweſen ſein würde.

Dieſe Antwort verſetzte die helvetiſche Regierung in Beſtürzung. Von einem nahen Bruch des Waffenſtillſtandes und von einer Empörung der Bauern im Oberlande bedroht, wußte ſie nicht, was ſie anfangen ſollte. Einige Mitglieder der Regierung kamen auf den Gedanken, den Landammann Dolder, der als Haupt der Gemäßigten den unitariſchen Patrioten wie den Oligarchen verhaßt war, fallen zu laſſen. Sie gingen zu ihm und nöthigten ihn abzudanken. Der Senat, weniger ſchwach als Dolder, wies ſeine Abdankung zurück; aber Dolder beharrte bei ihr. Nun ward zum gewöhnlichen Mittel der Verſammlungen, die ſich nicht mehr zu helfen wiſſen, gegriffen und eine Kommiſſion zur Auffindung von Rettungsmitteln ernannt. In dieſem Augenblick war der Waffenſtillſtand gebrochen. Die Empörer, 1500 bis 2000 mit Büchſen und Kruzifixen verſehene

Bauern, mit Schweizergarden vom 10. Auguſt 1792 an der Spitze, rückten gegen Bern und drängten den General Andermatt zurück. Sie erſchienen bald vor der Stadt und ſchoſſen aus ſchlechten Stücken, die ſie mit ſich führten, etliche Kugeln hinein. Der Stadtrath von Bern unterhandelte unter dem Vorwand, die Stadt zu retten, eine Kapitulation, derzufolge die Regierung, um nicht Bern einem Sturm auszuſetzen, ſich mit den Truppen unter Andermatt in die Waadt zurückziehen ſollte. Dieſe Kapitulation wurde ſofort vollzogen. Die Regierung begab ſich nach Lauſanne, und der franzöſiſche Geſandte folgte ihr. Ihre Truppen, 4000 an der Zahl, zu Peterlingen zuſammengezogen, waren ziemlich gut geſtimmt und durch die Stimmung des Waadtlandes ermuthigt, aber doch nicht im Stand, Bern wieder zu erobern.

Die oligarchiſche Partei ſetzte ſich in Bern feſt, und um die Sachen vollſtändig zu machen, ſetzte ſie den Schultheiß Mülinen, der 1798 beim Ausbruch der erſten Revolution im Amt geweſen war, wieder ein. Es war alſo Form wie Weſen der Kontrerevolution vorhanden. Ohne die tollen Einbildungen der Parteien, ohne die lächerlichen Gerüchte über die angebliche Ohnmacht der franzöſiſchen Regierung würde man einen ſolchen Verſuch nicht begreifen.

Nachdem die Sachen einmal auf dieſen Punkt gediehen waren, durfte man nicht länger auf die Geduld Bonapartes rechnen. Die Regierung zu Lauſanne ließ ihn bitten, einzuſchreiten, die zu Bern beſchwor ihn, nichts zu thun. Der Abgeſandte von Bern war ein Mülinen, beauftragt, das ſo ſchlecht erfüllte Verſprechen Redings in Betreff eines guten Verhaltens zu erneuern,

und zugleich, mit allen Geſandten der Mächte zu Paris zu ſprechen, daß ſie die Schweiz unter ihren beſondern Schutz nähmen. Bei Bonaparte waren Bitten, etwas zu thun oder nichts zu thun, jetzt gleich überflüſſig. Er war nicht der Mann dazu, zu ſchwanken gegenüber einer offenbaren Contrerevolution mit dem Zweck, die Alpen den Feinden Frankreichs zu überliefern. Er ließ den Agenten der oligarchiſchen Regierung nicht vor, erwiderte aber den Mittelsperſonen, welche für denſelben das Wort führten, ſein Entſchluß ſei gefaßt. Er ſagte ihnen: „Ich bleibe nicht ferner neutral und unthätig. Ich habe die Unabhängigkeit der Schweiz achten und die Empfindlichkeit Europas ſchonen wollen. Ich habe die Gewiſſenhaftigkeit ſo weit getrieben, daß ich einen wahren Fehler begangen habe, die franzöſiſchen Truppen zurückzuziehen. Weiter aber kann die Nachgiebigkeit gegen Intereſſen, die Frankreich entgegen ſind, nicht getrieben werden. So lange ich in der Schweiz nur Kämpfe der Parteien geſehen habe, bei denen die eine etwas ſtärker werden konnte als die andere, mußte ich ſie ſich ſelber überlaſſen. Jetzt aber, wo eine offenbare Contrerevolution vorliegt, bewirkt durch Soldaten, die einſt im Dienſt der Bourbonen ſtanden und ſpäter in engliſchen Sold getreten ſind, jetzt kann ich mich darüber nicht täuſchen. Wenn die Empörer mich noch einigermaßen im Unklaren laſſen wollten, mußten ſie mehr Verſtellung zeigen und nicht an die Spitze ihrer Kolonnen Soldaten vom Regiment Bachmann ſtellen. Die Contrerevolution werde ich nirgends dulden, in der Schweiz, in Italien, in Holland ſo wenig, wie in Frankreich ſelber. Ich werde nicht fünfzehnhundert Miethlingen im Solde Englands die furchtbaren Bollwerke

der Alpen überliefern, welche die europäiſche Coalition in zwei Feldzügen nicht vermocht hat, unſern erſchöpften Soldaten zu entreißen. Man ſpricht mir von dem Willen des Schweizervolks. Ihn kann ich nicht in dem Willen von zweihundert ariſtokratiſchen Familien erkennen. Ich achte dies wackere Volk zu ſehr, als daß ich glauben könnte, es wolle ein ſolches Joch. In jedem Fall gibt es etwas, was ich mehr in Anſchlag bringe als den Willen des Schweizervolks: die Sicherheit von 40 Millionen Menſchen, an deren Spitze ich ſtehe. Ich werde mich zum Vermittler des helvetiſchen Bundes erklären und ihm eine auf Rechtsgleichheit und auf die Beſchaffenheit des Bodens gegründete Verfaſſung geben. Dreißigtauſend Mann werden an der Grenze ſtehen, um die Ausführung meiner wohlthätigen Abſichten zu ſichern. Wofern ich wider Erwarten die Ruhe eines Theilnahme verdienenden Volks, dem ich alles Gute wünſche, nicht ſichern kann, dann weiß ich, was ich zu thun habe. Ich vereinige mit Frankreich Alles, was nach Boden und Sitten der Franche Comté gleicht; das Uebrige verbinde ich mit den kleinen Bergkantonen, gebe dieſen die Verfaſſung wieder, die ſie im 14. Jahrhundert hatten, und überlaſſe ſie ſich ſelber. Mein Grundſatz ſteht von nun an feſt: entweder eine Frankreich befreundete Schweiz, oder keine Schweiz."

Bonaparte trug dem Miniſter Talleyrand auf, den Abgeſandten von Bern binnen zwölf Stunden von Paris fortzuſchicken, und ihm zu ſagen, er könne ſeinen Auftraggebern nicht beſſer dienen, als zu Bern ſelber, indem er ihnen riethe, augenblicklich auseinanderzugehen, wofern ſie nicht ein franzöſiſches Heer in die Schweiz ziehen wollten. Mit eigner Hand ſchrieb er einen Auf-

ruf an das helvetiſche Volk, der kurzgefaßt und kräftig folgendermaßen lautete:

„Bewohner Helvetiens, ſeit zwei Jahren bietet ihr einen betrübenden Anblick dar. Entgegengeſetzte Faktionen haben ſich nach einander der Gewalt bemächtigt und ihre vorübergehende Herrſchaft durch eine Parteilichkeit bezeichnet, welche ihre Schwäche und ihre Unfähigkeit verrieth.

„Im Lauf des Jahres X hat eure Regierung gewünſcht, daß die wenigen in der Schweiz ſtehenden Truppen zurückgezogen würden. Die franzöſiſche Regierung hat mit Freuden dieſe Gelegenheit ergriffen, eure Unabhängigkeit zu ehren. Aber bald darauf haben eure Parteien ſich mit neuer Wuth geregt und Schweizerblut iſt durch Schweizerhände vergoſſen worden.

„Ihr habt euch drei Jahre geſtritten, ohne euch zu verſtändigen. Ueberläßt man euch länger euch ſelber, ſo werdet ihr euch noch drei Jahre unter einander todtſchlagen, ohne euch beſſer zu verſtändigen. Uebrigens beweiſt eure Geſchichte, daß eure inneren Kriege nie haben zu Ende kommen können, ohne die freundſchaftliche Dazwiſchenkunft Frankreichs.

„Es iſt wahr, daß ich mich entſchloſſen hatte, mich durchaus nicht mehr in eure Angelegenheiten zu miſchen. Stets haben eure verſchiedenen Regierungen mich um Rath gefragt, und nie haben ſie meinen Rath befolgt. Zuweilen haben ſie je nach ihrem Vortheil und ihren Leidenſchaften meinen Namen mißbraucht. Aber ich kann und darf nicht gefühllos bleiben gegen das Unheil, dem ihr zur Beute geworden ſeid. Ich gehe von meinem Entſchluß ab. Ich will der Vermittler eures Zwieſpalts ſein; aber meine Vermittlung ſoll wirkſam ſein,

ſo wie es dem großen Volk zukommt, in deſſen Namen ich ſpreche.“

Dieſem würdevollen Eingang folgten gebieteriſche Anordnungen. Fünf Tage nach Mittheilung dieſer Kundmachung ſollte die nach Lauſanne geflüchtete Regierung ſich nach Bern begeben, die Empörerregierung ſich auflöſen, jede bewaffnete Schaar mit Ausnahme der Truppen des Generals Andermatt aus einander gehen, und die Soldaten der ehemaligen Schweizerregimenter ihre Waffen in ihren betreffenden Gemeinden niederlegen. Alle Männer, welche ſeit drei Jahren in Amt und Würden geſtanden, gleichviel von welcher Partei, wurden eingeladen, nach Paris zu kommen, um ſich dort mit dem Erſten Conſul über die Mittel zur Beendigung der Unruhen ihres Landes zu beſprechen.

Bonaparte beauftragte ſeinen Adjutanten, den Oberſten Rapp, ſofort in die Schweiz zu gehen und ſeinen Aufruf allen Behörden, den geſetzlichen wie den inſurrektionellen, zu übergeben. Er ſollte ſich erſt nach Lauſanne verfügen, dann nach Bern, Zürich, Luzern und überall hin, wo ein Widerſtand zu überwinden wäre. Außerdem ſollte er ſich mit dem General Ney über die Bewegungen der von dieſem befehligten Truppen verſtändigen. Die erſten Bewegungen waren bereits angeordnet. Zu Genf zogen ſich 7—8000 Mann aus Wallis, Savoien und dem Rhonedepartement zuſammen, zu Pontarlier ſechstauſend und eben ſo viel zu Hüningen und Baſel. Eine Diviſion von gleicher Stärke formirte ſich in der italieniſchen Republik, um durch die italieniſchen Landvogteien einzurücken. Ney ſollte zu Genf Nachrichten von Rapp abwarten, auf das erſte von dieſem gegebene Zeichen mit der zu Genf gebildeten

Colonne in die Waadt einrücken, unterwegs die zu Pontarlier formirte an ſich ziehen und mit 12—15,000 Mann nach Bern gehen. Die von Baſel kommenden Truppen hatten die Weiſung, in den kleinen Cantonen mit den von Italien aus einrückenden zuſammen zu ſtoßen.

Alles das war mit außerordentlicher Raſchheit angeordnet. Binnen 48 Stunden war der Entſchluß gefaßt, der Aufruf geſchrieben, der Befehl zum Aufbruch an alle Abtheilungen erlaſſen und Rapp nach der Schweiz abgereiſt. Jetzt erwartete Bonaparte mit ruhiger Kühnheit die Wirkung, welche ein ſo beherzter Entſchluß in Europa hervorbringen würde, da derſelbe verbunden mit dem bereits in Italien und Deutſchland Geſchehenen noch deutlicher eine Macht beurkundete, welche bereits überall mit ungünſtigen Augen angeſehen ward. Allein mochte der Erfolg ſein, welcher er wollte, ſelbſt der Krieg, der Entſchluß war weiſe, denn es galt, die Alpen der europäiſchen Coalition zu entziehen. Die in den Dienſt der Klugheit geſtellte Kraft iſt das ſchönſte Schauſpiel, welches die Politik darbieten kann.

Der nach Paris geſandte Geſchäftsträger der Berner Oligarchie hatte, als er ſich ſo übel aufgenommen ſah, nicht verfehlt, ſich an die Geſandten von Oeſterreich, Rußland, Preußen und England zu wenden. Markow, obwohl er täglich gegen das Benehmen Frankreichs in Europa deklamirte, wagte nicht zu antworten. Alle übrigen Geſandten ſchwiegen, mit Ausnahme des engliſchen, Merry. Letzterer trat mit dem Abgeſandten von Bern in Verkehr und ſchickte ſofort einen Kurier ab, um ſeinem Hof zu melden, was in der Schweiz vorging, und anzuzeigen, daß die Regierung zu Bern förmlich den Schutz

Englands anriefe. Der Kurier Merrys traf bei Hawkesbury gleichzeitig mit den franzöſiſchen Tagblättern ein. Sofort erhob ſich in England ein einziger Ruf zu Gunſten des wackern Schweizervolks, welches ſeine Religion und ſeine Freiheit wider einen barbariſchen Unterdrücker vertheidige. Dieſe Regung, welche wir in unſern Tagen zu Gunſten der von den Türken niedergemetzelten Griechen ſich ganz Europa haben mittheilen ſehen, erheuchelte man in England zu Gunſten der Berner Oligarchen, welche arme Landleute aufhetzten, ſich für ihre Privilegien zu bewaffnen. Man trug einen großen Eifer zur Schau und eröffnete Subſcriptionen. Indeß war die Regung zu gemacht, um allgemein zu ſein. Sie ſtieg nicht aus den höheren Klaſſen herab, welche in der Regel allein über die täglichen Angelegenheiten der Politik in Bewegung gerathen. Granville, Wyndham und Dundas reiſten im Land herum, um die Gemüther zu erhitzen, und klagten mit neuer Heftigkeit die angebliche Schwäche Addingtons an. Das Parlament war eben neu gewählt und ſtand im Begriff neu zuſammenzutreten. Zwiſchen der Partei Pitts, welche ſich augenſcheinlich vom Miniſterium losſagte, und der Partei Fox, welche, obwohl ſeit dem Frieden milder, doch fortwährend Oppoſition gemacht hatte, wußte das engliſche Kabinet nicht, auf wen es ſich ſtützen ſollte. Es fürchtete ſehr die erſten Sitzungen des neuen Parlaments und glaubte einige diplomatiſche Schritte thun zu müſſen, auf welche es ſich wider ſeine Gegner berufen könnte. Sein erſter Schritt war die Abſendung einer Note nach Paris, um ſeine Stimme zu Gunſten der ſchweizeriſchen Unabhängigkeit zu erheben und gegen jede thätliche Einmiſchung Frankreichs Einſpruch zu thun.

Damit aber war Bonaparte nicht aufzuhalten; es konnte höchſtens zu einem Austauſch unangenehmer Mittheilungen führen. Aber Addington blieb dabei nicht ſtehen. Er ſchickte einen gewiſſen Moore an Ort und Stelle mit dem Auftrag, die Häupter der Empörer zu ſehen und anzuhören, zu beurtheilen, ob ſie feſt entſchloſſen ſeien ſich zu wehren, und für dieſen Fall ihnen Geldunterſtützung von England anzubieten. Moore ſollte in Deutſchland Waffen kaufen, um ſie ihnen zukommen zu laſſen. Dieſer Schritt war weder ehrlich noch leicht zu rechtfertigen. Noch ernſthaftere Mittheilungen wurden an den Wiener Hof gerichtet, um deſſen alten Widerwillen gegen Frankreich wieder zu erwecken, ſeinen Unmuth über die laufenden deutſchen Angelegenheiten zu reizen und beſonders ihn wegen der Alpengränze zu beunruhigen. Addington ging ſo weit, Oeſterreich eine Geldunterſtützung von hundert Millionen Gulden anzubieten, wofern es ſich der Schweiz annehmen wollte. So berichtete wenigſtens Haugwitz nach Paris, welcher ſich angelegen ſein ließ, in fortlaufender Kenntniß von Allem zu bleiben, was die Erhaltung des Friedens betreffen konnte. Ein weniger offener Verſuch ward beim Kaiſer Alexander gemacht, der, wie man wußte, in Folge der eben zu Regensburg betriebenen Vermittlung, ſehr an die franzöſiſche Politik gefeſſelt war. Bei dem preußiſchen Kabinet wurde gar kein Schritt gethan. Da deſſen Verbindung mit Bonaparte weltkundig war, ſo behandelte man es mit Kälte und Zurückhaltung.

Dieſe Schritte des britiſchen Kabinets, ſo unpaſſend ſie auch mitten im Frieden waren, konnten keine bedeutenden Folgen haben, denn alle Höfe des Feſtlandes waren mehr oder weniger an die Politik Bonapartes

gefeſſelt, die einen, wie Rußland, weil ſie eben mit ihm zuſammenwirkten, die andern, wie Preußen und Oeſterreich, weil ſie eben beſchäftigt waren, von Bonaparte Vortheile für ſich bei der Ländervertheilung in Deutſchland zu erlangen. Gerade in dieſem Augenblicke begehrte und erwirkte Oeſterreich für den Großherzog von Toskana eine erweiterte Entſchädigung. Aber das engliſche Kabinet ſchritt zu einer bedenklicheren Handlung, welche unberechenbare Folgen hatte. Der Befehl zur Räumung Egyptens war abgegangen, der zur Räumung Maltas noch nicht. Dieſe Verzögerung hing an entſchuldbaren Gründen, und war mehr auf Rechnung der franzöſiſchen als der engliſchen Kanzlei zu ſetzen. Man wird ſich erinnern, daß Talleyrand vernachläſſigt hatte, einer Bedingung des Vertrags von Amiens nachzukommen, der zufolge beide Mächte Preußen, Rußland, Oeſtreich und Spanien um Verbürgung der neuen Ordnung der Dinge auf Malta angehen ſollten. Unmittelbar nach der Unterzeichnung des Vertrags hatten die engliſchen Miniſter, denen es ſehr um Erlangung dieſer Bürgſchaft vor der Räumung Maltas zu thun war, den größten Eifer um dieſelbe bei allen Höfen an den Tag gelegt. Die franzöſiſchen Geſandten hingegen hatten keine entſprechende Weiſung von ihrem Miniſter erhalten. Champagny hatte die Bedachtſamkeit, zu Wien ſo zu handeln, als ob er ſie erhalten hätte, und die Bürgſchaft Oeſterreichs ward bewilligt. Der Kaiſer von Rußland, welcher nicht die leidenſchaftliche Vorliebe ſeines Vaters für den Johanniterorden theilte, war nicht eben geneigt, eine Bürgſchaft zu übernehmen, welche ihn früher oder ſpäter nöthigen könnte, Partei für Frankreich oder für England zu ergreifen. Der franzöſiſche

Geſandte hatte keine Weiſung, die Schritte des engliſchen zu unterſtützen und wagte nicht, es von freien Stücken zu thun. Dies benutzte das ruſſiſche Kabinet, um nicht zu antworten. Ganz ſo ging es zu Berlin. Durch dieſe, mehrere Monate dauernde Nachläſſigkeit blieb die Frage wegen der Garantie unentſchieden und die Engländer verſchoben mit Fug und Recht die Räumung. Die neapolitaniſche Beſatzung, welche bis zur Wiedererrichtung des Ordens auf Malta liegen ſollte, war auf der Inſel aufgenommen worden, aber nur außerhalb der Feſtungswerke. Endlich hatte die franzöſiſche Kanzlei ſich in Bewegung geſetzt, aber zu ſpät. Der Kaiſer von Rußland, um eine Antwort gedrängt, verweigerte die Bürgſchaft. Dazu kam eine andere Verlegenheit. Der von dem Papſt zum Großmeiſter ernannte Comthur Ruspoli war durch das Schickſal ſeines Vorgängers Hompeſch eingeſchüchtert. Er ſah, daß die Aufgabe ſeines Ordens nicht mehr Bekämpfung der Ungläubigen war, ſondern Erhaltung des Gleichgewichts zwiſchen zwei Seemächten, mit der gewiſſen Ausſicht, der einen oder der andern zur Beute zu werden. Er wollte die läſtige Scheinwürde nicht annehmen und widerſtand den dringenden Aufforderungen des römiſchen Hofs wie des Erſten Conſuls. Alle dieſe Umſtände hatten bewirkt, daß Malta im November 1802 noch nicht geräumt war. An demſelben Tag, wo Moore nach der Schweiz abging, ſegelte eine Fregatte nach dem Mittelmeer ab, um der Beſatzung von Malta Befehl zum Bleiben zu überbringen. Dies war ein großer Fehler von Seiten eines Miniſteriums, welchem es um Erhaltung des Friedens zu thun war; denn damit erregte es in England ein nationales Gelüſte, welchem

nicht mehr zu widerſtehen war, und zugleich verſtieß es förmlich gegen den Frieden von Amiens einem Widerſacher gegenüber, welcher in deſſen pünktliche Erfüllung ſeine Ehre geſetzt hatte, folglich auch darein ſeine Ehre ſetzen mußte, die pünktliche Erfüllung von den andern Unterzeichnern zu erwirken. Dies Verfahren war unbedachtſam und regelwidrig.

Die Einſprüche des britiſchen Kabinets zu Gunſten der Unabhängigkeit der Schweiz wurden vom franzöſiſchen Kabinet übel aufgenommon, und obwohl ſich die Folgen hiervon vorausſehen ließen, blieb Bonaparte doch feſt auf ſeinem Entſchluſſe. Er wiederholte ſeine Befehle an Ney und ſchrieb ihm die raſcheſte, entſcheidendſte Vollziehung derſelben vor. Er wollte beweiſen, daß die angebliche Erhebung der Schweizernation nichts ſei als ein lächerlicher durch und für einige Familien hervorgerufener Verſuch, der in der Geburt erſtickt würde. Er war überzeugt, daß er zum Beſten Frankreichs ſo handeln müſſe; aber er war auch außerdem gereizt durch die Herausforderung, welche in der Behauptung der Empörer lag, daß dem Erſten Conſul die Hände gebunden ſeien und daß er nicht wagen würde zu handeln. Die Antwort, welche er dem Lord Hawkesbury geben ließ, hatte etwas ungewöhnliches, und indem wir ſie ihrem weſentlichen Inhalt nach mittheilen, rathen wir niemandem, ſie nachzuahmen. Talleyrand ſchrieb auf Eingebung Bonapartes an Otto: Sie ſind angewieſen zu erklären, daß, wenn das britiſche Miniſterium um ſeiner Stellung im Parlament willen irgend anzeigt, der Erſte Conſul habe dies oder jenes nicht gethan, weil man ihn daran gehindert habe, er es augenblicklich thun werde. Er wird nicht die Alpen fünfzehnhundert von

England beſoldeten Miethlingen überliefern. Er will nicht, daß die Schweiz in ein neues Jerſey verwandelt werde. Der Erſte Conſul wünſcht nicht den Krieg, denn er glaubt, das franzöſiſche Volk könne in Ausdehnung ſeines Handels eben ſo viel Vortheil finden, wie in Ausdehnung ſeines Gebiets. Aber keine Rückſicht würde ihn hemmen, wenn die Ehre oder der Vortheil ihm geböten, wieder zu den Waffen zu greifen. Sie werden nie von Krieg ſprechen, aber Sie werden auch nie dulden, daß man Ihnen davon ſpreche. Die geringſte, wenn auch noch ſo indirekte Drohung müßte mit dem größten Stolz vermerkt werden. Mit welchem Krieg ſollte man uns übrigens bedrohen wollen? Mit einem Seekrieg? Unſer Handel iſt kaum wieder ins Leben getreten, und die Beute, welche wir den Engländern liefern könnten, würde von geringem Werthe ſein. Unſere Antillen ſind mit Soldaten verſehen, die das Klima vertragen; allein auf Domingo ſtehen ihrer 25,000. Man würde freilich unſere Häfen blokiren, aber im Augenblick der Kriegserklärung würde England ſich ſeinerſeits blokirt ſehen. Die Küſten von Hannover, Holland, Portugal und Italien bis Tarent würden von unſeren Truppen beſetzt werden. Die Länder, welche man uns anklagt, allzu unverholen zu beherrſchen, Ligurien, die Lombardei, die Schweiz, Holland würden nicht in der ungewiſſen Lage gelaſſen werden, wo ſie uns tauſend Verlegenheiten bereiten, ſondern in franzöſiſche Provinzen verwandelt, aus welchen wir unermeßliche Hülfsmittel zögen. So würde man uns nöthigen, das galliſche Reich zu verwirklichen, welches man ewig Europa als Schreckbild vorhält. Und wie wäre es, wenn der Erſte Conſul von Paris nach Lille oder

St. Omer ginge, alle flachen Fahrzeuge von Flandern und Holland zuſammenzöge, Mittel zum Ueberſetzen von 100,000 Mann ſchaffte und England in ſteter Angſt eines möglichen, faſt gewiſſen Einfalls leben ließe? Würde England einen Kontinentalkrieg erregen? Aber wo wollte es Bundesgenoſſen finden? Doch wohl nicht in Preußen und Bayern, welche Frankreich die ihnen bei der Landvertheilung in Deutſchland zu Theil gewordene Gerechtigkeit verdanken? Und wohl auch nicht in Oeſterreich, welches ſich über dem Bemühen, der engliſchen Politik zu dienen, erſchöpft hat. Jedenfalls würde bei Erneuerung des Kontinentalkriegs England es ſein, welches uns zur Eroberung Europas genöthigt hätte. Der Erſte Conſul iſt erſt 31 Jahr alt. Bis jetzt hat er nur Staaten zweiten Ranges vernichtet. Wer weiß, wie viel Zeit er brauchte, um, wenn man ihn dazu nöthigte, von neuem die Geſtalt Europas zu verändern und das abendländiſche Reich wiederherzuſtellen? (Schreiben vom 1. Brumaire. J. XI. — 22. Okt. 1802.)

Alles Unglück Europas und Frankreichs lag in dieſen furchtbaren Worten, welche man für hinterher geſchrieben halten möchte, ſo prophetiſch ſind ſie. Der herangewachſene Löwe begann, ſeine Kraft zu fühlen, und war geneigt, Gebrauch davon zu machen. England, durch das Meer geſchützt, gefiel ſich darin, ihn zu reizen. Aber über dieſe Schutzwehr hinüberzukommen war nicht unmöglich, es hätte ſogar wenig gefehlt, daß man hinübergekommen wäre, und dann würde England bitterlich die Reizungen beweint haben, zu welchen eine unheilbare Eiferſucht es trieb. Zudem war dies eine gegen das Feſtland grauſame Politik, denn Europa mußte die

Folgen eines ohne Grund und ohne Recht hervorgerufenen Krieges tragen.

Otto war angewieſen, weder von Malta noch von Egypten zu ſprechen, denn er wollte nicht einmal vorausſetzen, daß England einen Angeſichts der Welt feierlich unterzeichneten Vertrag verletzen könnte. Man begnügte ſich, ihm vorzuſchreiben, daß er die ganze Politik Frankreichs in den Worten zuſammenfaßte: Den ganzen Vertrag von Amiens, nichts als den Vertrag von Amiens. Otto, ein beſonnener, gegen den Erſten Conſul ſehr unterwürfiger Mann, aber fähig, zu einem guten Zweck Eignes dem ihm Vorgeſchriebenen beizumiſchen, milderte ſehr die hochfahrenden Worte ſeiner Regierung. Aber ſelbſt mit dieſer gemilderten Erwiderung brachte er Hawkesbury in große Verlegenheit, da dieſer, der bevorſtehenden Eröffnung des Parlaments mit Beſorgniß entgegenſehend, gewünſcht hätte, etwas befriedigendes ſagen zu können. Er beſtand darauf, eine Note zu empfangen. Otto war angewieſen, eine ſolche zu verweigern, und er verweigerte ſie, erklärte jedoch, der Zuſammentritt der vornehmſten Schweizer zu Paris habe nicht zum Zweck, das zu Lyon bei Gelegenheit der italieniſchen Conſulta Geſchehene nachzuahmen, ſondern bloß, der Schweiz eine vernünftige auf die Gerechtigkeit und die Beſchaffenheit des Landes gegründete Verfaſſung zu geben, ohne eine Partei über die andere triumphiren zu laſſen. Hawkesbury, der während dieſer Beſprechung mit Otto von dem zum Empfang der Antwort Frankreichs verſammelten Kabinet erwartet wurde, ſchien verwirrt und unzufrieden. Der Erklärung: Den ganzen Vertrag von Amiens, nichts als den Vertrag von Amiens,

deſſen Sinn mit der darin enthaltenen Anſpielung auf Malta er begriff, ſetzte er die Erklärung entgegen: Den Zuſtand des Feſtlandes zur Zeit des Vertrags von Amiens, nichts als dieſen Zuſtand.

Dieſe Weiſe die Frage zu ſtellen veranlaßte eine ſofortige entſchiedene Antwort Bonapartes. Auf ſeinen Befehl ſagte Talleyrand: Frankreich nimmt die von Lord Hawkesbury geſtellte Bedingung an. Zur Zeit der Unterzeichnung des Vertrags von Amiens hatte Frankreich in der Schweiz 10,000 Mann, in Piemont 30,000, in Italien 40,000, in Holland 12,000. Will man die Sachen wieder auf dieſen Fuß geſetzt haben? Damals hat man England angeboten, ſich über die Angelegenheiten des Feſtlandes zu verſtändigen, jedoch unter der Bedingung, daß es die Schöpfung der neuen Staaten anerkannte und verbürgte. Es hat ſich deſſen geweigert, und nichts mit dem Königreich Etrurien, mit der italieniſchen und der liguriſchen Republik zu ſchaffen haben wollen. Es hatte ſo den Vortheil, den neuen Staaten ſeine Bürgſchaft vorzuenthalten, aber damit verlor es auch das Mittel, ſich ſpäter in das zu miſchen, was ſie betrifft. Uebrigens wußte es, was ſchon geſchehen war und was noch geſchehen ſollte. Es hatte Kenntniß von Uebertragung der Präſidentenwürde ſeitens der italieniſchen Republik an den Erſten Conſul, es hatte Kenntniß von dem Vorhaben, Piemont einzuverleiben, da die von ihm ſelber begehrte Entſchädigung für den König von Sardinien abgeſchlagen wurde. Und dennoch hat es den Frieden von Amiens unterzeichnet. Worüber beſchwert ſich alſo England? Nur eine Sache hatte es ausbedungen, die Räumung von Tarent in drei Monaten, und

Tarent iſt in zwei Monaten geräumt worden. Was die Schweiz betrifft, ſo war es bekannt, daß man daran arbeitete ihr eine Verfaſſung zu geben; und Niemand konnte ſich einbilden, daß Frankreich dort eine Contrerevolution zu Stand kommen laſſen würde. Aber ſelbſt vom Standpunkt des ſtrengen Rechts aus, welchen Einwand hat man zu machen? Die helvetiſche Regierung hat die Vermittlung Frankreichs angerufen. Die kleinen Kantone haben daſſelbe gethan, indem ſie begehrten, unter den Auſpicien des Erſten Conſuls ihre Verhältniſſe zu der Centralregierung zu ordnen. Die Bürger aller Parteien, ſelbſt die von der oligarchiſchen, die Herren von Mülinen und von Affry, ſind zu Paris und beſprechen ſich mit dem Erſten Conſul. Die Angelegenheiten Deutſchlands — was haben ſie neues für England? Sind ſie etwas anders als die buchſtäbliche Erfüllung des Friedens von Lüneville, der lange vor dem Vertrag von Amiens bekannt und veröffentlicht war? Warum hat England die für Deutſchland angenommenen Vereinbarungen unterzeichnet, wenn ihm die Seculariſation mißfiel? Warum hat der König von England als Kurfürſt von Hannover die Unterhandlung am Reichstag gebilligt, indem er das BiSthum Osnabrück annahm? Warum anders iſt Hannover ſo reichlich bedacht worden, als aus Rückſicht für England? Vor ſechs Monaten wollte das engliſche Kabinet ſich nicht mehr in die Angelegenheiten des Feſtlandes miſchen; heute will es das; es mag thun, was ihm beliebt. Aber iſt es mehr bei dieſen Angelegenheiten betheiligt, als Rußland, Preußen und Oeſterreich? Dieſe drei Mächte geben in dieſem Augenblick dem, was in Deutſchland geſchieht, ihre Zuſtimmung. Wie kann England

ſagen, daß es mehr befugt ſei, über die Angelegenheiten des Feſtlands zu urtheilen? Freilich iſt bei der großen Reichstagsverhandlung der Name des Königs von England nicht vorgekommen. Dies kann ſein Volk verletzen, welches darauf hält und zwar mit Recht, eine bedeutende Stelle in Europa einzunehmen. Aber an wem anders liegt die Schuld, als an England. Dem Erſten Conſul wäre nichts lieber geweſen, als ihm Freundſchaft und Vertrauen zu beweiſen und in Gemeinſchaft mit ihm die großen Fragen zu löſen, die es in Gemeinſchaft mit Rußland gelöſt hat. Aber Freundſchaft und Vertrauen verlangen Erwiederung. Nun aber erhebt ſich in England nur Geſchrei des Haſſes gegen Frankreich. Man ſagt, die engliſche Verfaſſung wolle es ſo. Das mag ſein. Aber ſie gebietet nicht, zu London franzöſiſche Verfaſſer von Schmähſchriften und die Urheber der Höllenmaſchine zu dulden, und die Glieder des Hauſes Bourbon als Prinzen mit allen der Souveränetät gebührenden Ehren zu empfangen und zu behandeln. Wird man dem erſten Conſul andere Geſinnungen zeigen, ſo wird man ihm andere einflößen und ihn beſtimmen, mit England den Einfluß zu theilen, den er diesmal mit Rußland hat theilen wollen. —

Wir wiſſen nicht, ob unſere patriotiſche Geſinnung uns verblendet; aber wir ſuchen die Wahrheit ohne Anſehen der Nation, und es ſcheint uns, es wäre nichts gegen die kräftige Beweisführung Bonapartes zu ſagen geweſen. Indem England den Frieden von Amiens unterzeichnete, war ihm nicht unbekannt, daß Frankreich die benachbarten Staaten beherrſchte, Italien, die Schweiz und Holland mit ſeinen Truppen beſetzt hatte und im Begriff ſtand, zur Vertheilung der Entſchädi-

gungen in Deutſchland zu ſchreiten. Es war ihm nicht unbekannt, und im Drang nach Frieden hatte es den Vertrag von Amiens unterzeichnet, ohne ſich mit den Angelegenheiten des Feſtlandes aufzuhalten. Jetzt, wo der Friede in ſeinen Augen weniger Reiz hatte als in den erſten Tagen, jetzt, wo ſein Handel bei demſelben nicht die gehoffte Rechnung fand, jetzt wo Pitts Partei das Haupt erhob, jetzt, wo die auf das Kriegsgetümmel folgende Ruhe einen klaren Blick auf die Macht und auf den Ruhm Frankreichs verſtattete, jetzt war England von Eiferſucht ergriffen, und ohne ſich auf irgend eine Verletzung des Vertrags von Amiens berufen zu können, hegte es den Gedanken, ſelber ihn zu verletzen auf die verwegenſte, unerhörteſte Weiſe. Es ſcheint uns, Haugwitz hat mit ſeinem ſeltenen Scharfblick das britiſche Kabinet richtig beurtheilt, indem er bei dieſer Gelegenheit unſerm Geſandten ſagte: Das ſchwache Miniſterium Addington hatte ſolche Eile, den Frieden zu unterzeichnen, daß es über Alles ohne Einwand hinweggegangen iſt. Jetzt bemerkt es, daß Frankreich groß iſt und die Folgerungen aus ſeiner Größe zieht, und jetzt will es den Vertrag, den es unterzeichnet hat, zerreißen.

Während dieſes Austauſches ſo lebhafter Mittheilungen zwiſchen Frankreich und England ſchickte Rußland, welchem die Geſuche der ſchweizeriſchen Empörer und die Klagen der Engländer zugekommen waren, nach Paris ein ſehr gemäßigtes Schreiben, in welchem es ohne einen der Vorwürfe Englands vorzubringen, doch dem Erſten Conſul zu verſtehen gab, es ſei zur Erhaltung des Friedens nöthig, gewiſſe, durch die Macht der franzöſiſchen Republik in Europa erregte Beſorgniſſe zu beſchwichtigen, und Bonapartes Sache ſei es, durch

ſeine Mäßigung und Achtung der Unabhängigkeit der Nachbarſtaaten dieſe Beſorgniſſe zu zerſtreuen. Dies war ein ſehr weiſer Rath mit Bezug auf die Schweiz, der nichts verletzendes für Bonaparte hatte und gut zu der Rolle des unparteiiſchen Vermittlers paßte, in welche damals der junge Kaiſer den Ruhm ſeiner Regierung zu ſetzen ſchien. Preußen hatte erklärt, es gebe dem Erſten Conſul vollen Beifall, daß er nicht in der Schweiz einen Heerd engliſcher und öſterreichiſcher Ränke dulden wolle, er habe Recht zu eilen und ſeinen Feinden nicht Zeit zu laſſen zur Benutzung ſolcher Verlegenheiten, und er würde noch beſſer thun, wenn er ihnen jeden Vorwand zur Beſchwerde dadurch nähme, daß er nicht zu Paris die Conſulta von Lyon wiederholte. Oeſterreich gab ſich das Anſehen, als wolle es ſich nicht hineinmiſchen, und es wagte es nicht, da es noch Frankreichs für den Verfolg der deutſchen Angelegenheiten bedurfte.

Bonaparte war der Meinung ſeiner Freunde. Er wollte raſch handeln und nicht zu Paris die Lyoner Conſulta nachmachen, d. h. ſich nicht zum Präſidenten der helvetiſchen Republik erklären. Uebrigens war der prophezeite verzweifelte Widerſtand des Schweizerpatriotismus nichts als eine Träumerei von Emigranten. So wie Rapp nach ſeiner Ankunft zu Lauſanne ſich bei den Vorpoſten der Empörer zeigte, ohne einen Soldaten bei ſich zu haben, bloß mit dem Aufruf Bonapartes, fand er die Leute ganz geneigt, ſich zu unterwerfen. Der General Bachmann bedauerte, daß er nicht 24 Stunden länger Zeit gehabt habe, um die helvetiſche Regierung in den Genfer See zu werfen, zog ſich aber doch nach Bern zurück. Dort fand Rapp bei

den Oligarchen einige Neigung zum Widerſtand. Sie wollten Frankreich zur Anwendung ſeiner Kriegsmacht nöthigen in der Meinung, es dadurch mit den europäiſchen Mächten in Zwieſpalt zu bringen. Ihr Wunſch wurde erfüllt. Die an der Gränze ſtehenden Truppen unter Ney rückten ins Land, und nun löſte die Regierung der Empörer ſich auf mit der Erklärung, daß ſie der Gewalt wiche. Ueberall ging die Unterwerfung leicht von Statten, außer in den kleinen Kantonen, wo die Aufregung größer und wo der Aufſtand zuerſt ausgebrochen war. Indeß am Ende überwog auch dort bei Annäherung unſerer Truppen die Meinung der vernünftigen Leute. Der franzöſiſche General Serras beſetzte mit einigen Bataillonen Luzern, Stanz, Schwyz und Altorf. Reding und einige Wühler wurden feſtgenommen; die Empörer ließen ſich nach einander entwaffnen. Die nach Lauſanne geflüchtete helvetiſche Regierung begab ſich nach Bern, geleitet von Ney mit nur einer Halbbrigade. In wenigen Tagen war Conſtanz, wo ſich der engliſche Agent Moore niedergelaſſen hatte, mit Emigranten von der oligarchiſchen Partei angefüllt. Sie geſtanden offen, der Streich, bei dem ſie das engliſche Geld verſchwendet hatten, ſei lächerlich geweſen. Moore kehrte nach London zurück, um Bericht zu erſtatten über den ſchlechten Erfolg des Verſuchs, in den Alpen eine helvetiſche Vendée zu ſchaffen.

Dieſe raſche Unterwerfung hatte den großen Vortheil, daß ſie bewies, wie die Schweizer, deren Muth, ſelbſt gegen Uebermacht nicht in Zweifel gezogen werden konnte, ſich nicht durch Ehre und Gemeinwohl verpflichtet hielten, der Dazwiſchenkunft Frankreichs zu widerſtreben. Mithin fiel aller Grund zum Einſpruch

Englands zu Boden. Das Friedenswerk mußte nun vollendet werden dadurch, daß die Schweiz eine auf Vernunft und auf die Beſchaffenheit des Landes gegründete Verfaſſung erhielt. Um der Sendung des Generals Ney das militäriſche Anſehen zu nehmen, gab Bonaparte ihm den Titel eines franzöſiſchen Geſandten nebſt der gemeſſenen Weiſung, ſich ſanft und gemäßigt gegen alle Parteien zu zeigen. Es waren übrigens nur 6000 Franzoſen in der Schweiz; die übrigen waren an der Gränze ſtehen geblieben. Nach Paris waren Leute aller Meinungen berufen worden, ſowohl glühende Revolutionsmänner, wie entſchiedene Oligarchen, vorausgeſetzt nur, daß ſie Einfluß und Anſehen im Land hatten. Die von den Kantonen ernannten Revolutionäre aller Schattirungen kamen ohne Zögern. Die Oligarchen weigerten ſich, Repräſentanten zu ernennen, und erklärten, ſie wollten dem, was zu Paris geſchehen ſollte, fremd bleiben und ſich das Recht zu proteſtiren bewahren. Bonaparte mußte ſelber die Männer bezeichnen, welche ſie repräſentiren ſollten. Die bekannteſten unter den von ihm ernannten waren die Herren von Mülinn, von Affry und von Wattewyl, ausgezeichnet durch Herkunft, Talente und Charakter. Dieſe Herren wollten durchaus nicht kommen. Talleyrand machte ihnen begreiflich, daß dies eine übel verſtandene Verdroſſenheit ſei, denn ſie ſeien nicht berufen, Zeugen der Aufopferung der ihm werthen Meinungen zu ſein, vielmehr ſollte zwiſchen ihnen und ihren Gegnern Gleichgewicht gehalten werden, als gute Bürger und einſichtsvolle Leute dürften ſie ſich nicht weigern, zu einer Verfaſſung mitzuwirken, in welcher man ſuchen würde, alle rechtmäßigen Intereſſen zu verſöhnen, und durch welche das

Schickſal ihres Vaterlandes auf lange Zeit feſtgeſtellt werden würde. Dieſe Einladung bewirkte, daß ſie ſich dem Parteieinfluß entzogen und ſich ſofort nach Paris begaben. Bonaparte nahm ſie mit Auszeichnung auf und ſagte ihnen, das, was er wünſche, müßten alle gemäßigten Leute wünſchen, denn er wolle die Verfaſſung, welche die Natur der Schweiz gegeben habe, d. h. die alte, mit Ausnahme der Ungleichheit zwiſchen Bürgern und Bürgern, Kanton und Kanton. Nachdem er ſich bemüht hatte, beſonders die Oligarchen zu beruhigen, weil gegen ſie eben die Gewalt angewandt worden war, beauftragte er vier Senatoren, Röderer, Barthélemy, Fouché und Desmeuniers die ſchweizer Abgeordneten zuſammenzurufen, ſich mit ihnen im Ganzen und im Einzelnen zu beſprechen und ſie ſo viel wie möglich auf vernünftige Anſichten zu bringen. Sich ſelber behielt er die Entſcheidung der Fragen vor, über welche es zu keinem Verſtändniß käme. Ehe dieſe Arbeit begonnen wurde, gab er den vornehmſten unter ihnen, welche von ihren Collegen dazu gewählt waren, Audienz. Er hielt an ſie eine Rede aus dem Stegreif, welche voll von tiefem Verſtand und originell in der Sprache war und augenblicklich aufgeſchrieben wurde*), um der Geſammtheit der Abgeordneten mitgetheilt zu werden. Er ſagte im Weſentlichen: Ihr müßt das bleiben, wozu die Natur euch gemacht hat, ein Verein

*) Dieſe Rede iſt von Verſchiedenen aufgemerkt worden. Von den mancherlei vorhandenen Auffaſſungen finden ſich zwei im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten. Ich habe ausgezogen, was allen gemeinſam iſt und mit den von Bonaparte über den Gegenſtand geſchriebenen Briefen übereinſtimmt.

kleiner verbündeter Staaten, verſchieden in Einrichtungen, wie im Boden, lediglich durch das weder läſtige noch koſtſpielige Band eines Bundes verknüpft. Es muß auch die ungerechte Herrſchaft einzelner Kantone über andere aufhören, es muß die Regierung der ariſtokratiſchen Bürgerſchaften aufhören, durch welche in den großen Städten eine Klaſſe der andern unterthan wird. Das ſind Barbareien des Mittelalters, welche Frankreich, berufen, euch eine Verfaſſung zu geben, in euren Geſetzen nicht dulden kann. Die wahre Gleichheit, welche den Ruhm der franzöſiſchen Revolution ausmacht, muß bei euch wie bei uns triumphiren; jedes Gebiet, jeder Bürger muß dem andern in Rechten und Pflichten gleich ſein. Wenn dieſe Dinge zugeſtanden ſind, müßt ihr, nicht die Ungleichheiten, ſondern die Verſchiedenheiten gelten laſſen, welche die Natur ſelber bei euch gegründet hat. Ich kann mir euch nicht denken unter einer gleichförmigen Centralverwaltung, wie Frankreich ſie hat. Ich laſſe mich nicht überreden, daß die Gebirgsleute, die Nachkommen von Wilhelm Tell, regiert werden könnten wie die reichen Bewohner von Bern und Zürich. Die erſteren müſſen die vollkommene Demokratie und eine Regierung ohne Abgaben haben; für die letzteren wäre die reine Demokratie ein Unſinn. Wozu eine Centralregierung? Um groß zu ſein? Die Größe ſteht euch nicht an, wenigſtens nicht die vom Ehrgeiz eurer Unitarier geträumte. Um groß dazuſtehen wie Frankreich, dazu iſt eine reich ausgeſtattete Centralregierung und ein ſtehendes Heer nöthig. Wollt, könnt ihr das alles bezahlen? Und was wollt ihr mit 15—20,000 Mann ſtehender Truppen machen neben Frankreich, welches 500,000, neben Oeſterreich,

welches 300,000, neben Preußen, welches 200,000 Soldaten hält? Ihr habt mit Glanz dageſtanden im 14. Jahrhundert gegen die Herzoge von Burgund, weil damals alle Reiche zerſtückelt waren. Heutzutage iſt Burgund nur ein Punkt in Frankreich. Ihr müßtet euch mit ganz Frankreich oder mit ganz Oeſterreich meſſen. Wenn ihr Luſt zu dieſer Art Größe hättet, wißt ihr, was ihr thun müßtet? Ihr müßtet Franzoſen werden, euch mit dem großen Volk verſchmelzen, an ſeinen Laſten Theil nehmen, um an ſeinen Vortheilen Theil zu nehmen. Aber ihr würdet nicht wollen und ich will es auch nicht. Das Intereſſe Europas gebietet andere Entſchlüſſe. Ihr habt eure beſondere Größe, die ſo gut iſt, wie eine andere. Ihr müßt ein neutrales Volk ſein, deſſen Neutralität von Jedermann geachtet wird, weil es Jedermann nöthigt, dieſelbe zu achten. Für ſich zu ſein, frei, unbeſiegbar und geachtet, das iſt eine ganz würdige Art zu ſein. Für dieſe Art paßt die Bundesverfaſſung beſſer. Dieſe hat weniger von der Einheit, welche wagt, und mehr von der Trägheit, welche widerſteht*). Sie wird nicht in einem Tag geſtürzt, wie eine Centralregierung, denn ſie hat ihren Sitz überall, in jedem Theil des Bundes. Eben ſo ſind die Milizen für euch beſſer als ein ſtehendes Heer. An dem Tag, wo die Alpen bedroht werden, müßt ihr alle Soldaten ſein. Dann iſt das ganze Volk das ſtehende Heer, und in euren Bergen ſind eure unerſchrockenen Schützen eine durch Geſinnung und Zahl achtbare Macht. Ihr dürft keine andere bezahlte und ſtändige

*) Oder auch nicht, wie 1814, wo die Verbündeten ohne Widerſtand durch die Schweiz kamen. Anm. d. Ueberſ.

Soldaten haben als diejenigen, welche zu euren Nachbarn gehen, um das Kriegshandwerk zu lernen und die Ueberlieferungen deſſelben zu euch zurückzubringen. Ein Bund, welcher jedem ſeine natürliche Unabhängigkeit, die Eigenthümlichkeit ſeiner Sitten und ſeines Bodens läßt und in ſeinen Bergen unüberwindlich iſt, der macht eure wahre Größe aus. Wenn ich nicht ein aufrichtiger Freund der Schweiz wäre, wenn ich daran dächte, ſie in Abhängigkeit von mir zu erhalten, dann würde ich eine irgendwo ſitzende Centralregierung wünſchen. Dieſer würde ich ſagen: Thut dies, thut das, oder in 24 Stunden gehe ich über die Gränze. Eine Bundesregierung entgeht dem, durch die Unmöglichkeit ſchnell zu antworten, durch ihre Langſamkeit. Indem ſie zwei Monate Zeit gewinnt, entgeht ſie jeder Anforderung von außen. Aber wenn ihr unabhängig bleiben wollt, dürft ihr nicht vergeſſen, daß ihr Freunde Frankreichs ſein müßt. Frankreichs Freundſchaft iſt euch nöthig. Ihr beſitzt ſie ſeit Jahrhunderten und ihr verdankt ihr eure Unabhängigkeit. Um keinen Preis darf die Schweiz ein Heerd von Ränken und verdeckten Feindſeligkeiten werden, etwa das für die Franche Comté und das Elſaß, was die Inſeln Jerſey und Guernſey für die Bretagne und die Vendée ſind. Sie darf das nicht um ihretwillen und um Frankreichs willen. Auch würd ich es nicht dulden. Ich ſpreche hier bloß von eurer allgemeinen Verfaſſung; weiter geht mein Wiſſen nicht. Ueber eure Kantonalverfaſſungen müßt ihr mich aufklären, daß ich eure Bedürfniſſe in dieſer Hinſicht kennen lerne. Ich werde euch anhören und ſuchen euch zufrieden zu ſtellen; jedenfalls aber werde ich aus euren Geſetzen die barbariſchen Ungerechtigkeiten der Vorzeit ent-

fernen. Im Ganzen vergeßt nicht, daß ihr eine gerechte, eines aufgeklärten Jahrhunderts würdige, der Natur eures Landes angemeſſene, einfache und vornehmlich wohlfeile Regierungsform bedürft. So beſchaffen wird ſie dauern, und ich will, daß ſie dauere. Denn wenn die Regierungsform, welche wir gründen wollen, zuſammenſtürzte, dann würde Europa entweder ſagen, ich hätte es ſo gewollt, um mich der Schweiz zu bemächtigen, oder, ich hätte es nicht beſſer zu machen verſtanden. Ich will aber Europa eben ſo wenig an meiner Aufrichtigkeit wie an meinem Verſtand zweifeln laſſen.

Dies war genau der Sinn der Worte Bonapartes, die wir nur inſoweit verändert haben, daß wir ſie kürzer zuſammenfaſſen. Kräftiger, richtiger und ſtolzer ließ ſich nicht denken. Sofort ward Hand ans Werk gelegt. Die Bundesverfaſſung ward in der Verſammlung aller ſchweizeriſchen Abgeſandten erörtert. Die Kantonalverfaſſungen wurden mit den betreffenden Abgeordneten jedes Kantons vorläufig verabredet und in der allgemeinen Verſammlung revidirt. Wenn die Leidenſchaften beruhigt ſind und der geſunde Verſtand überwiegt, dann iſt die Verfaſſung eines Volks leicht zu machen, denn es gilt, einige richtige Gedanken niederzuſchreiben, die ſich in Jedermanns Kopf vorfinden. Die Leidenſchaften der Schweizer waren bei weitem noch nicht ganz geſtillt, aber ihre Abgeordneten zu Paris waren ſchon ruhiger. Die Verſetzung an einen andern Ort, die Anweſenheit einer höheren, wohlwollenden, einſichtsvollen Macht hatte ihre Stimmung ſchon merklich verändert. Und dieſe Macht war da, um ihnen die richtigen, nicht ſehr mannigfaltigen Gedanken aufzunöthigen,

welche allein übrig bleiben müſſen, wenn die Stürme der Leidenſchaften ſich gelegt haben. Man beſchränkte ſich auf folgende Beſtimmungen.

Die Chimäre der Unitarier wurde beſeitigt. Es ward beſtimmt, daß jeder Kanton ſeine Verfaſſung, bürgerliche Geſetzgebung, gerichtliche Formen und ſein Abgabenſyſtem für ſich haben ſollte. Die Kantone ſollten bloß für allgemeine Bundesangelegenheiten vereint ſein, beſonders für die Verhältniſſe zu den anderen Staaten. Repräſentirt ſollte der Bund ſein durch eine Tagſatzung, die aus je einem Abgeordneten für jeden Kanton beſtände. Jeder Abgeordnete ſollte je nach Maßgabe der von ihm repräſentirten Bevölkerung eine oder zwei Stimmen haben. Den Repräſentanten von Bern, Zürch, Waadt, St. Gallen, Aargau und Graubünden, deren Bevölkerung über hunderttauſend Seelen betrug, waren je zwei Stimmen bewilligt, den andern nur je eine. Die Tagſatzung zählte ſo fünfundzwanzig Stimmen. Sie war berufen, jedes Jahr einen Monat zu ſitzen und zwar abwechſelnd in Freiburg, Bern, Solothurn, Baſel, Zürch, Luzern. Der Kanton, in welchem die Tagſatzung ſaß, war für das betreffende Jahr Vorort. Der oberſte Beamte (Schultheiß oder Bürgermeiſter) dieſes Kantons war für daſſelbe Jahr Landammann der Schweiz. Er empfing die fremden Geſandten, beglaubigte die ſchweizeriſchen Geſandten, rief die Miliz zuſammen, kurz er hatte die ausübende Gewalt des Bundes. Die Schweiz ſollte im Dienſt des Bundes ein ſtehendes Heer von 15,000 Mann haben, welches jährlich 490,500 Fr. koſtete. Die Umlage der Beiträge an Mannſchaft und Geld auf die Kantone war nach Maßgabe ihrer Bevölkerung und ihres Reich=

thums durch die Verfaſſung feſtgeſetzt. Jeder Schweizer war mit dem 16. Jahr kriegsdienſtpflichtiges Mitglied der Miliz und konnte im Nothfall zur Vertheidigung der Unabhängigkeit Helvetiens aufgerufen werden. Die Eidgenoſſenſchaft hatte durchgängig einerlei Münze. Sie hatte nur an der Bundesgränze Waarenzölle, deren Sätze von der Tagſatzung genehmigt ſein mußten. Jeder Kanton kaſſirte zu ſeinem Vortheil ein, was er an ſeiner Gränze einnahm. Die mittelalterlichen Wegzölle wurden abgeſchafft; nur ſo viel ward von ihnen beibehalten, als zur Erhaltung der Land- und Waſſerſtraßen nöthig war. Ein Kanton, der einem Beſchluß der Tagſatzung zuwiderhandelte, konnte vor ein Gericht gezogen werden, welches aus den Präſidenten der Kriminalgerichte der andern Kantone beſtand.

Soweit die ziemlich beſchränkten Befugniſſe der Centralregierung. Alle übrigen Befugniſſe der Obergewalt, ſo weit ſie nicht in der Bundesakte ausgeſprochen waren, verblieben den Kantonen. Es wurden 19 Kantone gebildet und alle ſo lange beſtrittenen Gebietsfragen zwiſchen den ehemaligen unabhängen und unterworfenen Landſchaften wurden zu Gunſten der letzteren entſchieden. Waadt, Aargau, Thurgau und Teſſin, von den andern Kantonen unterworfen, blieben unabhängig. Glarus und Appenzell wurden der unbequemen Größe, mit der man ſie beladen hatte, entledigt. Aus dem von ihnen und von Schwyz wieder Weggenommenen ward der Kanton St. Gallen gebildet. Nur Schwyz behielt einigen Zuwachs. So erhielt die Eidgenoſſenſchaft ihre jetzigen Beſtandtheile, mit Ausnahme von Genf, damals ein franzöſiſches Departement, Wallis, welches ſelbſtändig und Neuenburg, welches preußiſch war. Die jedem der

19 Kantone gegebene Verfaſſung war der uralten nachgebildet, jedoch alles Ariſtokratiſche und Mittelalterliche beſeitigt. In den kleinen demokratiſchen Kantonen Appenzell, Glarus, Schwyz, Uri, Unterwalden wurden die Landsgemeinden wiederhergeſtellt, d. h. die jährlichen Verſammlungen aller 21 Jahr alten Landleute zur Entſcheidungen über die Landesangelegenheiten und zur Wahl des Landammanns. In Bern, Zürch, Baſel und ähnlichen Kantonen ward die Herrſchaft der Bürgerſchaften wiederhergeſtellt, aber unter der Bedingung, daß ihre Reihen ſtets offen blieben. Wer zu Bern ein Eigenthum von 1000 Fr, zu Zürch von 500 Fr. hatte, war Mitglied der regierenden Bürgerſchaft und zu allen Aemtern befähigt. In eben dieſen Kantonen ſollte wie früher ein großer Rath ſein, der die Geſetze machte, ein kleiner Rath, der über ihre Vollziehung wachte und ein Schultheiß oder Bürgermeiſter, der die Vollziehung beſorgte. In den Kantonen, wo die Natur beſondere Abtheilungen in der Verwaltung veranlaßt hatte, wie die inneren und äußeren Rhoden in Appenzell, die Bünde in Rhätien, wurden dieſe Abtheilungen aufrecht erhalten. Mit einem Wort: es war die alte Schweizerverfaſſung, verbeſſert nach den Grundſätzen der Gerechtigkeit und nach den beſſeren Einſichten der Zeit, die alte Eidgenoſſenſchaft, erweitert durch die zu Kantonen erhobenen unterworfenen Länder, bei der reinen Demokratie erhalten da, wo die Natur es wollte, und bei der Herrſchaft der Bürgerſchaften (jedoch nicht mehr ausſchließlicher) da, wo dieſe Form von der Natur geboten war. Bei dieſem weiſen und gerechten Werk gewann und verlor jede Partei etwas. Gewonnen wurde das Billige, verloren das Unbillige, was jede

Partei wünſchte. Die Unitarier ſahen ihren Traum von durchgängiger Einheit und Demokratie ſchwinden, gewannen aber die Befreiung der unterworfenen Landſchaften und die Oeffnung der Reihen der Bürgerſchaft in den oligarchiſchen Kantonen. Die Oligarchen ſahen ihre Herrſchaft über unterworfene Länder, wie Aargau, Waadt u. ſ. w. und das Patriciat ſchwinden, aber ſie erlangten den Wegfall der Centralregierung und die Anerkennung der Eigenthumsrechte in den reichen Städten Zürch, Baſel und Bern.

Indeß das Werk wäre unvollſtändig geblieben, wenn mit Feſtſtellung der Einrichtungen nicht zugleich die Wahl der zur Handhabung derſelben berufenen Perſonen ſtattgefunden hätte. Als Bonaparte im Jahr VIII die franzöſiſche, im Jahr X die italieniſche Konſtitution gab, hatte er zugleich die Männer zur Bekleidung der wichtigſten durch die Verfaſſung geſchaffenen Stellen ernannt. Das war weiſe, denn wenn ein lange Zeit aufgeregt geweſenes Land zur Ruhe gebracht werden ſoll, kommt es nicht weniger auf die Menſchen wie auf die Dinge an. Die gewöhnliche Neigung Bonapartes war, jedem Ding ſofort ſeine Stelle anzuweiſen. In Frankreich hätte er gleich von Anfang die höheren Klaſſen der Geſellſchaft wieder zur Gewalt berufen mögen (jedoch ohne die durch Verdienſt emporgekommenen Leute zu ſtürzen, vielmehr allen Würdigen die Möglichkeit zum Emporkommen laſſend), wofern er es gekonnt hätte. Aber er hatte es nicht einmal verſucht, weil die alte franzöſiſche Ariſtokratie ausgewandert oder, wenn kürzlich zurückgekommen, durch die Auswanderung dem Land und den Geſchäften fremd geworden war. Und zudem war er genöthigt, ſeinen Stützpunkt in Frankreich ſel-

der, in einer der das Land ſpaltenden Parteien zu ſuchen, und natürlich wählte er ihn in der revolutionären Partei. In Frankreich alſo war er, damals wenigſtens, ausſchließlich von Revolutionsmännern umgeben. In der Schweiz hatte er freiere Hand. Er brauchte ſich auf keine Partei zu ſtützen, denn er wirkte von außen her, vom Gipfel der franzöſiſchen Macht; auch hatte er mit keiner ausgewanderten Ariſtokratie zu ſchaffen. Er folgte alſo unbedenklich ſeinen Neigungen und berief zu gleichen Theilen die Anhänger des alten und die des neuen Zuſtandes an die Gewalt. Zu Paris ernannte Kommiſſionen ſollten in jeden Kanton gehen, die Kantonalverfaſſung hinbringen und die zu Mitgliedern der neuen Behörden beſtimmten Perſonen auswählen. Bonaparte ſorgte dafür, daß in jede Behörde gleichviel Revolutionäre und Oligarchen kamen. Zum erſtmaligen Landammann der Schweiz wählte er Affry, den ausgezeichnetſten und am meiſten gemäßigten Mann der oligarchiſchen Partei. Affry war ein beſonnener, feſter Mann, der früher in franzöſiſchen Kriegsdienſten geſtanden hatte. Seine Heimat Freiburg, damals der ruhigſte Kanton, war mit ſeiner Ernennung als erſtmaliger Vorort bezeichnet. Nachdem Bonaparte durch ſein Einſchreiten Europa getrotzt hatte, durfte er nicht noch die peinlichen Eindrücke dadurch vermehren, daß er die Demagogen mit ihren unruhigen Häuptern in der Schweiz einſetzte. Eben ſo wenig durfte er ſelber die Präſidentſchaft übernehmen, wie in Italien. Die Schweiz durch eine weiſe Reform beruhigen, den Feinden Frankreichs entreißen und doch unabhängig und neutral laſſen, das war die Aufgabe, die er in wenigen Tagen mit Muth und Klugheit löſte.

Als das ſchöne Werk, welches unter dem Namen Mediationsakte der Schweiz den längſten Zeitraum von Ruhe und guter Regierung verſchafft hat, den es ſeit 50 Jahren genoſſen, als dies Werk vollendet war, rief Bonaparte die Abgeordneten der Schweizer in Paris zuſammen und übergab es ihnen in Gegenwart der vier Senatoren, welche die Arbeit geleitet hatten. In einer kurzen Anrede empfahl er ihnen Mäßigung und Unparteilichkeit, kurz das von ihm in Frankreich eingehaltene Benehmen, und ſchickte ſie dann in ihr Vaterland zurück, um an die Stelle der ohnmächtigen proviſoriſchen Regierung Dolders eine andere zu ſetzen. An Erſtaunen, an getäuſchten und unzufriedenen Leidenſchaften fehlte es in der Schweiz nicht, aber die Maſſen, welche nur für das wahrhaft Gute Sinn haben, waren unterwürfig und dankbar, zumal in den kleinen Kantonen, welche, obwohl beſiegt, nicht als Beſiegte behandelt wurden. Reding und die Seinen wurden freigelaſſen. In Europa herrſchte Ueberraſchung und Bewunderung wegen des ſchnellen Gangs und der Billigkeit dieſer Vermittlung. Dies war eine neue Handlung moraliſcher Macht gleich denen, die er in Deutſchland und in Italien vollzogen, aber mit größerer Geſchicklichkeit ausgeführt und wo möglich noch verdienſtlicher. Denn es lag darin zugleich Trotz und Achtung gegen Europa — Trotz, ſo weit es Frankreich Beſtes erheiſchte, Achtung vor Europas rechtmäßigen Anſprüchen auf Wahrung der Unabhängigkeit und Neutralität der Schweiz. Rußland wünſchte dem Erſten Conſul Glück, daß er eine ſo ſchwierige Angelegenheit zu ſchnellem und gutem Ende geführt habe. Das preußiſche Kabinet gab ihm durch Haugwitz ſeine wärmſte Billigung zu erkennen.

England war außer Faſſung, wie wenn es den Grund zu einer laut erhobenen Beſchwerde verloren hätte.

Das von Addington und Hawkesbury ſo ſehr gefürchtete Parlament hatte mit lebhaften Streitreden die Zeit hingebracht, welche Bonaparte benutzte, der Schweiz eine Verfaſſung zu geben. Dieſe Streitreden waren glanzvoll und beſonders dann bewunderungswürdig geweſen, wenn Fox die Stimme der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit gegen die glühende Eiferſucht ſeiner Landsleute erhob. Dieſe Reden hatten zwar die Schwäche des Miniſteriums Addington enthüllt, allein ſie hatten auch ſo ſehr die Heftigkeit der Kriegspartei an den Tag gebracht, daß dieſe Partei etwas von ihrem Gewicht verlor und die Partei Addingtons ein wenig verſtärkt wurde, mithin der Frieden einige ſeiner verlornen Ausſichten wieder gewann. Das Thema jener Streitreden war die am 23. November gehaltene Thronrede. Der König hatte geſagt: „In meinen Beziehungen zu den auswärtigen Mächten bin ich bis jetzt von dem aufrichtigen Wunſch, den Frieden zu befeſtigen, geleitet worden. Indeß iſt es mir unmöglich, einen Augenblick die weiſe uralte Politik aus den Augen zu verlieren, welche unſere eignen Intereſſen innig mit den Intereſſen anderer Nationen verknüpft. Ich kann alſo bei keiner Veränderung ihrer Macht oder Stellung gleichgültig bleiben. Mein Verhalten wird ſich unwandelbar die gehörige Würdigung der vorhandenen Lage Europas und eine wachſame Sorgfalt für das dauernde Wohl meines Volks zur Richtſchnur nehmen. Sie werden ohne Zweifel mit mir einverſtanden ſein, daß unſere Pflicht erheiſcht, Maßregeln zu ergreifen, die geeignet ſind, meinen Unterthanen Hoffnung auf Erhaltung der

Vortheile des Friedens zu gewähren.“ An dieſe Rede, welche die neue Stellung des engliſchen Kabinets gegen Frankreich bezeichnete, knüpfte ſich das Begehren von Geldbewilligungen, um den Stand der Seemacht im Frieden auf 50,000 Matroſen zu bringen. (Addington hatte ihn früher nur auf 30,000 berechnet). Die Miniſter fügten hinzu, erforderlichen Falls würden in weniger als einem Monat fünfzig Linienſchiffe aus den engliſchen Häfen auslaufen können.

Die Erörterung war lang und ſtürmiſch. Sie zeigte dem Miniſterium, daß es mit der Nachgiebigkeit gegen die Partei Grenvilles und Windhams wenig gewonnen hatte. Pitt hielt ſich abweſend. Seine Freunde übernahmen für ihn die heftige Rolle, die er verſchmähte. „Wie?“ riefen Grenville und Canning: „das Miniſterium hat endlich wahrgenommen, daß wir Intereſſen auf dem Feſtland haben, daß die Sorge für dieſe Intereſſen ein Hauptſtück der engliſchen Politik iſt, und daß dieſelben ſeit dem falſchen Frieden mit Frankreich ſtets aufgeopfert worden ſind? Alſo erſt der Einfall in die Schweiz hat dem Miniſterium die Augen geöffnet und es ſehen laſſen, daß wir vom Feſtland ausgeſchloſſen ſind, daß unſere Verbündeten dem unerſättlichen Ehrgeiz der angeblichen franzöſiſchen Republik aufgeopfert werden, welche nur darum aufgehört hat, die europäiſche Geſellſchaft mit einem demagogiſchen Umſturz zu bedrohen, um ihr das Schreckbild einer abſcheulichen Militärtyrannei zu zeigen!? Waren denn eure Augen dem Licht verſchloſſen, während ihr die Präliminarien, während ihr den Frieden unterhandeltet, während des Anfangs der Ausführung dieſes Vertrags? Kaum hattet ihr die Präliminarien unterzeichnet, ſo bemächtigte ſich

unſer ewiger Feind offen der italieniſchen Republik unter dem Schein, ſich die Präſidentſchaft übertragen zu laſſen, ſprach ſich Toskana zu unter dem Schein, es einem ſpaniſchen Infanten zu geben, und nahm für dies falſche Zugeſtändniß Louiſiana, den ſchönſten Theil des amerikaniſchen Feſtlandes. Das that er offen am Tag nach den Präliminarien, während ihr beſchäftigt waret, den Frieden in Amiens zu unterhandeln, und es fiel euch nicht in die Augen! Kaum hattet ihr den ſchließlichen Vertrag unterzeichnet, das Wachs, mit welchem ihr demſelben das Wappen Englands aufgedrückt hattet, war noch nicht erkaltet, und ſchon enthüllte unſer unermüdlicher Feind die Abſichten, welche er euch geſchickt verborgen hatte, vereinigte Piemont mit Frankreich und entthronte den ehrenwerthen König von Sardinien, den ſtandhaften Verbündeten Englands in zehnjährigem Kampf, der von den Truppen Bonapartes in ſeiner Hauptſtadt bedrängt, die Kapitulation, durch welche allein er ſich retten konnte, nicht unterzeichnen wollte, weil ſie die Verbindlichkeit enthielt, England den Krieg zu erklären! Als Portugal, als ſelbſt Neapel uns ihre Häfen verſchloſſen, hat der König von Sardinien uns die ſeinigen offen erhalten, und er iſt unterlegen, weil er ſie uns ſtets offen laſſen wollte! Im März war der Friede abgeſchloſſen, im Juni war Piemont Frankreich einverleibt und im Auguſt machte die Conſularregierung ohne Umſtände Europa die Anzeige, daß die deutſche Reichsverfaſſung aufgehört habe. Alle deutſchen Staaten wurden durch einander geworfen und vertheilt wie Looſe, welche Frankreich nach Belieben dieſem oder jenem zufallen ließ. Die einzige Macht, auf deren Stärke und Standhaftigkeit zur Zügelung des Ehrgeizes unſeres

Feindes wir rechnen durften, Oeſterreich, ward ſo geſchwächt und gedemüthigt, daß wir nicht wiſſen, ob es je im Stand ſein wird, ſich wieder zu erheben! Und der Erbſtatthalter, den ihr verſprochen hattet nach Maßgabe ſeines Verluſtes entſchädigen zu laſſen, er iſt auf eine für ihn und für euch, die ihr Beſchützer des Hauſes Oranien ſein wolltet, ſchmähliche Weiſe behandelt worden. Dies Haus erhält für die Erbſtatthalterſchaft ein ärmliches Bisthum, etwa wie das Haus Hannover, welches ſchmählich ſeines Erbeigenthums beraubt iſt. Man hat oft geſagt“ (rief Grenville) „England habe um Hannovers willen gelitten, dies Mal wird man es nicht ſagen; dies Mal hat Hannover um Englands willen gelitten. Weil der Kurfürſt von Hannover König von England iſt, hat man ihn ſeines alten Erbtheils beraubt. Man hat nicht einmal die unter Mächten gleichen Ranges üblichen Höflichkeiten beobachtet, man hat eurem König nicht mitgetheilt, daß Deutſchland, die Heimath ſeiner Väter, das Reich, deſſen Mitglied er iſt, das größte auf dem Feſtland, in Grund und Boden umgeſtürzt werden ſollte. Euer König hat nichts weiter davon erfahren, als was er aus einer Botſchaft des Miniſters Talleyrand an den erhaltenden Senat entnehmen konnte! Deutſchland gehört alſo nicht zu den Ländern, deren Lage für England von Wichtigkeit iſt! Wäre es anders, ſo würden die Miniſter, welche uns durch den Mund Sr. Majeſtät ſagen, daß ſie nicht gegen jede merkliche Veränderung in Europa gleichgültig bleiben werden, bei dieſem Anlaß aus ihrer Erſtarrung herausgetreten ſein. Endlich iſt in den letzten Tagen auch Parma aus der Reihe der unabhängigen Staaten verſchwunden. Parma iſt ein Gebiet ge-

worden, über welches der Erſte Conſul der franzöſiſchen Republik nach Belieben verfügen kann. Alles das iſt unter euren Augen faſt ohne Unterbrechung vorgegangen. Kein Monat von den vierzehn ſeit dem verderblichen Frieden verfloſſenen iſt hingegangen, ohne durch den Sturz eines mit England verbündeten oder befreundeten Staates bezeichnet zu ſein. Ihr habt nichts wahrgenommen, und plötzlich wacht ihr auf. Warum? wem zu Gunſten? Zu Gunſten der wackeren Schweizer, die allerdings des ganzen Mitgefühls von England würdig, aber doch nicht wichtiger für es ſind, als Piemont, die Lombardei und Deutſchland. Und was habt ihr da ungewöhnlicheres und ſchädlicheres entdeckt als Alles, was ſeit 14 Monaten geſchehen iſt? Nichts zog eure Aufmerkſamkeit auf das Feſtland, weder Piemont, noch die Lombardei, noch Deutſchland? Die Schweizer allein bringen euch auf den Gedanken, daß England nicht unbekümmert bleiben darf um das Gleichgewicht der europäiſchen Mächte. Ihr ſeid," ſagte Canning, „die unfähigſten Menſchen geweſen, denn indem ihr für die Schweiz Einſpruch erhobt, habt ihr England lächerlich gemacht und es der Verachtung unſeres Feindes ausgeſetzt. Zu Conſtanz befand ſich ein weltbekannter engliſcher Agent; könntet ihr uns ſagen, was er gethan, welche Rolle er geſpielt hat? Es iſt notoriſch, daß ihr bei dem Erſten Conſul der franzöſiſchen Republik Einſprüche zu Gunſten der Schweiz erhoben habt; könntet ihr uns ſagen, was er euch geantwortet hat? So viel wiſſen wir, daß ſeit euren Einſprüchen die Schweizer vor den franzöſiſchen Truppen die Waffen geſtreckt haben, und daß die Abgeordneten aller Kantone, zu Paris vereinigt, vom Erſten Conſul Geſetze empfangen. Ihr thut

alſo im Namen Großbritanniens Einſpruch, ohne zu verlangen, daß man euch höre. Ihr hättet beſſer gethan zu ſchweigen, wie ihr es gethan habt, da Piemont verſchwand und Deutſchland umgeſtürzt wurde, als Einſprüche zu thun, auf welche nicht geachtet wird. Uebrigens konnte ſolche Mißachtung nicht ausbleiben, wenn man eben ſo unbeſonnen ſprach, wie man geſchwiegen hatte, wenn man ſprach, ohne ſeine Mittel vorbereitet zu haben, ohne eine Flotte, ein Heer, einen Bundesgenoſſen zu haben. Entweder muß man ſchweigen oder die Stimme erheben mit der Gewißheit gehört zu werden. Das iſt keine Art, ſo die Würde einer großen Nation dem Zufall preis zu geben. Ihr verlangt Geld von uns. Was wollt ihr damit machen? Für den Frieden iſt es zu viel, für den Krieg zu wenig. Wir wollen es euch jedoch geben, aber unter der Bedingung, daß ihr die Sorge für die Verwendung dem Manne laßt, an deſſen Stelle ihr getreten ſeid und der allein England aus der Kriſis retten kann, in die ihr es unbedachtſamer Weiſe geſtürzt habt."

Die engliſchen Miniſter ernteten alſo für ihre Nachgiebigkeit gegen die Kriegspartei ſchlechten Dank, denn man warf ihnen ſogar ihre Einſprüche zu Gunſten der Schweiz vor. Und man muß geſtehen, gerade das war das einzige Gegründete in den Vorwürfen ihrer Gegner. Ihr Benehmen in dieſer Beziehung war kindiſch geweſen. Unter den Deklamationen hatte jedoch Grenville etwas bedenkliches und, beſonders im Mund eines ehemaligen Miniſters des Auswärtigen, ſeltſames geäußert. Indem er den Miniſtern Addington und Hawkesbury vorwarf, die Flotte entwaffnet, das Heer verabſchiedet, Egypten und das Kap geräumt zu haben, lobte er ſie

über einen Punkt, nämlich daß ſie noch nicht die engliſchen Truppen von Malta weggezogen hätten. „Aus Nachläſſigkeit und Leichtſinn habt ihr es unterlaſſen,“ rief er. „Glückliche Nachläſſigkeit! einziges Ding, was wir an euch loben können! Aber wir hoffen, ihr werdet dies letzte Pfand nicht entſchlüpfen laſſen, welches durch Zufall in unſern Händen geblieben iſt, und es behalten als Entſchädigung für alle Verletzungen der Verträge, die unſer unerſättlicher Feind ſich hat zu Schulden kommen laſſen.“ — Kecker konnte man den Vertragsbruch nicht ankündigen.

Unter dieſem Getobe ließ der beredte Fox Worte der Vernunft, der Mäßigung und der Nationalehre im wahren Sinn des Worts vernehmen. Zu der Oppoſition unter Grenville und Canning ſagte er: „Ich habe wenig Verbindung mit den Mitgliedern des Kabinets und bin nicht eben gewohnt, die Miniſter Sr. Majeſtät zu vertheidigen. Aber ich ſtaune über das, was ich höre, ich ſtaune beſonders, wenn ich bedenke, wer es ſagt. Ich bin gewiß mehr als irgend einer der ehrenwerthen Freunde und Kollegen des Herrn Pitt betrübt über die Größe Frankreichs, welches ſich von Tag zu Tag mehr in Europa und Amerika ausbreitet. Ich bin betrübt darüber, ohne gleich den ehrenwerthen Mitgliedern gegen die franzöſiſche Republik eingenommen zu ſein. Aber wann iſt die außerordentliche Größe, die euch überraſcht und erſchreckt, zum Vorſchein gekommen? Iſt es unter dem Miniſterium der Herren Addington und Hawkesbury, oder unter dem der Herren Pitt und Grenville geſchehen? Hatte nicht unter dem Miniſterium der Herren Pitt und Grenville Frankreich die Rheingränze erworben, Holland, die Schweiz und Italien bis Neapel überzogen? Hatte

es darum ſo weit ſeine Arme ausgebreitet, weil man ihm nicht widerſtanden, weil man ſein Vordringen feig geduldet hatte? Ich denke, nein, denn die Herren Pitt und Grenville hatten die furchtbarſte Coalition geſtiftet, um dies um ſich greifende Frankreich zu erſticken. Sie belagerten Valenciennes und Dünkirchen und hatten ſchon den erſteren Platz für Oeſterreich, den letzteren für England beſtimmt. Frankreich, dem man vorwirft, ſich mit Gewalt in Anderer Angelegenheiten zu miſchen, Frankreich wollte man damals überziehen, um ihm eine Regierungsform aufzunöthigen, die es nicht wollte, um bei ihm die Familie Bourbon auf den Thron zu ſetzen, deren Joch es zurückſtieß. Und Frankreich hat ſich erhoben in einer Weiſe, deren die Geſchichte ſtets zum Vorbild für ähnliche Fälle gedenken wird, und hat den andringenden Feind zurückgeworfen. Man hat ihm nicht Valenciennes und Dünkirchen genommen, man hat ihm nicht Geſetze vorgeſchrieben, ſondern es ſelber hat Andern Geſetze vorgeſchrieben. Und wir, obwohl der Sache Großbritanniens ſehr ergeben, haben uns unwillkürlich zur Theilnahme fortgeriſſen gefühlt für dieſen edlen Aufſchwung der Freiheits- und Vaterlandsliebe. Deß haben wir kein Hehl. Gaben nicht unſere Väter dem Widerſtand Hollands gegen die Tyrannei der Spanier ihren Beifall? Hat nicht Altengland jeder edeln Regung bei andern Völkern Beifall gezollt? Ihr, die ihr heute über die Größe Frankreichs klagt, habt ihr nicht ſeinen Siegeslauf veranlaßt? Habt nicht ihr, indem ihr Valenciennes und Dünkirchen nehmen wolltet, es dazu gebracht, Belgien zu nehmen? Habt nicht ihr, indem ihr ihm Geſetze vorſchreiben wolltet, es dazu gebracht, der Hälfte des Welttheils Geſetze zu geben? Ihr ſprecht von Ita-

lien. War es nicht in den Händen der Franzoſen, als ihr unterhandeltet? Wußtet ihr es nicht? War dies nicht eine eurer Kümmerniſſe? Hat dieſer Umſtand die Unterzeichnung des Friedens verhindert? Ihr Amtsgenoſſen Pitts, die ihr damals wußtet, wie nothwendig dieſer Friede geworden war durch die Leiden eines zehnjährigen Kriegs, wie unentbehrlich zur Linderung der Uebel, die euer Werk waren, ihr waret es zufrieden, daß die jetzigen Miniſter ihn für euch unterzeichneten. Warum habt ihr euch nicht damals widerſetzt? Und wenn ihr es nicht gethan habt, warum wollt ihr heute nicht leiden, daß ſie die Bedingungen deſſelben erfüllen? Der Herrſcher von Piemont geht euch ſehr nahe; es ſei. Aber Oeſterreich, deſſen Bundesgenoſſe er bei weitem mehr war, als der eurige, hatte ihn im Stich gelaſſen. Es hatte ihn nicht einmal in den Unterhandlungen erwähnen wollen, aus Beſorgniß, die ihm gewährte Entſchädigung möchte den Antheil verkürzen, den es mit Venedig für ſich verlangte. Soll England Anſpruch darauf machen, die Unabhängigkeit Italiens beſſer zu behaupten, als Oeſterreich? Ihr ſprecht von dem umgeſtürzten Deutſchland. Aber was hat man in Deutſchland gethan? Man hat die geiſtlichen Länder ſeculariſirt, um die weltlichen Fürſten zu entſchädigen, kraft eines förmlichen Artikels des Vertrags von Lüneville, der neun Monate vor den Präliminarien von London, über ein Jahr vor dem Frieden von Amiens unterzeichnet worden iſt — unterzeichnet zu welcher Zeit? Während die Herren Pitt und Grenville in England Miniſter waren. Als die Herren Addington und Hawkesbury ins Miniſterium kamen, war die angebliche Theilung Deutſchlands ausgemacht, verſprochen, beſchloſſen

vor den Augen und mit Wiſſen von ganz Europa. Deutſchland, ſagt ihr, iſt umgeſtürzt. So beklagt euch denn auch über Rußland, welches dieſen Umſturz gemeinſam mit Frankreich bewerkſtelligt hat. Ihr ſagt, der Kurfürſt von Hannover ſei, weil er zu ſeinem Unglück König von England iſt, übel weggekommen. Ich habe nicht gehört, daß er mit ſeinem Antheil unzufrieden iſt; er hat nichts verloren und ein fettes Biſthum gewonnen. Uebrigens vermuthe ich, die, welche ſo lebhafte Theilnahme für den Kurfürſten von Hannover bezeugen und ſo viel Sorge für ihn an den Tag legen, möchten durch ihn das Vertrauen des Königs von England zu gewinnen und ſich in ſeinen Rath zu arbeiten ſuchen. Ohne Zweifel iſt Frankreich groß und größer, als es ein guter Engländer wünſchen darf. Aber ſeine Größe, deren Urheber die vorigen engliſchen Miniſter ſind, haben wir vor den Londoner Präliminarien, vor den Unterhandlungen zu Amiens gekannt. Sie darf kein Grund ſein, feierliche Verträge zu verletzen. Wachet über die Vollziehung dieſer Verträge. Werden ſie verletzt, ſo beruft euch auf das gegebene Wort; das iſt euer Recht und eure Pflicht. Aber darum, weil Frankreich uns heut zu groß ſchiene, größer als wir anfangs gedacht, darum eine feierliche Verpflichtung brechen, etwa Malta behalten, das wäre eine unwürdige Treuloſigkeit, welche die britiſche Ehre bloßſtellte. Wenn wirklich die Bedingungen des Friedens von Amiens nicht erfüllt worden ſind und bis ſie es ſind, können wir Malta behalten, aber keinen Augenblick länger. Ich hoffe, unſere Miniſter werden nicht von ſich ſagen laſſen, was man von den franzöſiſchen Miniſtern nach den Verträgen von Aachen, von Paris

und von Verſailles ſagte, ſie hätten dieſelben unterzeichnet mit dem geheimen Gedanken, ſie bei erſter Gelegenheit zu verletzen. Deſſen halte ich die Herren Addington und Hawkesbury unfähig. Dies wäre ein Flecken auf der Ehre Großbritanniens. Dieſe ewigen Ausfälle gegen die Größe Frankreichs, dieſe Befürchtungen, welche man zu erregen ſucht, dienen nur dazu, Unruhe und Haß zwiſchen zwei großen Völkern zu erhalten. Ich bin gewiß, wenn zu Paris eine Verſammlung wäre, wie die, welche hier die Angelegenheiten erörtert, man würde dort von der engliſchen Seemacht und ihrer Herrſchaft über die Meere ſprechen, wie man hier von den franzöſiſchen Heeren und ihrer Herrſchaft über das Feſtland ſpricht. Ich begreife einen edlen Wetteifer zwiſchen zwei mächtigen Nationen; aber an den Krieg denken und ihn vorſchlagen, weil die eine Nation groß wird und gedeiht, das wäre unſinnig und unmenſchlich. Wenn man euch ankündigte, der Erſte Conſul grabe einen Kanal, um das Meer von Dieppe nach Paris zu leiten, ſo gibt es Perſonen, welche es glauben und euch den Krieg vorſchlagen würden. Man ſpricht von den franzöſiſchen Fabriken und ihren Fortſchritten. Ich habe dieſe Fabriken geſehen und bewundert; aber wenn ich meine Meinung ſagen ſoll, ſo erkläre ich, ich fürchte ſie nicht mehr als die franzöſiſche Seemacht. Ich bin überzeugt, die engliſchen Fabriken werden die Oberhand behalten, wenn es zu einem Wettkampf kommt zwiſchen ihnen und den franzöſiſchen. Laſſe man ſie denn ihre beiderſeitigen Kräfte verſuchen, aber zu Mancheſter und zu St. Quentin. Dort iſt der Kampfplatz eröffnet, dort iſt die Bahn, auf welcher beide Nationen ſich zu meſſen haben. Krieg zu führen,

um den Sieg der einen über die anderen zu ſichern, wäre barbariſch. Man wirft den Franzoſen vor, ſie verbieten die Zufuhr unſerer Erzeugniſſe in ihren Häfen. Aber iſt das ein Recht, deſſen Ausübung ihr verhindern könnt? Euch, die ihr klagt, frage ich, gibt es eine Nation, welche ihre Verbote weiter treibt, als ihr? Ein Theil unſeres Handels iſt gedrückt. Das iſt möglich. Aber das hat man zu allen Zeiten erlebt, nach dem Frieden von 1763 und nach dem Frieden von 1782. Damals gab es Gewerbszweige, die durch den Krieg unnatürlich entwickelt waren, die beim Frieden in engere Gränzen zurücktreten mußten, während dagegen andere größeren Aufſchwung nahmen. Was iſt dagegen zu machen? Sollen wir denn der Habſucht unſerer Kaufleute zu Gefallen das engliſche Blut in Strömen vergießen? Meine Wahl iſt getroffen. Wenn tollen Leidenſchaften zu Gefallen Tauſende von Menſchen geopfert werden ſollen, ſo wende ich mich den Thorheiten des Alterthums zu. Ich will lieber, daß das Blut fließe für die romanhaften Unternehmungen eines Alexander, als für die plumpe Gier einiger goldhungrigen Kaufleute."

Dieſe herrlichen Worte, in welchen die aufrichtigſte Vaterlandsliebe der Menſchlichkeit nicht Eintrag that (denn beide Gefühle laſſen ſich in einem edlen Herzen vereinbaren), brachten im engliſchen Parlament eine große Wirkung hervor. Man hatte die Fortſchritte unſerer Induſtrie und unſerer Seemacht ſeltſam übertrieben. Beide begannen allerdings wieder aufzuleben, aber man gab für vollendet aus, was kaum angefangen war, und dieſe von dem höheren Handelsſtand berichteten Uebertreibungen hatten ſich auf eine heilloſe Weiſe

in allen Klaſſen der engliſchen Nation verbreitet. Die beredten vernünftigen Worte Fox's kamen zu rechter Zeit, dieſe Uebertreibungen zu mäßigen und blieben nicht ohne Wirkung, obwohl er Nationalgefühle verletzte. Uebrigens war man, wenn auch unzufrieden und beunruhigt über unſere Größe, doch noch nicht zum Krieg geneigt. Die Partei Grenvilles und Wyndhams hatte ſich durch ihre Heftigkeit Blößen gegeben. Fox hatte Ehre erworben, indem er dem Kabinet ſeine Unterſtützung lieh. Man glaubte ihn der Regierung genähert durch dies ganz neue Benehmen. Man behauptete, er würde bald dies ſchwache Miniſterium verſtärken, welches bei den Verhandlungen eine mittelmäßige und ungewiſſe Rolle geſpielt hatte, indem es billigte, was für den Frieden geſagt wurde, ohne zu wagen, es ſelber auszuſprechen. Die Adreſſe zur Erwiederung der Thronrede wurde ohne Veränderung angenommen; eben ſo wurden die Gelder bewilligt. Für einige Zeit ſchienen die Miniſter gerettet zur Freude Addingtons, der jedoch nicht ſehr ehrgeizig war, und zur noch größeren Freude Hawkesburys, dem mehr als dem vorigen daran lag, Miniſter zu bleiben. Dieſe Art von Sieg ſtimmte beide Staatsmänner zu einem beſſeren Verhältniß mit Frankreich, denn ſie wollten den Frieden, weil ſie wußten, daß ſie mit dem Frieden gekommen waren und mit dem Frieden gehen würden. Beim erſten Kanonenſchuß konnte es nicht fehlen, daß Pitt von allen Klaſſen der Nation berufen werden würde, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen.

Da durch weiſe und raſche Beendigung der ſchweizer Angelegenheit die hauptſächlichſte Beſchwerde weggefallen war, ſo begehrte Hawkesbury, daß der fran-

zöſiſche Geſandte, General Andreoſſy, nach London käme, wogegen der engliſche Geſandte Withworth nach Paris abreiſen ſollte. Bonaparte war es zufrieden, denn trotz ſeinem Zorn über das Uebelwollen der Engländer und ungeachtet der Bilder unerhörter Größe, welche er zuweilen als Folgen des Kriegs in der Zukunft ſah, war er noch ganz für den Frieden. Indem man ihn reizte und herausforderte, machte man ihn freilich geneigt zu denken: der Krieg ſei ſein natürlicher Beruf und ſein Urſprung, er verſtehe gut zu regieren, aber noch früher habe er verſtanden Krieg zu führen; das ſei ſeine hauptſächlichſte Kunſt, und wenn Moreau mit den franzöſiſchen Heeren bis an die Thore von Wien gekommen ſei, würde er ſelber noch weiter kommen. Er wiederholte ſich das zu oft, und in dieſem Augenblick machte er ſich zuweilen eigne Vorſtellungen. Er ſah Reiche zerſtört, Europa umgeſtaltet und ſeine Conſulargewalt in eine Krone verwandelt, die nicht geringer wäre als die Krone Karls des Großen. Wer ihn bedrohte oder reizte, beſchwor in ſeiner Seele dieſe verhängnißvollen verführeriſchen Bilder herauf. Aus der ſonderbaren Großartigkeit ſeiner täglichen Sprache, aus den Schreiben, die er ſeinem Miniſter des Auswärtigen diktirte, aus ſeinen tauſend Briefen an die Verwaltungsbeamten war das leicht zu erkennen. Auf der andern Seite ſagte er ſich auch, daß ihm dieſe Größe nicht entgehen könnte, daß der Friede noch nicht lange genug gedauert habe, daß Domingo noch nicht völlig wiedererobert, Louiſiana noch nicht beſetzt, die franzöſiſche Seemacht noch nicht wiederhergeſtellt ſei. Seiner Meinung nach hatte er, ehe er den Krieg wieder anfangen ſollte, noch vier bis fünf Jahre ununterbrochene Anſtrengungen im tiefen Frieden zu

machen. Er hatte die bei Gründern von Reichen natürliche Leidenſchaft für große Bauten, er hatte ſeine Luſt an den Feſtungen, die er in Italien errichtete, an den Straßen, die er durch die Alpen führte, an den Planen zu neuen Städten in der Bretagne, an den Kanälen, welche die Flußgebiete der Seine und der Schelde verbinden ſollten. Er genoß eine unbeſchränkte Macht, eine allgemeine Bewunderung und das in einer tiefen Ruhe, die ihm wohlthuend ſein mußte, nachdem er ſo viele Schlachten geliefert, ſo viele Länder durchzogen, ſein Leben und ſein Glück ſo vielen Zufällen ausgeſetzt hatte.

Bonaparte wünſchte alſo aufrichtig die Fortdauer des Friedens und verſtand ſich zu Allem, was dieſelbe ſichern konnte. Alſo ließ er den General Andreoſſy nach London abgehen und empfing den Lord Withworth zu Paris mit großer Auszeichnung. Dieſer Repräſentant Georgs III. in Frankreich war ein echter engliſcher Edelmann, einfach, aber in ſeiner Repräſentation prachtliebend, vernünftig und geradſinnig, aber ſtarr und ſtolz, wie die Menſchen ſeiner Nation, ganz unfähig des geſchickten, zarten, ſchonenden Benehmens, welches bei einem bald hitzigen, bald liebenswürdigen Mann, wie der Erſte Conſul, nöthig war. Ein geiſtreicher Mann wäre nöthiger geweſen als ein großer Herr, am beſten beides zuſammen bei einer neuen Regierung, die geſchont und geſchmeichelt ſein wollte. Indeß die Mängel des Charakters machen ſich nicht gerade im erſten Augenblick beim Geſchäftsverkehr bemerklich. Im Anfang geht Alles gut. Lord Withworth ward ausgezeichnet gut aufgenommen; ſeine Gemahlin, die Herzogin von Dorſet, war Gegenſtand der zarteſten Aufmerkſamkeit. Bonaparte gab ſowohl

dem Geſandten als ſeiner Gattin ſchöne Feſte, theils zu St. Cloud, theils in den Tuilerien. Talleyrand bot die ganze Gewandtheit und Zierlichkeit im Umgang, welche ihn auszeichnete, zum guten Empfang derſelben auf. Die beiden Conſuln Cambacérès und Lebrun waren angewieſen, ſich perſönlich dabei zu bemühen, und ſie thaten es, ſo gut ſie konnten. Mit dieſer vielfachen Sorgfalt verband ſich die noch ſchmeichelhaftere, dieſelbe öffentlich zu verkünden.

In der Stimmung Englands gegen Frankreich war viel beleidigter Stolz, obwohl der Eigennutz einen nicht geringen Antheil daran hatte. Die Rückſichten Bonapartes für den engliſchen Geſandten brachten eine merkliche Wirkung auf die öffentliche Meinung in London hervor und ſtimmten einen Augenblick die Gemüther beſſer. Andreoſſy konnte das bemerken. Sein Empfang zu London war dem Withworths zu Paris ähnlich. Die Monate Dezember und Januar brachten eine gewiſſe Ruhe. Die Staatspapiere, welche in beiden Ländern gefallen waren, hoben ſich merklich, bis zu der Höhe, welche ſie im Augenblick des größten Vertrauens erreicht hatten. Die Fünfprozentigen ſtanden in Frankreich 57 bis 58 Fr.

Der Winter auf 1803 war faſt eben ſo glanzvoll wie der auf 1802. Er ſchien ſogar ruhiger zu ſein, denn im Innern war die Lage befeſtigt, wogegen im vorigen Jahr die Oppoſition des Tribunats zwar keine große Beſorgniß aber doch Unbehaglichkeit erregt hatte. Die handeltreibenden Klaſſen waren zufrieden mit dem allgemeinen Gang der Geſchäfte. Ein Gefühl von Behagen war überall verbreitet und ergriff am Ende ſelbſt die Zirkel der zurückgekehrten Emigranten. Jeden

Tag ſah man einen Träger eines großen Namens ſich von der müßigen, unruhigen, läſternden Gruppe des alten franzöſiſchen Adels trennen und ſich um eine Stelle im Gerichts- oder Finanzfach in den ernſten eintönigen Salons von Cambacérès und Lebrun bewerben. Andere gingen ſogar zu Frau Bonaparte und baten um Plätze am neuen Hof. Man redete übel von denen, welche dergleichen erlangten, aber im Grund beneidete man ſie und war nicht abgeneigt, ihnen nachzuahmen.

Dieſer Zuſtand hatte einen Theil des Winters hindurch gedauert und hätte noch länger dauern können, wäre nicht ein Umſtand geweſen, deſſen Unbequemlichkeit das britiſche Kabinet zu fühlen begann: die Verzögerung der Räumung von Malta. Indem es den großen Fehler beging, Gegenbefehl zu geben, hatte es im engliſchen Volk das gefährliche Gelüſte erweckt, eine Stellung zu behalten, die das Mittelmeer beherrſcht. Um das Aufgeben eines ſo koſtbaren Pfandes möglich zu machen, dazu hätte es eines mächtigen Miniſteriums in England oder eines Zugeſtändniſſes von Seiten Frankreichs bedurft. Aber in England war kein mächtiges Miniſterium und Bonaparte war nicht ſo gefällig, dem vorhandenen Miniſterium ſeine Stellung durch Opfer zu erleichtern. Höchſtens konnte man von ihm erwarten, daß er mit ſeinem Begehren nach Vollziehung der Verträge nicht allzuſehr eilen würde. Ein neuer Umſtand vermehrte die Gefährlichkeit dieſer Lage. Bis jetzt hatte man einen Vorwand zur Verſchiebung der Räumung von Malta in der Weigerung Rußlands den neuen Zuſtand der Dinge auf der Inſel zu verbürgen, gefunden. Aber das ruſſiſche Kabinet hatte die Gefahr dieſer Weigerung erwogen und, um aufrichtig zur Er-

haltung des Friedens mitzuwirken, ſeinen erſten Entſchluß geändert. Der junge Kaiſer, welcher ſo ehrenhaft handelte, hatte nur, um einen Grund für dieſe Sinnesänderung zu geben, ſeine Bürgſchaft an einige unbedeutende Bedingungen geknüpft, wie die Anerkennung der Oberhoheit des Ordens über Malta von Seiten aller Mächte, die Aufnahme von Eingebornen in die Regierung und den Wegfall der malteſer Zunge. Dieſe Bedingungen änderten nichts am Vertrag, denn ſie waren faſt darin enthalten. Preußen, eben ſo ſehr beeifert, den Frieden zu ſichern, war gleichfalls von ſeinem erſten Entſchluß abgegangen und hatte ſeine Garantie in derſelben Weiſe gegeben wie Rußland. Bonaparte beeilte ſich, die neuen Zuſätze zum Art. 10 des Vertrags von Amiens anzunehmen. Jetzt konnte das engliſche Kabinet nicht mehr zurück. Entweder mußte es die Garantie, wie ſie gegeben war, annehmen, oder ſich den Vorwurf augenſcheinlicher Unredlichkeit gefallen laſſen, denn die von Rußland erdachten Klauſeln waren ſo unbedeutend, daß man ſie vernünftiger Weiſe nicht zurückweiſen konnte. Obwohl verwickelt in den ſelbſtgeſchaffenen Schwierigkeiten, war es doch geneigt, die letzte Handlung der ruſſiſchen Regierung als natürlichen Anlaß zur Räumung Maltas zu ergreifen, jedoch dabei einige ſcheinbare Sicherungsmittel in Betreff Egyptens und des Oſtens zu begehren, als plötzlich ein unglückſeliger Umſtand dazwiſchen kam, welcher zum Vorwand diente für ſeine Unredlichkeit — wofern es unredlich war, oder zum Schreckbild für ſeine Schwäche — wofern es bloß ſchwach war.

Wir haben früher geſehen, wie der Oberſt Sebaſtiani nach Tunis geſchickt worden war und von Tunis

nach Egypten, um zu ſehen, ob die Engländer bereit ſeien oder nicht, Alexandria zu räumen, zu beobachten, was zwiſchen den Mamelucken und den Türken vorginge, die Schutzherrſchaft Frankreichs über die ſyriſchen Chriſten wiederherzuſtellen und dem Geſandten Brune zu Konſtantinopel eine Beſtätigung ſeiner anfänglichen Weiſungen zu bringen. Sebaſtiani hatte ſeinen Auftrag vollſtändig erfüllt. Er hatte die Engländer in Alexandria feſtſitzend und nicht zum Abzug geneigt gefunden, die Türken in erbittertem Krieg mit den Mamelucken, die Franzoſen lebhaft zurückgewünſcht, ſeitdem man Gelegenheit hatte, ihre Verwaltung mit der türkiſchen zu vergleichen, und das Morgenland noch widerhallend vom Namen Bonaparte. Alles das hatte er aufgemerkt und hinzugeſetzt, bei der Lage, in welcher ſich Egypten unter den Mamelucken und Türken befinde, würden ſechstauſend Franzoſen zu ſeiner Wiedereroberung hinreichen. Dieſer Bericht, obwohl gemäßigt, eignete ſich nicht zur Veröffentlichung, weil er bloß für die Regierung geſchrieben war, und weil in ihm viele Sachen ſtanden, die nur ihr geſagt werden durften. So z. B. beſchwerte ſich Sebaſtiani bitter über den engliſchen General Stuart zu Alexandria, welcher durch ſeine Reden faſt des Oberſten Ermordung zu Kairo veranlaßt hätte. Im Ganzen ſollte der Bericht beweiſen, daß die Engländer noch nicht an die Räumung Egyptens dachten, und darum ließ ihn Bonaparte im Moniteur abdrucken. Er meinte, die Engländer nähmen ſich große Freiheiten in Vollziehung des Vertrags von Amiens heraus und obwohl er bis jetzt noch nicht auf die Räumung von Egypten und von Malta hatte dringen wollen, ſo war es ihm doch lieb, durch ein

Aktenſtück öffentlich beweiſen zu können, daß ſie in Erfüllung ihrer Verpflichtungen ſäumig, und ihre Offiziere gegen die unſrigen übelwollend ſeien. Der Bericht erſchien im Moniteur vom 30. Januar 1803. In Frankreich wenig beachtet, machte er in England unerwarteter Weiſe gewaltiges Aufſehen. Der Zug der Franzoſen nach Egypten hatte bei den Engländern eine große Empfindlichkeit über Alles auf dies Land Bezügliche veranlaßt. Sie glaubten immer, ein franzöſiſches Heer bereit zu ſehen, ſich zu Toulon nach Alexandria einzuſchiffen. Der Bericht eines Offiziers über den elenden Zuſtand der Türken in Egypten, über die Leichtigkeit, ſie zu vertreiben, über das gute Andenken, in welchem die Franzoſen ſtünden und die damit verbundene Klage über das bösartige Benehmen eines engliſchen Offiziers beunruhigte und verletzte ſie und ſtörte ſie aus der Ruhe auf, welcher ſie ſich wieder überlaſſen hatten. Indeß dieſe Wirkung wäre vorübergehend geweſen, wenn die Parteien ſich nicht bemüht hätten, ſie zu verſtärken. Wyndham, Dundas und Grenville ſchrien lauter als je und übertäubten die Stimme von Leuten wie Fox und ſeine Freunde. Vergebens ſagten die letzteren, in dem Bericht ſtehe nichts außerordentliches, und wenn Bonaparte Anſchläge auf Egypten hätte, würde er ſie nicht veröffentlicht haben. Man wollte ſie nicht hören, man tobte und ſagte, das engliſche Heer ſei beleidigt, und ſeine gekränkte Ehre verlange eine glänzende Genugthuung. Der zu London hervorgebrachte Eindruck kam nach Paris zurück, wie ein von vielfachem Echo wiederholter Schall. Bonaparte verlor am Ende die Geduld, als er ſah, wie ſeine Abſichten immer verdreht wurden. Er fand es ſonderbar,

daß Leute, die in ſeiner Schuld waren, nämlich im Rückſtand mit zwei Hauptpunkten des Vertrags, mit der Räumung von Egypten und von Malta, ſo klagfertig ſeien, während man ſich doch nur über ſie zu beklagen habe. Er beauftragte alſo Talleyrand zu Paris und Andreoſſy zu London, dem Ding ein Ende zu machen und eine bündige Erklärung über den lang verſchobenen Vollzug der Verträge zu verlangen.

Dies Begehren kam den engliſchen Miniſtern ſehr ungelegen. Sie hätten kaum gewagt, Malta vor Bekanntmachung von Sebaſtianis Bericht zu räumen; um ſo weniger vermochten ſie es nach der durch den Bericht hervorgebrachten Wirkung. Sie verweigerten die Erklärung aus Gründen, welche zum erſten Mal verdächtige Abſichten merken ließen. Withworth erhielt den Auftrag zu behaupten: für jeden von Frankreich erlangten Vortheil müſſe England eine Entſchädigung haben. Auf dieſem Grundſatz beruhe der Vertrag von Amiens. Denn aus Rückſicht auf die Eroberungen der einen Macht in Europa habe man der andern bedeutende Beſitzungen in Amerika und Indien zugeſtanden. Nun habe ſich Frankreich ſeit dem Frieden neue Gebiete und weiteren Einfluß zugeeignet, alſo könnte England Entſprechendes verlangen. Aus dieſem Grund hätte man die Räumung Maltas verweigern können; allein aus Friedensliebe ſei man zur Räumung der Inſel und zum Verzicht auf jeden Erſatz bereit geweſen. Da ſei der Bericht des Oberſten Sebaſtiani erſchienen, und nun habe das engliſche Kabinet beſchloſſen, in Bezug auf Malta nur unter der doppelten Bedingung etwas zu bewilligen, daß Genugthuung gegeben würde für Beleidigung des engliſchen Heeres und eine befriedigende

Erklärung über die Abſichten des Erſten Conſuls auf Egypten, welche Abſichten in dem erwähnten Bericht in einer für Se. britiſche Majeſtät verletzenden und beunruhigenden Weiſe ausgedrückt ſeien.

Talleyrand war äußerſt betroffen über dieſe Erklärung. Er begriff den Argwohn, welchen alles auf Egypten Bezügliche in England erwecken mußte, aber er begriff nicht, wie der aufrichtige Entſchluß, Malta herauszugeben aus einem ſo unbedeutenden Grund, wie der Bericht Sebaſtianis, hätte geändert werden können. Er theilte die Erklärung dem Erſten Conſul mit, und dieſer war gleichfalls betroffen und, wie ſich das von ihm erwarten ließ, noch mehr aufgebracht. Beide meinten, man müſſe aus einer ſo unerträglichen Lage, die ſchlimmer als der Krieg ſei, heraustreten. Bonaparte dachte, wenn die Engländer Malta zu behalten wünſchten, und wenn alle ihre Beſchwerden bloße Vorwände zur Verbergung dieſes Wunſches ſeien, ſo müſſe man ſich offen gegen ſie erklären und ihnen begreiflich machen, daß täuſchen, ermüden, wankend machen bei dieſem Punkt unmöglich ſei. Wären dagegen ihre Beſorgniſſe aufrichtig, ſo müſſe man ſie beruhigen und ihnen die eignen Abſichten in einer ſo wahren Sprache kund machen, daß ihnen kein Zweifel bliebe. Er beſchloß darum, ſelber mit Withworth zu ſprechen und ſich gegen ihn ganz offen dahin zu äußern, daß über zwei Punkte ſein Entſchluß feſtſtehe: über Malta, deſſen Räumung er gebieteriſch verlangen wolle, und über den Frieden, deſſen Erhaltung er aufrichtig wünſche, wenn er die Vollziehung der Verträge erlangt haben würde. Dies war ein neuer Verſuch, den er machen wollte: Alles zu ſagen — ſelbſt das, was man ſeinen Feinden nie ſagt

— um ihr Mißtrauen zu beruhigen, wofern ſie bloß mißtrauiſch wären, oder ſie der Falſchheit zu überführen, wenn ſie unredlich wären. Dieſer Entſchluß ſollte einen ſeltſamen Auftritt zur Folge haben.

Am Abend des 18. Februar 1803 lud er Withworth in die Tuilerien ein und empfing ihn mit größter Artigkeit. In der Mitte ſeines Kabinets ſtand ein großer Arbeitstiſch. An dem einen Ende deſſelben ließ er den Geſandten niederſitzen, am andern nahm er ſelber Platz*). Er ſagte ihm, er wolle perſönlich mit ihm ſprechen, um ihm Gewißheit von ſeinen wahren Abſichten zu geben, was keiner ſeiner Miniſter ſo gut könne wie er. Nun ging er ſeine Verhältniſſe zu England von Anfang an durch: wie er gleich am Tag ſeiner Erhebung zum Conſulat den Frieden angeboten habe, wie er damit zurückgewieſen worden ſei, wie ſehr er ſich beeifert habe, die Verhältniſſe wieder anzuknüpfen, ſobald er es mit Ehren gekonnt habe, endlich, welche Zugeſtändniſſe er gemacht habe, um zum Abſchluß des Friedens von Amiens zu gelangen. Hierauf drückte er ſeinen Verdruß aus über die ſchlechte Erwiderung ſeines Beſtrebens mit

*) Bonaparte erzählte dieſe Unterredung noch an demſelben Tag dem Miniſter des Auswärtigen, damit dieſer den Inhalt unſeren Geſandten an den fremden Höfen mittheilte. Außerdem ſprach er darüber mit den beiden anderen Conſuln und mit mehreren Perſonen, welche das von ihm Gehörte aufgemerkt haben. Endlich hat Withworth die Unterredung vollſtändig an ſein Kabinet berichtet. Sie war in ganz Europa unter verſchiedenen Geſtalten in Umlauf. Aus dieſen verſchiedenen Auffaſſungen habe ich dasjenige hier mitgetheilt, was mir in allen unbeſtreitbar ſchien. Ich gebe nicht die Ausdrücke, ſondern das Weſen der Dinge und bürge für die Wahrheit.

England auf gutem Fuß zu leben. Er erinnerte an das üble Benehmen unmittelbar nach Einſtellung der Feindſeligkeiten, an das Toben der engliſchen Zeitungen, an die den Zeitungen der Emigranten geſtattete Zügelloſigkeit, welche ſich nach den Grundſätzen der engliſchen Verfaſſung nicht rechtfertigen ließe, an die dem Cadoudal und ſeinen Genoſſen bewilligten Jahrgelder, an die ſteten Landungen von Chouans auf Jerſey und Guerneſey, an den Empfang der mit den Zierden des alten Königthums behängten Prinzen, an die Sendung von Agenten in die Schweiz und nach Italien, um überall Frankreich Schwierigkeiten in den Weg zu legen. „Jeder Wind, der ſich in England erhebt," rief er, „bringt mir nur Haß und Schmach herüber. Wir ſind jetzt in eine Lage gekommen, aus welcher wir ſchlechterdings heraustreten müſſen. Wollt ihr den Vertrag von Amiens vollziehen oder nicht? Ich meinerſeits habe ihn mit gewiſſenhafter Treue vollzogen. Er verpflichtete mich, binnen drei Monaten Neapel und den Kirchenſtaat zu räumen, und in weniger als zwei Monaten waren die franzöſiſchen Truppen aus all dieſen Ländern herausgezogen. Seit Auswechelung der Ratifikationen ſind zehn Monate verlaufen und noch immer liegen engliſche Truppen in Alexandria und auf Malta. Vergebens iſt das Bemühen, uns in dieſer Beziehung zu täuſchen. Wollt ihr Frieden oder wollt ihr Krieg? Wenn ihr Krieg wollt, ſo ſagt es. Wir werden ihn mit Erbitterung führen, bis eine der beiden Nationen zu Grund geht. Wollt ihr Frieden, ſo müſſen Alexandria und Malta geräumt werden. Der Felſen von Malta, auf welchem ſo viele Feſtungswerke aufgethürmt ſind, hat eine große Wichtigkeit als Seeplatz, aber eine noch

viel größere in meinen Augen darum, weil in ihm die Ehre Frankreichs auf dem Spiel ſteht. Was würde die Welt ſagen, wenn wir einen feierlich mit uns geſchloſſenen Vertrag verletzen ließen? Sie würde an unſerer Thatkraft zweifeln. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich will euch lieber im Beſitz der Höhen des Montmartre als Maltas ſehen."

Schreckliches Wort, welches zum Unglück unſeres Vaterlandes nur zu ſehr in Erfüllung gegangen iſt.

Withworth hörte ſtumm und unbeweglich zu und antwortete kurz auf die Erklärungen Bonapartes. Er führte an, es ſei unmöglich, in einigen Monaten den Haß zu beſänftigen, den ein langer Krieg zwiſchen den beiden Völkern erregt habe; er wies auf die engliſchen Geſetze hin, welche kein Mittel zur Zähmung der Ausgelaſſenheit der Schriftſteller böten; er erklärte die den Chouans bewilligten Jahrgelder als Lohn für geleiſtete, nicht für künftige Dienſte (ein ſonderbares Geſtändniß im Mund eines Geſandten!) und den Empfang der ausgewanderten Prinzen als eine Handlung der beim engliſchen Volk üblichen Gaſtfreundſchaft gegen das Unglück. Aber alles das konnte weder die den franzöſiſchen Flugſchriftverfaſſern gewährte Duldung, noch die den Mördern bewilligten Jahrgelder, noch die den bourboniſchen Prinzen geſtatteten Abzeichen des alten Königthums rechtfertigen. Bonaparte machte den Geſandten aufmerkſam, wie ſchwach ſeine Erwiderung auf all dieſe Punkte ſei und kam auf die Hauptſache zurück, auf die verzögerte Räumung von Egypten und Malta. Die Räumung von Alexandria, verſicherte Withworth, ſei in dem Augenblick, wo er ſpreche, vollzogen. Die von Malta ſei verzögert worden durch die Schwierigkeit, die Gewährlei-

ſtung der großen Höfe zu erlangen und durch die beharrliche Weigerung Ruſpolis, Großmeiſter zu werden. Man ſei übrigens im Begriff geweſen, die Inſel zu räumen, als die in Europa vorgegangenen Veränderungen und beſonders der Bericht Sebaſtianis neue Schwierigkeiten hervorgerufen hätten. Hier unterbrach Bonaparte den Geſandten. „Welche Veränderungen meinen Sie? Doch nicht die Präſidentſchaft der italieniſchen Republik, die mir vor Unterzeichnung des Friedens von Amiens übertragen war? Doch nicht die Errichtung des Königreichs Etrurien, welche euch vor eben dieſem Vertrag bekannt war, da man euch um die Anerkennung dieſes Königreichs angegangen hat, und ihr ſie habt hoffen laſſen? Von Piemont? Von der Schweiz? Dieſe beiden Gegenſtände ſind ſo unbedeutend, daß es nicht der Mühe werth iſt, davon zu ſprechen. Aber wie dem auch ſei, ihr habt kein Recht, ihrethalber euch heute zu beſchweren. Was Piemont betrifft, ſo habe ich ſchon vor dem Frieden von Amiens Jedermann geſagt, was ich damit machen wollte. Ich habe es Oeſterreich geſagt, Rußland und euch. Ich habe mich nie zu dem Verſprechen verſtanden, den König von Sardinien wieder einzuſetzen, nicht einmal zu dem einer feſtbeſtimmten Entſchädigung. Ihr wußtet alſo, daß ich die Abſicht hatte, Piemont Frankreich einzuverleiben. Dieſe Einverleibung ändert übrigens meine Macht über Italien durchaus nicht, welche unbeſchränkt iſt, wie ich ſie will, und unbeſchränkt bleiben wird. Was die Schweiz betrifft, ſo wußtet ihr recht gut, daß ich keine Contrerevolution in ihr dulden würde. Aber alle dieſe angeführten Punkte können nicht ernſt gemeint ſein. Meine Gewalt über Europa iſt ſeit dem Frieden von Amiens

weder größer noch kleiner geworden. Ich würde euch zur Theilung derſelben mit mir in den deutſchen Angelegenheiten aufgefordert haben, wenn ihr mir eine andere Geſinnung gezeigt hättet. Ihr wißt recht gut, daß ich in Allem, was ich gethan habe, die Vollziehung der Verträge und die Sicherung des allgemeinen Friedens beabſichtigt habe. Nun ſeht und ſucht. Iſt irgend ein Staat, den ich bedrohe und überziehen will? Ihr wißt es, durchaus keiner, wenigſtens ſo lange der Friede erhalten wird. Was ihr von dem Bericht des Oberſten Sebaſtiani ſagt, iſt des Verhältniſſes zwei großer Nationen zu einander unwürdig. Habt ihr Beſorgniſſe wegen meiner Abſichten auf Egypten, ſo will ich verſuchen, euch zu beruhigen. Ich habe viel an Egypten gedacht und ich werde noch viel daran denken, wenn ihr mich wieder zum Krieg nöthigt. Aber ich werde nicht den Frieden, deſſen wir ſo kurze Zeit genießen, aufs Spiel ſetzen, um dies Land wieder zu erobern. Das türkiſche Reich droht den Einſturz. Ich meinerſeits werde dazu beitragen, daß es ſo lange wie möglich dauere. Wenn es aber zuſammenbricht, dann will ich, Frankreich ſoll ſeinen Antheil davon haben. Seid indeß verſichert, ich werde die Begebenheiten nicht übereilen. Wenn ich gewollt hätte, würde ich von den vielen Geſchwadern, die ich nach Domingo geſchickt habe, eines nach Alexandria haben abgehen laſſen können. Eure viertauſend Mann dort wären für mich kein Hinderniß; im Gegentheil, ſie wären meine Entſchuldigung geweſen. Ich würde Egypten überrumpelt haben, und diesmal hättet ihr mir es nicht wieder entreißen ſollen. Aber ich denke an nichts dergleichen. Meint ihr, ich wäre im Irrthum über die Macht, welche ich gegenwärtig über die Meinung

von Frankreich und Europa übe? Dieſe Macht iſt noch nicht groß genug, daß ich mir ungeſtraft einen Angriff ohne Grund erlauben könnte. Die Meinung von Europa würde ſich auf der Stelle wider mich kehren und mein politiſches Uebergewicht wäre verloren. In Frankreich muß ich beweiſen, daß man mich bekriegt hat, daß nicht ich den Krieg hervorgerufen habe, wofern ich die Begeiſterung erwecken will, die ich wider euch zu kehren gedenke, wenn ihr mich zum Kampf nöthigt. Alles Unrecht muß auf eurer Seite ſein, auf meiner durchaus keins. Ich denke alſo an keinen Angriff. Alles, was ich in Deutſchland und in Italien zu thun hatte, iſt gethan, und ich habe nichts gethan, was ich nicht angekündigt, eingeſtanden und zum Voraus in einem Vertrag niedergeſchrieben hätte. Wenn ihr jetzt noch an meinem Wunſch, den Frieden zu erhalten, zweifelt, ſo hört und ermeßt, wie weit ich die Aufrichtigkeit treibe. Noch jung bin ich zu einer Macht und zu einem Ruhm gelangt, welche kaum noch zunehmen können. Meint ihr, ich wollte dieſen Ruhm und dieſe Macht in einem verzweifelten Kampf aufs Spiel ſetzen? Wenn ich einen Krieg mit Oeſterreich habe, dann weiß ich den Weg nach Wien zu finden. Wenn ich Krieg mit euch habe, dann nehm ich euch jeden Verbündeten auf dem Feſtland. Ich verſage euch den Zutritt in Europa von der Oſtſee an bis zum Golf von Tarent. Ihr werdet uns blokiren, und ich werde euch blokiren. Ihr werdet aus dem Feſtland ein Gefängniß für uns machen, und ich werde aus dem Meer ein Gefängniß für euch machen. Um aber zu Ende zu kommen, werden directere Mittel nöthig ſein. Ich werde 150,000 Mann und zahlloſe Schiffe zuſammenziehen und den Uebergang über die

Meerenge verſuchen müſſen, auf die Gefahr hin, mein Glück, meinen Ruhm und mein Leben im Meer zu begraben. Eine Landung in England iſt ein verwegenes Unternehmen.“ (Hier zählte er die Erforderniſſe, Schwierigkeiten und Gefahren derſelben auf.) „Aber wenn ihr mich dazu nöthigt, werde ich es verſuchen. Ich werde mein Heer und meine Perſon dem Untergang ausſetzen. Unter mir gewinnt dieß Unternehmen Ausſichten auf Erfolg, die es unter keinem andern haben kann. Ich bin im Winter über die Alpen gegangen; ich weiß, wie man möglich macht, was den gewöhnlichen Menſchen unmöglich dünkt. Und wenn es mir gelingt, dann werden eure ſpäteſten Enkel mit blutigen Thränen den Entſchluß beweinen, zu dem ihr mich genöthigt habt. Erwägt, ob ich, mächtig, glücklich und ruhig, wie ich jetzt bin, Macht, Glück und Ruhe bei einer ſolchen Unternehmung leichtfertig aufs Spiel ſetzen darf, und ob ich nicht aufrichtig bin, wenn ich ſage: Ich will Frieden. Es iſt beſſer für euch und für mich, ihr erfüllt meine vertragsmäßigen Begehren. Räumt Malta, duldet nicht meine Mörder in England, laßt mich meinetwegen von den engliſchen Zeitungen ſchmähen, aber nicht von den elenden Emigranten, die eurem Schutz Schande machen, und die ihr Kraft der Alienbill aus England jagen könnt. Handelt freundſchaftlich gegen mich und ich verſpreche euch das Gleiche von meiner Seite, das ſtete Bemühen, unſere Intereſſen, ſo weit ſie vereinbar ſind, zu verſöhnen. Welche Macht würden wir über die Welt ausüben, wenn wir unſere beiden Nationen einander annähern könnten! Ihr habt eine Seemacht, der ich mit zehnjährigen unausgeſetzten Anſtrengungen und mit Anwendung all meiner Mittel

nicht gleichkommen kann. Dagegen habe ich 500,000 Mann, die bereit ſind, unter meinem Befehl überall hin zu ziehen, wohin ich ſie führe. Seid ihr Herren zur See, ſo bin ich Herr zu Land. Denken wir alſo lieber darauf, uns zu vereinigen als uns zu bekämpfen, und wir regeln dann nach Belieben das Schickſal der Welt. Alles iſt dann möglich zum Beßten der Menſchheit und der vereinigten Macht Frankreichs und Englands."

Dieſe ungewöhnlich offene Sprache überraſchte und verwirrte den engliſchen Geſandten, der zwar ein ſehr ehrlicher Mann, leider aber nicht fähig war, die Erhabenheit und Aufrichtigkeit der Worte des Erſten Conſuls zu würdigen. Die beiden Nationen hätten verſammelt ſein ſollen, ſolche Worte anzuhören und darauf zu antworten.

Bonaparte unterließ nicht, dem engliſchen Geſandten zu wiſſen zu thun, daß er in zwei Tagen, den Vorſchriften der Conſularverfaſſung gemäß am 1. Ventoſe (20. Februar) die Seſſion des geſetzgebenden Körpers eröffnen, daß er herkömmlicher Weiſe die Schilderung der Lage der Republik vorlegen würde, und daß man ſich in England nicht wundern dürfe, in dieſer Schilderung die Abſichten der franzöſiſchen Regierung ſo klar ausgeſprochen zu finden, wie ſie gegen den Geſandten geäußert worden ſeien. Withworth entfernte ſich mit der Erklärung, er würde ſeinem Kabinet berichten, was er geſehen und gehört habe.

Bonaparte hatte ſelber den überſichtlichen Bericht von der Lage der Republik verfaßt. Nie hat eine Regierung eine ſo ſchöne Lage zu ſchildern gehabt noch es

in einer edleren Sprache gethan. Die allſeitige Rückkehr der Ruhe in die Gemüther, die erſtaunlich raſche, ohne Störung bewirkte Wiederherſtellung der Culte, die Verwiſchung der Spuren des Bürgerzwiſtes allerwärts, der Aufſchwung des Handels, der Forſchritt des Ackerbaues, die ſichtliche Zunahme der Staatseinkünfte, der wunderbare ſchnelle Fortgang der öffentlichen Arbeiten, die Vertheidigungswerke am Rhein, an den Alpen, an den Küſten, und dabei ganz Europa durch den Einfluß Frankreichs gelenkt, ohne daß es, mit Ausnahme Englands, dadurch verletzt ſchien — dies war das Gemälde, welches Bonaparte vorzulegen hatte und welches er mit Meiſterhand entworfen. Am Tag nach der Eröffnung (21. Februar) brachten die Wortführer der Regierung dieſe Schilderung in den geſetzgebenden Körper, wo ihre Verleſung die gewaltige Wirkung hervorbrachte, welche ſie nirgends verfehlen konnte. Die Stelle in Betreff Englands, auf welche Jedermann mit Neugier horchte, war ſo ſcharf und trotzig, daß ſie eine baldige Löſung herbeiführen mußte. Nach Schilderung des glücklichen Abſchluſſes der deutſchen Angelegenheiten, der Beruhigung der Schweiz, der erhaltenden Politik Frankreichs dem türkiſchen Reich gegenüber fügte das Aktenſtück hinzu, die britiſchen Truppen hielten noch Alexandria und Malta beſetzt und die franzöſiſche Regierung ſei befugt, ſich darüber zu beſchweren, jedoch habe ſie erfahren, daß Schiffe mit der Beſtimmung, die Beſatzung von Alexandria nach Europa überzuführen, in das Mittelmeer eingelaufen ſeien. In Betreff der Räumung Maltas ſagte die Darlegung nicht, ob ſiebald ſtattfinden würde oder nicht, aber ſie fügte die bezeichnenden Worte hinzu: „Die Regierung verbürgt der Nation den

Frieden auf dem Feſtland und ſie darf die Fortdauer des Friedens zur See hoffen. Dieſer Friede iſt Bedürfniß und Wunſch aller Völker, für ſeine Erhaltung wird die Regierung Alles thun, was ſich mit der Nationalehre verträgt, die weſentlich an die ſtrenge Vollziehung der Verträge geknüpft iſt. Aber in England machen ſich zwei Parteien die Gewalt ſtreitig. Die eine hat den Frieden abgeſchloſſen und ſcheint Willens ihn zu erhalten, die andere hat Frankreich unverſöhnlichen Haß geſchworen. Daher dies Schwanken in den Meinungen und Rathſchlägen und dieſe zugleich friedliche und drohende Haltung. So lange dieſer Parteikampf dauert, gebietet die Klugheit der Regierung der Republik gewiſſe Maßregeln. Fünfmalhunderttauſend Mann ſollen und werden bereit ſein, die Republik zu vertheidigen und zu rächen. Sonderbare Nothwendigkeit, durch elende Leidenſchaften zwei Nationen aufgelegt, welche gleicher Vortheil und gleicher Wunſch an den Frieden knüpft! Welches auch zu London der Erfolg der Ränke ſein mag, ſie werden nicht andere Völker in neue Bündniſſe ziehen, und mit gerechtem Stolz ſagt die Regierung: Allein kann England jetzt nicht wider Frankreich kämpfen. Doch laßt uns beſſere Hoffnungen haben und glauben, daß im britiſchen Kabinet nur die Rathſchläge der Weisheit und die Stimme der Menſchlichkeit Gehör finden werden. Ohne Zweifel wird der Friede ſich von Tag zu Tag mehr befeſtigen. Die Beziehungen der beiden Regierungen werden das Gepräge des Wohlwollens annehmen, welches ihrem beiderſeitigen Vortheil angemeſſen iſt. Eine glückliche Ruhe wird das lange Unheil eines verderblichen Kriegs vergeſſen laſſen, und Frankreich und England, indem

ſie ſich wechſelſeitig beglücken, werden den Dank der ganzen Welt verdienen.“

Um dieſe Darlegung richtig zu beurtheilen, darf man ſie nicht mit einer engliſchen oder franzöſiſchen Thronrede vergleichen, ſondern mit einer Botſchaft des Präſidenten der vereinigten Staaten. Dies erklärt und rechtfertigt die Einzelheiten, in welche Bonaparte einging. Er wollte ſchlechterdings von den Parteien in England reden, um Gelegenheit zu haben, ſich über ſeine Feinde auszulaſſen, ohne daß ſeine Worte auf die engliſche Regierung ſelber gedeutet werden könnten. Dies war eine kühne und gefährliche Weiſe ſich in die Angelegenheiten des Nachbarlandes einzumiſchen, und vornehmlich lag eine ſchwere und nutzloſe Verletzung des engliſchen Stolzes in der kecken Behauptung, England, auf ſeine eigene Kräfte beſchränkt, könne nicht wider Frankreich kämpfen. Bonaparte beging einen Fehler in der Form, während er im Weſen durchaus Recht hatte. Als dieſe ſchöne aber zu ſtolze Darlegung der Republik nach London kam, that ſie noch weit mehr Wirkung als der Bericht Sebaſtianis, ſogar mehr als die dem Erſten Conſul vorgeworfenen Handlungen in Italien, in der Schweiz und in Deutſchland*). Die unzeitigen Worte über die Ohnmacht Englands, allein wider Frankreich

*) Einer der achtbarſten engliſchen Diplomaten hat vierzig Jahre ſpäter, nachdem die Zeit die Leidenſchaften jener Tage in ihm verwiſcht hatte, mir ſelber geſagt die Worte: England für ſich kann nicht wider Frankreich kämpfen — hätten alle engliſchen Herzen empört, und von dem Augenblicke an hätte man die Kriegserklärung als unvermeidlich betrachten können.

zu kämpfen, empörten alle engliſchen Herzen. Obendrein hatte Bonaparte das Aktenſtück mit einer Note begleitet, worin er von der britiſchen Regierung eine beſtimmte Erklärung über die Räumung Maltas verlangte.

Das engliſche Kabinet war endlich genöthigt, einen Entſchluß zu faſſen und ſeine Abſichten in Betreff der ſtreitigen Inſel zu erklären, die Urſache ſo großer Begebenheiten geworden iſt. Seine Verlegenheit war groß, denn es wollte weder geſtehen, daß es die Verletzung eines feierlichen Vertrags beabſichtige, noch wollte es die ſeiner Schwäche unmöglich gewordene Räumung Maltas verſprechen. Durch die öffentliche Meinung gedrängt, etwas zu thun, und nicht wiſſend, was es thun ſollte, beſchloß es, eine Botſchaft an das Parlament zu richten, was zuweilen bei Repräſentativregierungen eine Weiſe iſt, die Gemüther zu beſchäftigen und ihrer Ungeduld eine ſcheinbare Befriedigung zu geben, was aber ſehr gefährlich werden kann, wenn man nicht weiß, wohin man ſie führen will. In der Sitzung vom 8. März kam dem Parlament folgende Botſchaft zu: „Georg, König u. ſ. w. Se. Majeſtät hält es für nöthig, das Haus der Gemeinen zu benachrichtigen, daß Sie, in Betracht der bedeutenden Kriegsrüſtungen in den Häfen Frankreichs und Hollands, für angemeſſen erachtet hat, neue Maßregeln zur Sicherung Ihrer Länder zu treffen. Obwohl die erwähnten Rüſtungen zum ſcheinbaren Zweck Unternehmungen nach den Kolonien haben, ſo hat doch Se. Majeſtät, da gegenwärtig zwiſchen Ihr und der franzöſiſchen Regierung wichtige Erörterungen von ungewiſſem Ausgang obſchweben, ſich entſchloſſen, Ihren getreuen Gemeinen dieſe Mittheilung zu machen, in der Ueberzeugung, Sie könne, obwohl

dieſelben ihre unermüdliche Sorge für Erhaltung des Friedens theilen, doch feſt ihrem Gemeingeiſt und ihrer Freigebigkeit vertrauen, daß dieſelben Se. Majeſtät in Stand ſetzen werden, alle Maßregeln anzuwenden, welche die Umſtände zu erfordern ſcheinen für die Ehre Ihrer Krone und für die weſentlichen Intereſſen Ihres Volkes.“

Ungeſchickter konnte keine Botſchaft abgefaßt werden. Sie beruhte auf thatſächlichen Unrichtigkeiten und war beleidigend für die franzöſiſche Regierung, indem ſie deren Aufrichtigkeit in Zweifel ſetzte. Erſtlich war kein einziges verfügbares Schiff in unſeren Häfen. Alle unſere Fahrzeuge, welche die See halten konnten, waren zu Domingo, meiſt als Flötſchiffe zum Truppentransport eingerichtet. Auf unſern Werften ward viel gebaut, und das war kein Geheimniß; allein man dachte nicht an Ausrüſtung auch nur eines Schiffs. Nur im holländiſchen Hafen Helvoetſluis lag ein kleines Geſchwader von zwei Linienſchiffen und zwei Fregatten mit dreitauſend Mann, die, wie Jedermann wußte, nach Louiſiana beſtimmt waren. Des Eiſes wegen waren ſie einige Monate liegen geblieben, und ihr Zweck war laut angekündigt. Sagen, daß dieſe ſcheinbar für die Kolonien beſtimmten Rüſtungen einen andern Zweck haben könnten, war eine höchſt beleidigende Andeutung. Behaupten, daß wichtige Erörterungen zwiſchen beiden Regierungen im Gang ſeien, war unklug, denn bis jetzt hatte Alles ſich auf einige von Frankreich über Malta geäußerte Worte beſchränkt, welche von England unerwidert geblieben waren. Daraus einen Streit machen, hieß erklären, daß man die Vollziehung der Verträge verweigern wolle, oder es hieß behaupten, einige Ausdrücke im Bericht Sebaſtianis oder in der Darle-

gung des Zuſtandes der Republik bildeten eine Beſchwerde, welche erforderte, die ganze Streitmacht Englands auf die Beine zu ſtellen. Dieſe Botſchaft hielt die Prüfung nicht aus; ſie war unrichtig und beleidigend.

Withworth, welcher begann, die Regierung, bei welcher er beglaubigt war, etwas beſſer kennen zu lernen, vermuthete ſogleich, welchen Eindruck die Botſchaft auf Bonaparte machen würde. Nur ungern gab er Talleyrand eine Abſchrift davon, und dabei drängte er den Miniſter zum Erſten Conſul zu eilen, ihn zu beruhigen und zu überreden, das ſei keine Kriegserklärung, ſondern eine bloße Vorſichtsmaßregel. Talleyrand verfügte ſich ſogleich in die Tuilerien und gewann nicht viel bei dem hitzigen Bewohner derſelben. Er fand ihn ſehr gereizt durch dieſen von freien Stücken gethanen Schritt des britiſchen Kabinets, welcher wie eine im Angeſicht der Welt hingeworfene Herausforderung ausſah. Er fühlte, daß ihm öffentlich Trotz geboten ſei, er hielt ſich für beleidigt, und fragte, wo das britiſche Kabinet wohl all die in ſeiner Botſchaft enthaltenen Lügen hergenommen haben möchte, da nirgends in den Häfen Frankreichs eine Ausrüſtung ſtattfinde, und nicht einmal ein erklärter Streitpunkt zwiſchen beiden Kabinetten vorliege.

Talleyrand erlangte von Bonaparte, daß dieſer ſeinen Unwillen zügelte und für den Fall, daß man ſich zum Krieg entſchließen müßte, den Engländern das Unrecht der Herausforderung ließe. Es koſtete dem Erſten Conſul Mühe, ſich im Zaum zu halten, ſo ſehr fühlte er ſich verletzt. Die Botſchaft vom 8. März war am 11. zu Paris bekannt geworden. Zum Unglück

war der 13. ein Sonntag, wo das diplomatiſche Corps in den Tuilerien empfangen wurde. Eine natürliche Neugier zog an dieſem Tag alle Geſandten herbei, welche die Haltung des Erſten Conſuls und beſonders die des engliſchen Geſandten unter dieſen Umſtänden ſehen wollten. Bonaparte befand ſich in ſeinem Gemach bei ſeiner Frau und ſpielte mit ſeinem damaligen Erben, dem neugebornen Sohn von Ludwig Bonaparte und Hortenſia Beauharnais. Der Palaſtpräfekt Rémuſat meldete ihm, der Kreis ſei gebildet, und nannte unter anderen Namen den von Lord Withworth. Dieſer Name machte auf Bonaparte ſichtbaren Eindruck. Er verließ das Kind, ergriff raſch die Hand ſeiner Frau, ging durch die Thür in den Empfangſaal und an den Geſandten, die ſich um ihn drängten, vorbei, gerade auf Withworth zu. „Mylord," fragte er ihn höchſt aufgeregt, „haben ſie Nachrichten aus England? — — Ihr wollt alſo den Krieg?" — „Nein, General!" antwortete der Geſandte ruhig, „wir ſchätzen zu ſehr die Vortheile des Friedens." — „Ihr wollt den Krieg!" rief Bonaparte. „Wir haben uns zehn Jahre geſchlagen, und ihr wollt alſo, wir ſollen uns noch weitere zehn Jahre ſchlagen. Wie hat man wagen können, zu behaupten, Frankreich rüſte? Man hat die Welt getäuſcht. Nicht ein Schiff liegt in unſern Häfen. Alle dienſtfähigen Schiffe ſind nach Domingo geſchickt. Die einzige vorhandene Ausrüſtung befindet ſich in den Gewäſſern von Holland, und keinem Menſchen iſt ſeit vier Monaten unbekannt, daß ſie nach Louiſiana beſtimmt iſt. Man hat geſagt, es ſei Streit zwiſchen England und Frankreich. Ich weiß von keinem. Ich weiß nur, daß Malta nicht in der vorgeſchriebenen Friſt geräumt worden iſt; aber

ich denke nicht, eure Miniſter werden wider die engliſche Ehrlichkeit verſtoßen mit der Weigerung, einen feierlichen Vertrag zu vollziehen. Wenigſtens haben ſie es uns noch nicht geſagt. Eben ſo wenig ſetze ich voraus, daß ihr durch eure Rüſtungen das franzöſiſche Volk habt einſchüchtern wollen. Man kann es tödten, Mylord, nie aber einſchüchtern!" — Der Geſandte war überraſcht, und trotz ſeiner Kaltblütigkeit ein wenig verwirrt. Er antwortete, man wolle weder das Eine noch das Andere, man ſuche vielmehr, in gutem Einverſtändniß mit Frankreich zu leben." — „Nun, dann muß man die Verträge achten!" verſetzte Bonaparte. „Wehe dem, der nicht die Verträge achtet!" Er ging darauf an Azara und an Markow vorbei und ſagte ihnen ziemlich laut, die Engländer wollten Malta nicht räumen; ſie weigerten ſich ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen; fortan müſſe man die Verträge mit einem ſchwarzen Schleier bedecken. Er ging weiter, bemerkte den ſchwediſchen Geſandten, deſſen Gegenwart ihn an die ſo eben veröffentlichten lächerlichen Schreiben an den deutſchen Reichstag erinnerte, und ſagte ihm: „Ihr König vergißt alſo, daß Schweden nicht mehr in der Zeit Guſtav Adolfs ſteht, daß es zu einer Macht dritten Ranges herabgeſunken iſt?" So, immer aufgeregt, durchſchritt er den Kreis mit flammendem Blick, ſchrecklich wie die erzürnte Herrſchermacht, aber ohne die ihr ſo wohl anſtehende ruhige Würde.

Indeß fühlte er, daß er aus dem gebührenden Maß herausgetreten ſei. Er ging zu dem engliſchen Geſandten zurück, fragte im mildern Ton nach ſeiner Frau und drückte den Wunſch aus, ſie möchte, nachdem ſie die ſchlechte Jahreszeit in Frankreich zugebracht, auch

die gute hier verleben. Das hinge aber nicht von ihm ab, ſondern von England. Wäre man genöthigt, die Waffen wieder zu ergreifen, ſo würde die Verantwortlichkeit vor Gott und Menſchen nur auf die fallen, welche ſich weigerten, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Dieſer Auftritt mußte das Selbſtgefühl des engliſchen Volks tief verletzen und zu einem Austauſch von Unannehmlichkeiten führen. Die Engländer hatten im Weſentlichen Unrecht, denn ihre Gier nach Malta war ein wahres Aergerniß. Man mußte ihnen das Unrecht im Weſen laſſen und nicht ſelber ein Unrecht in der Form begehen. Aber Bonaparte fand eine Art Vergnügen daran, die Ausbrüche ſeines Zorns von einem Ende der Welt bis zum andern widerhallen zu laſſen.

Der Auftritt mit Lord Withworth vor zweihundert Zeugen ward ſogleich bekannt. Jeder ſchilderte und übertrieb ihn nach ſeiner Weiſe. In Europa erregte er ein ſchmerzliches Gefühl, und in England vergrößerte er die Verlegenheit des Kabinets. Withworth beklagte ſich bei Talleyrand und erklärte, er würde nicht wieder in den Tuilerien erſcheinen, wenn er nicht die förmliche Verſicherung erhielte, ferner mit ſolcher Behandlung verſchont zu bleiben. Talleyrand antwortete mündlich auf dieſe gerechten Klagen. Seine Ruhe und Gewandtheit kam ſehr der Politik des Kabinets zu ſtatten, welche durch die Heftigkeit Bonapartes bloßgeſtellt war.

In der beweglichen leidenſchaftlichen Seele Napoleons hatte eine plötzliche Umwandlung ſtattgefunden. Von den Ausſichten auf einen Frieden voll fruchtbringender Arbeit, an welchem er ſeine Einbildungskraft geweidet hatte, ging er plötzlich über auf Ausſichten von Krieg und wunderbarer Größe durch den Sieg,

von Umgeſtaltung Europas, von Wiederherſtellung des abendländiſchen Reichs. Aus dem Wohlthäter Frankreichs und der Welt, der zu ſein er ſich ſchmeichelte, wollte er Gegenſtand des Staunens für ſie werden. Ein zugleich perſönlicher und patriotiſcher Zorn ergriff ihn. England zu beſiegen, zu demüthigen, zu vernichten, ward von dieſem Tag an die Leidenſchaft ſeines Lebens. Ueberzeugt, daß dem Menſchen mit Verſtand, Willen und Ausdauer Alles möglich iſt, hing er ſich plötzlich an den Gedanken, über die Meerenge von Calais zu ſetzen und nach England eines der Heere zu bringen, welche Europa beſiegt hatten. Drei Jahre zuvor hatte er ſich geſagt, der Bernhard und das Eis des Winters, welche gewöhnlichen Menſchen als unüberſteigliche Hinderniſſe erſchienen, ſeien es für ihn nicht. Daſſelbe ſagte er ſich von der Meerenge zwiſchen Calais und Dover, und nun bemühte er ſich über dieſelbe zu ſetzen, feſt überzeugt vom Gelingen. Von dem Tag an, wo die Botſchaft des Königs von England erlaſſen wurde, datiren ſeine erſten Befehle. Der Geiſt, der das Bewußtſein der Macht in der Politik irre leitete, ward wieder ein Wunder der menſchlichen Natur, wo es ſich handelte, alle Schwierigkeiten einer ungeheuren Unternehmung vorauszuſehen und zu überwinden.

Sofort ſchickte er den Oberſten Lacuée nach Flandern und Holland, um die Häfen dieſer Länder zu beſichtigen, und die Form, Größe, Bevölkerung und das Schiffsmaterial derſelben zu unterſuchen. Er trug ihm auf, ſich eine Ueberſicht aller zur Küſtenfahrt und zum Fiſchfang beſtimmten Fahrzeuge, die im Stand wären, im Gefolge einer Kriegsflotte zu ſegeln, von Havre an bis

zum Texel, zu verſchaffen. Andere Offiziere ſandte er nach Cherbourg, St. Malo, Granville, Breſt, mit dem Befehle, alle zur großen Fiſcherei verwendbaren Schiffe zu muſtern, um Zahl, Werth und Tonnengehalt derſelben kennen zu lernen. Die Kanonierſchaluppen, welche die boulogner Flottille im Jahre 1801 gebildet hatten, ließ er wieder ausbeſſern. Den Ingenieuren der Marine gab er Befehl, ihm Muſter von Plattſchiffen, welche ſchweres Geſchütz tragen könnten, vorzulegen, ferner den Plan zu einem großen Kanal, welcher Boulogne und Dünkirchen verbände. Er ließ zur Bewaffnung der Küſten und Inſeln zwiſchen Bordeaux und Antwerpen ſchreiten. Er befahl eine ſofortige Unterſuchung der Waldungen an den Küſten des Kanals, um Art und Menge des in ihnen vorhandenen Holzes zu ermitteln und zu ſehen, was ſie liefern könnten zum Bau einer zahlreichen Kriegsflottille. Auf die Meldung, daß Sendlinge der engliſchen Regierung um die Holzvorräthe im Kirchenſtaat handelten, ſchickte er Agenten mit dem nöthigen Geld zum Kauf dieſer Vorräthe ab, und zugleich Empfehlungen, welche dem Papſt keine Wahl zwiſchen den Käufern ließen.

Seiner Meinung nach mußte der Ausbruch der Feindſeligkeiten durch drei Handlungen bezeichnet werden: durch die Beſetzung von Hannover, von Portugal und vom Golf von Tarent, damit ſofort alle Küſten des Feſtlandes, von Dänemark bis ans adriatiſche Meer völlig verſchloſſen würden. Zu dem Ende begann er zu Bayonne die Artillerie für ein Heer zu bilden; zog zu Faenza 12,000 Mann und 24 Feuerſchlünde zuſammen mit der Beſtimmung, im Königreich Neapel einzurücken, und ließ die zu Helvoetſluis nach Louiſiana eingeſchifften

Truppen wieder ans Land ſetzen. Einen Theil dieſer letzteren Truppen, welche er nicht unmittelbar vor einer Kriegserklärung in See gehen laſſen wollte, ſchickte er in den holländiſchen Hafen Vlieſſingen, beauftragte einen eigens abgeſandten Offizier, ſich dort aller Gewalt eines Militärkommandanten in Kriegszeit zu bemächtigen und gab Befehl, den Platz unverzüglich zu bewaffnen. Die übrigen wieder ausgeſchifften Truppen ließ er nach Breda und Nymwegen gehen, wo ſich ein Heer von 24,000 Mann zuſammenziehen ſollte, um unter dem Befehl des beſonnenen und feſten Generals Mortier bei der erſten feindſeligen Handlung Englands in Hannover einzufallen.

Dieſer Einfall hatte ſeine politiſchen Schwierigkeiten. Als Kurfürſt von Hannover war der König von England Mitglied des deutſchen Reichs und hatte auf den Schutz deſſelben Anſpruch. Der König von Preußen als Kreishauptmann von Niederſachſen, in welchem Hannover lag, war der natürliche Beſchützer dieſes Staates. Seine Zuſtimmung zu erlangen, war nöthig, und ſie zu geben, mußte ihm ſchwer fallen, denn damit mengte er Norddeutſchland in den furchtbaren Streit und ſetzte es vielleicht der Verſchließung der Weſer, Elbe und Oder durch die Engländer aus. Das Kabinet von Potsdam legte allerdings viel Anhänglichkeit für Frankreich an den Tag, welches ihm reiche Entſchädigungen verſchaffte, und dieſe Anhänglichkeit konnte es beſtimmen, alle Coalitionsplane von der Hand zu weiſen, ihnen entgegen zu arbeiten, ja ſelbſt den Erſten Conſul von ihnen zu benachrichtigen; aber die Freundſchaft war nicht entſchiedenes Bündniß, ſo daß man für eine große Handlung der Hingebung auf Preußen hätte rechnen

können. Bonaparte ſchickte augenblicklich ſeinen Adjutanten Duroc, welcher den preußiſchen Hof genau kannte, nach Berlin, um dieſen Hof zu benachrichtigen, daß ein Bruch zwiſchen England und Frankreich bevorſtehe und daß die franzöſiſche Regierung entſchloſſen, den Krieg mit Nachdruck zu führen, Hannover wegzunehmen gedenke. Der Erſte Conſul wolle nicht den Krieg um des Kriegs willen. Wenn die dem Streit fremden Monarchen, wie der König von Preußen und der Kaiſer von Rußland, Mittel fänden, denſelben dadurch beizulegen, daß ſie England zur Achtung der Verträge vermöchten, dann würde er auf den Weg der Feindſeligkeit, den zu betreten er im Begriff ſei, ſtehen bleiben.

Auch gegen den Kaiſer Alexander glaubte Bonaparte einen Schritt der Schicklichkeit thun zu müſſen. Er hatte mit dieſem Kaiſer bis jetzt einige große europäiſche Angelegenheiten abgehandelt, und er wollte ihn dadurch an ſich knüpfen, daß er ihn zum Richter zwiſchen Frankreich und England machte. In einem Brief, den Oberſt Colbert zu überbringen hatte, erinnerte er ihn an alle Begebenheiten ſeit dem Frieden von Amiens und zeigte ſich geneigt, jedoch ohne es zu beantragen, ſich ſeiner Vermittlung zn unterwerfen, falls England ſich derſelben unterwürfe, denn er rechne auf die Güte ſeiner Sache und auf die Gerechtigkeit des Kaiſers.

Zu dieſen raſch gefaßten Entſchlüſſen ſollte noch ein letzter kommen in Betreff Louiſianas. Was ſollte aus dieſem reichen Beſitzthum werden. Domingo war voll von Truppen, und die in den Colonialdepots verfügbaren Soldaten wurden noch eilends auf alle ſegelfertigen Handelsſchiffe geſetzt. Guadeloupe, Martinique und Isle de France hatten ebenfalls ſtarke Beſatzungen,

ſo daß große Heere und Flotten erforderlich geweſen wären, ſie Frankreich ſtreitig zu machen. Aber in Louiſiana war nicht ein Soldat. Eine ſo weitläufige Provinz zu beſetzen, wären in Kriegszeiten viertauſend Mann zu wenig geweſen. Die Einwohner, obwohl franzöſiſchen Urſprungs, hatten ſeit hundert Jahren ſo oft die Herren gewechſelt, daß ſie an nichts mehr hingen als an ihrer Unabhängigkeit. Den Nordamerikanern gefiel es nicht, uns im Beſitz der Mündungen des Miſſiſippi, ihres hauptſächlichſten Auswegs in den Golf von Mexiko, zu ſehen. Sie warben eben bei Frankreich um günſtige Tranſitbedingungen für ihren Handel und ihre Schifffahrt im Hafen von Neuorleans. Wollten wir Louiſiana behalten, ſo mußten wir gefaßt ſein auf große Anſtrengungen der Engländer, es uns zu entreißen, auf Gleichgültigkeit der Bewohner und auf üblen Willen der Nordamerikaner, welche ſich nur die Spanier zu Nachbarn wünſchten. Mit dem Erſcheinen der Botſchaft Georgs III. waren alle Colonialträume Bonapartes zerronnen und augenblicklich hatte er ſeinen Entſchluß wegen Louiſiana gefaßt. Er ſagte einem ſeiner Miniſter: Ich will nicht eine Beſitzung behalten, die in unſern Händen nicht ſicher wäre und die mich vielleicht in Zwiſt mit den Amerikanern bringen könnte. Ich will ſie vielmehr benutzen, um die Amerikaner an mich zu feſſeln, ſie in Zwiſt mit den Engländern zu bringen und letzteren Feinde zu ſchaffen, die einſt uns rächen werden, wenn es uns nicht gelingt, uns ſelber zu rächen. Ich überlaſſe Louiſiana an die Vereinigten Staaten. Da ſie aber uns kein Land zum Erſatz geben können, ſo verlange ich von ihnen eine Summe Geldes zu meinen außerordentlichen Rüſtungen gegen England. — Ein

Anlehen wollte er nicht machen. Mit einer großen Summe, die er ſich auf außerordentlichem Weg verſchaffte, mit einer mäßigen Erhöhung der Abgaben und mit dem langſamen Verkauf einiger Nationalgüter hoffte er die Kriegsausgaben beſtreiten zu können. Obwohl ſein Schluß in Betreff Louiſianas feſt ſtand, wollte er doch die Meinung des Schatzminiſters Marbois, der früher in Amerika beſchäftigt geweſen und des Marineminiſters Decrès hören, wie er oft nach einem gefaßten Entſchluß that, um ſich zu überzeugen, daß er keine bedeutende Seite der Frage außer Augen gelaſſen habe. Marbois ſprach für, Decrès gegen die Abtretung. Nachdem Bonaparte ſie aufmerkſam angehört, wies er den Miniſter des Schatzes an, ſofort den amerikaniſchen Geſandten Livingſton zu rufen und mit ihm eine Unterhandlung wegen Louiſiana anzuknüpfen. Eben war auch Munroe nach Europa gekommen, um mit den Engländern die Frage des Seerechts und mit den Franzoſen die Frage der Durchfuhr auf dem Miſſiſippi zu verhandeln. Bei ſeinem Eintreffen in Paris ward er mit dem Anerbieten überraſcht. Nordamerika ſolle nicht etwa eine erleichterte Durchfuhr durch Louiſiana, ſondern den Beſitz dieſes Landes erlangen. Munroe war einen Augenblick in Verlegenheit, weil er keine Vollmacht hatte. Indeß er behielt ſich die Beſtätigung ſeiner Regierung vor und trat in Unterhandlung. Marbois verlangte 80 Millionen. Davon ſollten 20 in Amerika bleiben als Entſchädigung amerikaniſcher Handelsleute für geſetzwidrige Priſen. Hiermit war das Wohlwollen des amerikaniſchen Handelsſtandes für Frankreich gewonnen. Die übrigen 60 Millionen, für Frankreich beſtimmt, ſollten in jährlichen Raten bezahlt und bei holländiſchen

Häuſern wenig unter Pari negocirt werden. Auf dieſe Grundlagen ward der Vertrag abgeſchloſſen und nach Waſhington zur Genehmigung geſchickt. So haben die Nordamerikaner von Frankreich das große Land erworben, welches ſie zu Herren des Golfs von Mexiko gemacht hat. Ihren Urſprung wie ihre Größe verdanken ſie dem langen Kampf zwiſchen Frankreich und England. Der erſte Akt dieſes Kampfes hat ihnen die Unabhängigkeit, der zweite Ergänzung ihres Gebiets verſchafft. Wir werden bald ſehen, wozu die 60 Millionen verwendet wurden.

Nachdem Bonaparte dieſe Maßregeln getroffen, folgte er mit größerer Geduld dem Verlauf der Unterhandlung mit England. Nachdem die aufbrauſende Heftigkeit, deren er ſich bei der Kunde von der Botſchaft des engliſchen Königs nicht hatte erwehren können, ſich gelegt hatte, nahm er ſich feſt vor gemäßigt zu bleiben und ſich ſo augenſcheinlich aufs Aeußerſte treiben zu laſſen, daß Frankreich und England ſich über die wahren Urheber des Kriegs nicht täuſchen könnten.

Talleyrand, der unter dieſen Umſtänden mit ſeltner Weisheit verfuhr, hatte mehr als irgend jemand dazu beigetragen, den Erſten Conſul zu dieſem Entſchluß zu bringen. Er ſah ſehr wohl, daß ein Krieg mit England bei der Schwierigkeit, ihn zu einem entſcheidenden Ende zu führen, bei dem Einfluß der engliſchen Subſidien, die ihn bald zu einem Continentalkrieg machen mußten, nichts anderes ſei, als die Erneuerung des Kampfes der Revolution mit Europa. Um einen allgemeinen Brand zu verhüten, wandte er gegen Bonaparte ſeine Trägheit an, die ihm zuweilen diente, wie Waſſer, welches man in eine Gluth ſchüttet, um ſie zu mäßigen.

Wenn dieſe Trägheit in manchen Fällen ihre Nachtheile hatte, ſo war ſie dies Mal wohl angebracht. Mit einem andern Kabinet, als dem damaligen ſchwachen engliſchen, würde es ihm vielleicht gelungen ſein, einen Bruch zu verhindern oder wenigſtens noch lange zu verzögern. Nachdem er mit Bonaparte Rückſprache genommen, machte er dem engliſchen Kabinet eine ruhige, offene Mittheilung, daß jetzt allerdings in Frankreich gerüſtet werde, aber erſt ſeit der Botſchaft des Königs ans Parlament. „Da man in England rüſtet,“ ſchrieb er, „ſo wird ſich das engliſche Kabinet nicht wundern, wenn die Schweiz, welche geräumt werden ſollte, nicht geräumt wird, wenn eine Heerabtheilung nach Unteritalien geſchickt wird, um wieder Tarent zu beſitzen, wenn 20,000 Mann in Holland einrücken und eine Stellung in der Nähe von Hannover nehmen, wenn zu Bayonne das Material einer Diviſion vereinigt wird, um im Nothfall gegen Portugal zu handeln, wenn wir von Bauten in unſern Häfen zu Rüſtungen übergegangen ſind. Die Folge davon wird freilich verſtärkte Aufregung in England ſein, und die gewöhnlichen Aufhetzer werden von neuem den Schluß ziehen, daß Frankreich auf neue Angriffe ſinnt. Aber das iſt nicht zu ändern. Das britiſche Kabinet iſt zuerſt zu ſolchen Vorſichtsmaßregeln geſchritten, welche am Ende Aufreizungsmaßregeln werden.“ — Wirklich wurde in England eifrig gerüſtet. Auf den Kaien der Themſe, mitten in London, wurden Matroſen gepreßt, und Anſtalten wurden getroffen, die fünfzig Linienſchiffe in Stand zu ſetzen, die laut der Ankündigung im Parlament im Fall eines Bruchs am Tag der Kriegserklärung ſegelfertig ſein ſollten.

Das Miniſterium Addington hatte, da es ſich den Umſtänden nicht gewachſen fühlte, ſeinen Vorgänger Pitt zum Eintritt in das Kabinet zu bewegen geſucht. Pitt hatte die Eröffnungen ſtolz zurückgewieſen. Er lebte fortwährend meiſt fern von London und dem Getreibe der Parteien. Im Gefühl ſeiner Stärke und in der Vorausſicht der Begebenheiten, die ihn nothwendig machen mußten, wollte er die Gewalt lieber von dieſen Begebenheiten empfangen, als von ſchwachen Miniſtern. Seine Weigerung ſetzte dieſe in peinliche Verlegenheit. Die Schritte bei ihm waren ohne Gutheißung des Königs geſchehen, der in Pitt zwar einen Mann von ſeinen Anſichten fand, aber einen Miniſter, der faſt Herr war, in Fox einen Mann von edler Geſinnung, aber von Anſichten, die ihm verhaßt waren, und der ſtatt beider Addington behalten wollte, den Sohn eines ihm werthen Arztes, und Hawkesbury, den Sohn ſeines Vertrauten, Liverpool. Der König wollte auch, wo möglich, den Frieden erhalten, und wenn er Krieg führen müßte, was ihm gewiſſermaßen zur Gewohnheit geworden war, wollte er ihn mit Hülfe ſeiner jetzigen Miniſter führen. Den Miniſtern Addington und Hawkesbury war das ganz recht, aber ſie hätten ſich gern verſtärken mögen und ſich, nachdem ſie ein Miniſterium des Friedens geweſen, zu einem Miniſterium des Kriegs geſtalten. Da Pitt ihre Anerbietungen zurückgewieſen hatte, konnten ſie Wyndham und Grenville nicht nehmen, deren Heftigkeit der öffentlichen Meinung weit vorauseilte. An Fox, deſſen friedliche Anſichten ihnen zuſagten, hätten ſie ſich gern gewendet; aber hier war der Wille des Königs ein unüberſteigliches Hinderniß. Es blieb ihnen nichts übrig, als für ſich zu bleiben, ſchwach und ver-

einſamt in dem Parlament und von den Parteien gelenkt. Die ſtärkſte Partei in dieſem Augenblick war die Partei Grenvilles, welche die nationalen Leidenſchaften benutzte. Dieſe Partei, welche man anfing wegen ihrer Heftigkeit von der Partei Pitts zu unterſcheiden, rächte ſich für die Unmöglichkeit ins Miniſterium zu kommen, damit, daß ſie die Miniſter nöthigte zu thun, was ſie ſelber im Beſitz der Gewalt gethan haben würde. Das Kabinet ward alſo durch ſeine Schwäche eben ſo ſicher zum Krieg geführt, als wenn es Wyndham, Grenville und Dundas in ſeiner Mitte gehabt hätte.

Addington und Hawkesbury waren jetzt in Verlegenheit über den Lärm, den ſie wegen der ſchweizer Angelegenheiten gemacht hatten, indem ſie Malta behielten und auf eine ſtolze Redensart Bonapartes mit einer Botſchaft ans Parlament antworteten. Gern hätten ſie einen Ausweg finden mögen, aber ſie hatten ſich in eine Lage gebracht, wo Alles außer der Erwerbung Maltas in England ungenügend ſcheinen und ein Toben hervorrufen mußte, bei welchem ſie nicht anders als unterliegen konnten. Aber Malta von Bonaparte zu erlangen war durchaus keine Hoffnung. Um ihnen zu Hülfe zu kommen, gab ihnen Talleyrand zu verſtehen, daß eine Uebereinkunft, in welcher man etwa die Räumung der Schweiz und Hollands als Preis der Räumung Maltas bewilligte und ſich verpflichtete, das türkiſche Reich unangetaſtet zu laſſen, vielleicht dienen könnte, die öffentliche Meinung in England zu beruhigen und die Beſorgniſſe zu zerſtreuen. Dieſer Vorſchlag entſprach nicht den Wünſchen der engliſchen Miniſter, denn Malta war die unumgängliche Bedingung, welche ihnen die herrſchende Partei vorſchrieb. Entweder mußten ſie

die durch ihre Schuld rege gewordene Begier befriedigen, oder im Parlament unterliegen. Sie fühlten, daß ſie ſich vor England, Frankreich und Europa lächerlich machen würden, wenn ſie fortwährend in einer zweideutigen Lage blieben, indem ſie nicht wagten zu ſagen, was ſie wollten. Sie rückten alſo endlich am 13. April 1803 mit ihren Forderungen heraus. Sie ſagten: da der Erſte Conſul ihnen Beſorgniſſe wegen Egypten erweckt habe, ſo müßten ſie auf dem Beſitz von Malta beſtehen, als auf einem Aufſichtsmittel, welches ſie beruhigen könnte. Sie boten die Wahl zwiſchen zweierlei an: zwiſchen ewigem Beſitz der Feſtungswerke der Inſel für England mit Ueberlaſſung der Civilregierung der Inſel an den Orden, — oder zehnjährigem Beſitz der Feſtungswerke und nachheriger Uebergabe nicht an den Orden, ſondern an das Volk von Malta. In beiden Fällen ſollte Frankreich ſich verpflichten, eine Unterhandlung mit dem König von Neapel zu unterſtützen, damit dieſer an England die Inſel Lampeduſa zur Anlegung einer Seeſtation abträte.

Withworth ſuchte dieſen Begehren bei Talleyrand Eingang zu verſchaffen und wandte ſich zugleich an Joſeph Bonaparte, der nicht minder als Talleyrand die Möglichkeiten eines verzweifelten Kampfes fürchtete, wobei vielleicht die ganze Größe der Bonaparte aufs Spiel geſetzt werden müßte. Joſeph verſprach, ſich bei ſeinem Bruder zu verwenden, aber ohne große Hoffnung etwas auszurichten. Der einzige Vorſchlag, der ihm Ausſicht auf Erfolg bei Napoleon zu haben ſchien, war der, die Feſtungswerke von Malta einige Zeit, aber nur kurze Zeit in den Händen der Engländer zu laſſen und dabei die größte Sorge für das Fortbeſtehen

des Ordens zu tragen, damit man ihm bald jene Feſtungswerke übergeben und dafür Frankreich die Anerkennung der neuen italieniſchen Staaten bewilligen könnte. — Joſeph und Talleyrand verſuchten alles Mögliche, um Napoleon milder zu ſtimmen. Sie ſtellten ihm vor, die Erhaltung des Johanniterordens ſei in den Augen des Publikums ein deutliches Zeichen, daß die Beſetzung der Feſtung nur zeitweilig ſei, und diene ſomit, die Ehre der franzöſiſchen Regierung ungeſchmälert zu erhalten. Der Erſte Conſul zeigte eine unbezwingliche Hartnäckigkeit. Alle dieſe Mittelwege ſchienen ihm unter ſeiner Würde. Er ſagte: „Es wäre beſſer, den Engländern kurz und gut Malta zu laſſen, wie eine freiwillige Entſchädigung für das angebliche Umſichgreifen Frankreichs auf dem Feſtland. So würde das Zugeſtändniß etwas offenes und klares haben und mehr wie eine freiwillige Handlung der Gerechtigkeit, als wie eine Handlung der Schwäche erſcheinen. Dagegen den wirklichen Beſitz Maltas zu bewilligen (die Feſtungswerke ſind die ganze Inſel, und einige Jahre die Ewigkeit) und es doch zu verheimlichen, iſt meiner unwürdig. Kein Menſch würde ſich irre führen laſſen, und gerade die Verſuche, das Zugeſtändniß zu bemänteln, würden das Bewußtſein der Schwäche verrathen. Entweder Malta oder nichts. Aber Malta iſt die Herrſchaft über das Mittelmeer, und niemand wird glauben, daß ich mich dazu verſtände, den Engländern die Herrſchaft über dies Meer zu geben, wenn ich nicht Furcht hätte, mich mit ihnen zu meſſen. Ich verliere alſo zugleich das wichtigſte Meer der Welt und die Meinung Europas, welche an meine Thatkraft glaubt und ſie allen Gefahren überlegen glaubt." — „Aber,"

erwiederte Talleyrand, „die Engländer haben Malta, und mit einem Bruch nehmen Sie es ihnen nicht.“ — „Freilich,“ ſagte Bonaparte, aber einen ſolchen Vortheil laſſe ich ihnen nicht ohne Kampf. Ich mache ihnen denſelben mit den Waffen in der Hand ſtreitig und ich hoffe, die Engländer in eine ſolche Lage zu bringen, daß ſie genöthigt ſind, Malta herauszugeben und noch mehr — nicht zu gedenken, daß, wenn ich nach Dover komme, es mit dieſen Tyrannen der Meere vorbei iſt. Wenn wir früher oder ſpäter doch einmal mit einem Volk kämpfen müſſen, dem die Größe Frankreichs ein Dorn im Auge iſt, ſo iſt es beſſer jetzt als ſpäter. Die Thatkraft der Nation iſt nicht durch einen langen Frieden abgeſtumpft. Ich bin jung, die Engländer haben unrecht, ich will lieber dem Ding ein Ende machen. Malta oder nichts. Aber ich bin entſchloſſen, ſie ſollen Malta nicht haben.“ Indeß verſtand er ſich dazu, daß um die Abtretung von Lampeduſa oder irgend einer andern kleinen Inſel nördlich von Afrika an die Engländer unterhandelt würde, jedenfalls aber unter der Bedingung, daß ſie augenblicklich Malta räumten. „Einen Ankerplatz mögen ſie meinetwegen im Mittelmeer haben. Aber zwei Gibraltar in dieſem Meer, eins am Eingang und eins in der Mitte ſollen ſie nicht haben.“

Dieſe Antwort täuſchte völlig die Erwartung Withworths. Hatte er ſich anfangs, wo er die Hoffnung auf Gelingen hegte, biegſam gezeigt, ſo ward er jetzt ſtarr, ſtolz und faſt unziemlich. Aber Talleyrand war entſchloſſen, ſich Alles gefallen zu laſſen um den Bruch zu verhüten oder doch zu verzögern. Withworth ſagte ihm, wenn der Erſte Conſul ſeine Ehre in etwas ſetze, worein er ſie nicht ſetzen ſollte, ſo ſei das England

gleichgültig. Es ſei nicht einer der kleinen Staaten, dem er ſeinen Willen vorſchreiben und all ſeine Anſichten über Ehre und Politik aufnöthigen könnte. Talleyrand antwortete mit Ruhe und Würde, England habe auch nicht das Recht, unter dem Vorwand von Mißtrauen die Ueberlaſſung von einem der wichtigſten Punkte auf der Erde zu verlangen. Keine Macht in der Welt dürfe der andern zumuthen, ſich die Folgen ihres Mißtrauens gefallen zu laſſen. Dies würde eine ſehr bequeme Manier ſein, Eroberungen zu machen; man brauchte alsdann nur zu ſagen, man habe Mißtrauen, um ſeine Hand auf ein Stück der Erde zu legen.

Withworth theilte dieſe Antwort ſeinem Kabinet mit. Das engliſche Miniſterium ſah ſich genöthigt, zwiſchen der Räumung Maltas zu wählen, welche es als ſeinen Sturz betrachtete, und zwiſchen dem Krieg. Es faßte den ſträflichen Entſchluß, den Krieg vorzuziehen, den Krieg wider den einzigen Mann, welcher England in ernſtliche Gefahr bringen konnte. So wie es einmal dieſen Entſchluß gefaßt hatte, glaubte es, der Partei, unter deren Herrſchaft es ſich geſtellt hatte, zu Gefallen ſich anmaßend und zum Bruch bereit zeigen zu müſſen. Es ſchrieb dem Geſandten vor, die Beſetzung Maltas auf mindeſtens zehn Jahre, die Abtretung von Lampeduſa, die ſofortige Räumung der Schweiz und Hollands, eine genau beſtimmte Entſchädigung für den König von Sardinien zu verlangen und zum Erſatz dafür die Anerkennung der italieniſchen Staaten anzubieten. Mit dieſen Verhaltungsbefehlen war die Weiſung verbunden, ſofort ſeine Päſſe zu nehmen, wenn die Bedingungen nicht zugeſtanden würden.

Die Depeſche war vom 23. April. Am 25. kam ſie nach Paris. Withworth machte bei Talleyrand einige Verſuche zur Ausgleichung, denn er ſelber erſchrack vor dem Bruch. Talleyrand ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß an Erlangung Maltas weder auf zehn Jahre noch auf kürzere Zeit, zu denken ſei und daß man ſich nach einem andern Ausweg umſehen müſſe. Zugleich aber bemühte er ſich, durch die Einkleidung ſeiner Antwort einem ſofortigen Schluß der Sache vorzubeugen. Withworth ging auf ſeine Abſicht ein und wollte der Friſt bis zum 2. Mai nicht vorgreifen. Gewiß war kein Menſch, ſelbſt der kühnſte nicht, der nicht mit Schrecken auf die Folgen eines ſolchen Kriegs hingeblickt hätte. Unerſchütterlich in dieſem Streit waren nur die engliſchen Miniſter, welche um jeden Preis ihr trauriges Daſein retten wollten, und Bonaparte, der allen Möglichkeiten eines furchtbaren Kampfes trotzte, um die Ehre ſeiner Regierung und das Uebergewicht Frankreichs im Mittelmeer aufrecht zu erhalten. Withworth und Talleyrand kamen alſo bis zum ſiebenten Tag ohne zu brechen.

Endlich am 2. Mai verlangte Withworth, um nicht gegen die Befehle ſeiner Regierung zu verſtoßen, ſeine Päſſe. Um noch ein wenig Zeit zu gewinnen, ſagte ihm Talleyrand, er wolle dies Begehren dem Erſten Conſul vorlegen, und bat ihn von neuem, nichts zu übereilen, da man mit vielem Suchen vielleicht doch noch einen unverhofften Ausweg finden könnte. Er ging zu Bonaparte und ſprach lange mit ihm. Das Ergebniß dieſer Beſprechung war ein neuer ſinnreicher Vorſchlag. Er beſtand darin, Malta in die Hände des Kaiſers von Rußland zu geben bis zur Beilegung

des Zwiſtes zwiſchen England und Frankreich. Ein ſolches Abkommen mußte den Engländern jeden Grund zum Mißtrauen nehmen, denn die Redlichkeit des jungen Kaiſers konnte nicht beſtritten werden, und durch dies Abkommen war er zum Schiedsrichter gemacht. Es traf ſich, daß der Kaiſer eben auf die Mittheilungen Bonapartes geantwortet hatte, er ſei bereit, ſeine Vermittlung anzubieten, wenn dies dem Krieg vorbeugen könnte, und der König von Preußen hege dieſelbe Abſicht und habe ſich mit ihm zu dieſem Anerbieten vereinigt. Somit war man gewiß, die beiden Herrſcher zur Uebernahme der Vermittlung bereit zu finden. Sie ablehnen hieß beweiſen, daß man weder wegen Malta, noch wegen Egypten Befürchtungen hatte, ſondern eine Eroberung für die Nation und einen Rechtfertigungsgrund für das Parlament wollte. Talleyrand, ganz glücklich einen ſolchen Ausweg gefunden zu haben, begab ſich zu Withworth, um ihn zur Aufſchiebung ſeiner Abreiſe und zur Mittheilung des neuen Vorſchlags an ſeine Regierung zu vermögen. Der Geſandte ſcheute ſich, die beſtimmten Weiſungen ſeines Kabinets unvollzogen zu laſſen. Dennoch ließ er ſich durch die Beſorgniß, mit dem ſofortigen Nehmen ſeiner Päſſe einen nicht wieder gut zu machenden Schritt zu thun, beſtimmen, einen Kurier mit den letzten Anträgen des franzöſiſchen Kabinets nach London zu ſchicken und ſich wegen ſeiner Zögerung in Befolgung der Befehle ſeines Hofs zu entſchuldigen.

Talleyrand ſchickte ſeinerſeits einen Kurier an Andreoſſy, welcher ſeit den letzten Mittheilungen der engliſchen Miniſter nicht mehr zu ihnen kam, und wies ihn an, einen entſcheidenden Schritt bei ihnen zu thun.

Andreoſſy redete zu ihnen die Sprache eines ehrlichen Mannes. Wenn man nicht Malta den Verträgen zum Hohn gewinnen wollte, ſo konnte man keinen Grund haben, die Niederlegung des Pfandes in mächtige, unbetheiligte und völlig ſichere Hände zu verweigern. Addington ſchien wankend gemacht zu ſein, denn im Grund wünſchte er eine friedliche Löſung. Er, der erſte Miniſter, ſagte ganz naiv, er wünſche in der Sache Licht zu haben, bedauerte, daß er deſſen nicht genug habe bei einer Verknüpfung ſo ernſter Umſtände und ſchien zu ſchwanken zwiſchen der Furcht, ſich eine Schwäche zu Schulden kommen zu laſſen, und der Furcht, einen verderblichen Krieg hervorzurufen. Hawkesbury, ehrgeiziger und feſter, zeigte ſich unerſchütterlich. Nach gepflogener Berathung wies das Kabinet den Vorſchlag zurück. Man wollte die nationale Ländergier befriedigen, und dazu konnte die Uebergabe Maltas an einen unbetheiligten Dritten nicht dienen. Eine ſolche Uebergabe war ſo gut wie der Verluſt für immer, denn kein Schiedsrichter in der Welt konnte England in dieſer Frage Recht geben. Zur Beſchönigung der Zurückweiſung ward ein erlogener Grund angewandt. Die Miniſter ſagten, ſie wüßten, Rußland würde den Auftrag nicht übernehmen. Und doch hatte Rußland ſeine Vermittlung angeboten, und kurz nachher, als es den letzten Vorſchlag der franzöſiſchen Regierung erfuhr, beeilte es ſich, demſelben beizutreten troß den Gefahren, die mit Uebernahme der Verwahrung eines ſolchen Pfandes verbunden ſeien. Noch einen letzten Ausweg verſuchten die engliſchen Miniſter, um Malta ohne Krieg zu behalten. Den Erſten Conſul nach ſich beurtheilend, meinten ſie, er verweigere Malta bloß aus Furcht vor

der öffentlichen Meinung, und ſchlugen vor, Zuſatzartikel zum Vertrag von Amiens zu machen, und darunter einen geheimen, wonach die engliſchen Truppen auf Malta bleiben ſollten. In den offenen Artikeln ſollte es heißen: die Schweiz und Holland würden ſofort geräumt, der König von Sardinien mit einem Landgebiet entſchädigt werden, und die Engländer würden Lampeduſa erhalten und einſtweilen zu Malta bleiben. Im geheimen Artikel ſollte geſagt ſein, ihr Aufenthalt auf Malta würde zehn Jahre dauern.

Dieſe Antwort ward am 7. Mai beſchloſſen und abgefertigt und traf am 9. zu Paris ein. Am 10. theilte ſie Withworth dem Miniſter Talleyrand und zwar ſchriftlich mit, weil derſelbe bei Bonaparte der in Folge eines Unfalls mit dem Fuhrwerk bettlägerig war, nicht abkommen konnte. Den Vorſchlag eines geheimen Artikels wies Bonaparte ſtolz zurück. Um keinen Preis wollte er davon reden hören. Seinerſeits erdachte er einen letzten Ausweg, mit welchem auf geſchickte Weiſe der Ehrgeiz beider Nationen im Gleichgewicht gehalten werden ſollte ſowohl in Betreff wirklicher als ſcheinbarer Vortheile. Nämlich die Engländer ſollten Malta auf unbeſtimmte Zeit behalten, aber in derſelben Zeit ſollten die Franzoſen den Golf von Tarent beſetzt halten. So hatten die engliſchen Miniſter ihre Wette gewonnen, Malta zu behalten und die Franzoſen hatten eine gleiche Stellung am Mittelmeer eingenommen. In Kurzem hätten alle Mächte ſich verſucht fühlen müſſen die Engländer von Malta wegzubringen, damit die Franzoſen aus dem Königreich Neapel weggingen. Indeß Bonaparte wollte dies neue Abkommen nur dann vorſchlagen, wenn er Hoffnung hatte, es angenommen

zu ſehen, und wies ſeinen Miniſter an, bei dieſem letzten Schritt ſehr behutſam zu ſein. Am 11. Mai um Mittag hatte Talleyrand eine Zuſammenkunft mit Withworth, ſagte ihm, ein geheimer Artikel ſei unzuläſſig, denn der Erſte Conſul wolle Frankreich nicht über das Maß der den Engländern gemachten Zugeſtändniſſe täuſchen, und fügte hinzu, man habe noch einen Vorſchlag: Malta abzutreten, wenn Frankreich etwas Entſprechendes erhielte. Withworth erklärte, daß er nur den von ſeiner Regierung überſandten Vorſchlag gelten laſſen könne. Schon ein Mal habe er es auf ſich genommen, ſeine Abreiſe zu verzögern, ein zweites Mal könne er es nicht, wofern nicht die Vorſchläge ſeiner Regierung förmlich angenommen würden. Talleyrand erwiderte nichts auf dieſe Erklärung. Beide Miniſter trennten ſich, gleich ſehr betrübt, daß ſie keine Uebereinkunft hatten zu Stand bringen können. Withworth verlangte ſeine Päſſe für den folgenden Tag, bemerkte aber, er würde langſam reiſen, ſo daß noch Zeit bliebe, nach London zu ſchreiben und eine Antwort zu erhalten, ehe er ſich zu Calais einſchiffen könnte. Man kam überein, daß die Geſandten an der Gränze ausgewechſelt würden, und daß Withworth zu Calais warten ſollte, bis Andreoſſy zu Dover eingetroffen wäre.

Die Spannung zu Paris war groß. Ein neugieriger Haufe ſtand vor dem Thor der Wohnung des engliſchen Geſandten, um zu ſehen, ob er Anſtalten zur Abreiſe träfe. Withworth ließ dem franzöſiſchen Kabinet noch einen ganzen Tag Bedenkzeit und reiſte erſt am Abend des 12. Mai langſam nach Calais. Das Gerücht von ſeiner Abreiſe machte in Paris großes Aufſehen. Jedermann ſah voraus, daß gewaltige Be-

gebenheiten dieſen neuen Abſchnitt der Kriegsgeſchichte bezeichnen würden. Talleyrand hatte an Andreoſſy einen Kurier mit dem neuen Vorſchlag in Betreff der Beſetzung Tarents abgeſchickt. Der Vorſchlag ſollte vom holländiſchen Geſandten Schimmelpennink als ein Gedanke von ihm vorgebracht werden, nicht im Namen Frankreichs. Der Gedanke fand bei den engliſchen Miniſtern keinen Beifall. Andreoſſy mußte abreiſen. Die Spannung war zu London nicht minder groß als zu Paris. Seit einigen Tagen war das Parlamenthaus immer voll, und Jedermann fragte die Miniſter um den Stand der Unterhandlung. Im Augenblick eines ſo großen Entſchluſſes war die Hitze der Streitluſt verflogen und man fand ſich von der Furcht vor den Folgen eines verzweifelten Kampfes beſchlichen. Das Volk zu London wünſchte nicht eben den Wiederausbruch des Kriegs. Nur die Partei Grenvilles und die großen Handelsleute waren zufrieden. Dem General Andreoſſy ward bei ſeiner Abreiſe große Rückſicht und ſichtliches Bedauern bezeugt. Er kam zu Dover an demſelben Tag an, wo Withworth zu Calais eintraf, am 17. Mai. Witbworth ſetzte ſogleich über die Meerenge. Er beeilte ſich, den franzöſiſchen Geſandten zu beſuchen, überhäufte ihn mit Achtungsbezeugungen, und führte ihn ſelber an Bord des Schiffes, welches ihn nach Frankreich zurückbringen ſollte. Beide Geſandte trennten ſich in Gegenwart der tief und ſchmerzlich ergriffenen Menge. In dieſem feierlichen Augenblicke ſchienen die beiden Nationen ſich einander Lebewohl zu ſagen, um ſich nicht mehr wieder zu ſehen bis nach einem ſchrecklichen Krieg und nach Umſtürzung der Welt. Wie ganz anders wären die Schickſale geweſen,

wenn gemäß den Worten Bonapartes, die erſte Macht zu Land und die erſte zur See ſich vereinigt und ergänzt hätten, um friedlich die Angelegenheiten der ganzen Welt zu regeln! Die allgemeine Civiliſation würde ſchnellere Fortſchritte gemacht haben, die Unabhängigkeit Europas würde für immer feſtgeſtellt geweſen ſein, und die beiden Nationen würden nicht die Herrſchaft des Nordens über den getheilten Weſten vorbereitet haben! Dies war das traurige Ende des kurzen Friedens von Amiens.

Wir verhehlen nicht die Lebhaftigkeit unſerer Nationalgefühle. Es würde uns ſchwer ankommen, Frankreich Unrecht zu geben; aber wir würden es unbedenklich thun, wenn wir es der Wahrheit gemäß hielten, und wir werden es erforderlichen Falles thun, weil die Wahrheit die erſte Pflicht des Geſchichtſchreibers iſt. Indeß nach langem Nachdenken über den ernſten Gegenſtand können wir Frankreich bei dieſer Erneuerung des Kriegs nicht verdammen. Bonaparte verfuhr bei dieſer Gelegenheit vollkommen aufrichtig. Er ließ ſich Unrecht in der Form zu ſchulden kommen, aber nicht er allein. In der Sache ſelber hatte er durchaus Recht. Die Klagen Englands über Veränderung der Stellung beider Staaten ſeit dem Frieden waren grundlos. In Italien war Bonaparte zum Präſidenten der Republik gewählt worden, aber das änderte nichts an der Abhängigkeit dieſer Republik, welche nur durch Frankreich beſtehen konnte. Und dann hatte dieſe Wahl im Februar und die Unterzeichnung des Friedens im März 1802 ſtattgefunden. Die Geſtaltung des Königreichs Etrurien und die Abtretung von Louiſiana und Parma an Frankreich waren ebenfalls ſchon vor dem März 1802 be-

kannt. Obendrein hatte England auf dem Congreß zu Amiens die Anerkennung der neuen Staaten in Italien faſt zugeſagt. Die Einverleibung Piemonts war während der Unterhandlungen vorausgeſehen und eingeſtanden, der engliſche Unterhändler hatte ſich ja um eine Entſchädigung für den König von Sardinien bemüht. Die Schweiz und Holland waren im Frieden wie im Krieg ſtets von unſern Truppen beſetzt geblieben, und in mehr als einer Unterredung hatte Hawkesbury anerkannt, daß unſer Einfluß auf dieſe Staaten eine natürliche Folge des Kriegs ſei, und daß man, wenn ihre Unabhängigkeit ſchließlich anerkannt würde, keine Klage erheben würde. England konnte nicht vorausſetzen, daß Frankreich in der Schweiz oder in Holland, d. h. an ſeinen Thoren eine Contrerevolution würde zu Stand kommen laſſen, ohne ſich dreinzulegen. Die Seculariſationen waren eine durch die Verträge gebotene Handlung, mit Gerechtigkeit und Mäßigung in Gemeinſchaft mit Rußland vollzogen unter Zuſtimmung Deutſchlands, ſelbſt Oeſterreichs, ja ſogar des Königs von England, der als Kurfürſt von Hannover bei der Vertheilung der Entſchädigungen nicht übel wegkam. Was war alſo auf dem Feſtland Frankreich vorzuwerfen? Lediglich ſeine durch die Verträge feſtgeſtellte, auf dem Congreß zu Amiens von England zugegebene Größe, die freilich fühlbarer geworden war in der Ruhe des Friedens und bei den Unterhandlungen, die ſein Einfluß und ſeine Geſchicklichkeit nach ſeinem Willen entſchieden. Der Vorwurf wegen angeblicher Anſchläge auf Egypten war ein falſcher Vorwand. Bonaparte hatte Sebaſtiani bloß als Beobachter abgeſchickt, um Gewißheit zu erlangen, ob die Engländer Alexandria räumen wollten. Die

Durchſicht der geheimſten Urkunden läßt darüber keinen Zweifel. Worauf konnte alſo die Verletzung des Vertrags von Amiens in Betreff Maltas beruhen? Um ſich das zu erklären, darf man ſich nur die Begebenheiten ſeit fünfzehn Monaten ins Gedächtniß zurückrufen.

Leidenſchaftlich, wie alle großen Völker, wünſchten die Engländer im Jahre 1801 nach zehnjährigem Kampf einen Augenblick der Ruhe, und ſie wünſchten ihn mit Heftigkeit, wie man jede Veränderung wünſcht. Dieſe Stimmung, geſteigert durch das Elend der arbeitenden Klaſſen im Jahre 1801 ward einer der Antriebe, wie ſie in freien Verfaſſungen Miniſterien ſtürzen oder erheben. Pitt zog ſich zurück. Ihm folgte das ſchwache Miniſterium Addingtons. Es machte den Frieden unter klaren, von ſeiner Nation und von der Welt wohlverſtandenen Bedingungen. Es geſtand die von Frankreich ſeit zehn Jahren gewonnenen Vortheile zu, denn auf andere Bedingungen war der Friede nicht möglich. Nach einigen Monaten ſchien der Friede nicht zu geben, was man von ihm erwartet hatte. Iſt je die Wirklichkeit der Hoffnung gleichgekommen? Die Engländer ſahen Frankreich, welches groß war durch den Krieg, groß werden durch Unterhandlungen, durch Gewerbfleiß und Handelsthätigkeit. Da entzündete ſich von neuem Eiferſucht in ihrem Herzen. Sie verlangten einen Handelsvertrag. Bonaparte verweigerte ihn in der Ueberzeugung, daß die neugeſchaffenen franzöſiſchen Manufakturen ohne einen ſtarken Schutz nicht beſtehen könnten. Doch waren die engliſchen Fabrikanten zufrieden, weil der Schleichhandel ihnen noch ſtarken Abſatz verſchaffte. Aber der höhere Handelsſtand zu London, erſchreckt von

der drohenden Concurrenz der wieder auf dem Meer erſcheinenden franzöſiſchen, ſpaniſchen, holländiſchen, genueſiſchen Flaggen, der Gewinnſte bei den Anlehen beraubt, verbunden mit Pitt, Wyndham und Grenville, ward feindſelig, feindſeliger als ſelbſt die engliſche Ariſtokratie. Er ſtand in nahen Verhältniſſen zu Holland und beſchwerte ſich über die Herrſchaft Frankreichs in dieſem Land. In der Schweiz brach eine Contrerevolution aus, in Folge der Ehrlichkeit Bonapartes, der zu ſehr eilte, dies Land zu räumen. Eine neue Beſetzung der Schweiz ward nöthig. Sie gab einen neuen Vorwand. Die Kriegspartei, beſtehend aus dem höheren Handelsſtand, mit Pitt und Grenville an der Spitze — erſterer abweſend, letzterer bei allen Parlamentsverhandlungen zugegen — trieb zu einem Bruch. Die engliſche Preſſe tobte, und die Preſſe der franzöſiſchen Emigranten übertraf ſie noch weit an Heftigkeit. Ein ſchwaches Miniſterium, welches den Frieden wollte, aber die Kriegspartei fürchtete, erſchrack über den Lärm wegen der Schweiz, und gab Befehl, Malta nicht zu räumen. So wie dieſe reiche Beute einmal der Ländergier Englands gezeigt war, konnte ſie ihr nicht mehr vorenthalten werden. Nachdem die Schnelligkeit und Mäßigung der franzöſiſchen Einmiſchung in der Schweiz die Beſchwerde über dieſe Einmiſchung beſeitigt, hätte das engliſche Kabinet Malta gern geräumt, aber es wagte es nicht mehr. Bonaparte mahnte es in der Sprache der Gerechtigkeit und des beleidigten Stolzes, den Vertrag von Amiens zu vollziehen. Die Mahnungen führten am Ende zum Bruche.

Alſo die engliſche Handelsariſtokratie, diesmal viel thätiger als die alte Adelsariſtokratie, verbündet mit

den Ehrgeizigen der Torypartei, unterſtützt von den franzöſiſchen Emigranten, ſchlecht gezügelt von einem kraftloſen Miniſterium, forderte einen heftigen, ſeiner Kraft und der Gerechtigkeit ſeiner Sache bewußten Charakter heraus und ward ſo die eigentliche Urheberin des Kriegs. Wir glauben wahr und gerecht zu ſein, wenn wir ſo die Menſchen, welche den Krieg herbeiführten, der Nachwelt bezeichnen. Die Nachwelt wird übrigens unſer aller Unrecht mit zuläſſigerer Wage abmeſſen, weil ſie die Wage mit ruhiger Hand halten wird.

Siebzehntes Buch.

Lager von Boulogne.

Botſchaft des Erſten Conſuls an die Staatskörperſchaften und Antwort auf dieſe Botſchaft — Worte Fontanes. — Gewaltthätigkeiten der engliſchen Marine gegen den franzöſiſchen Handel. — Repreſſalien. — Die Gemeinden und die Departements bieten aus freiem Antrieb Plattſchiffe, Fregatten und Linienſchiffe an. - Allgemeine Begeiſterung. — Zuſammenziehung der franzöſiſchen Marine in den Meeren von Europa. — Zuſtand, in welchen der Krieg die Kolonien verſetzt. — Weiterer Verlauf der Unternehmung nach Domingo. — Das gelbe Fieber. — Verderben des franzöſiſchen Heeres. — Tod des Generalkapitäns Leclerc. — Aufſtand der Schwarzen. — Untergang der Kolonie Domingo. — Rückkehr der Geſchwader. — Beſchaffenheit des Kriegs zwiſchen Frankreich und England. — Vergleichung der Kräfte beider Länder. — Bonaparte entſchließt ſich kühn zum Verſuch einer Landung. — Er bereitet ſie mit außerordentlicher Thätigkeit vor. — Bauten in den Häfen und in den Flüſſen landeinwärts. — Formirung von ſechs Lagern vom Texel bis Bayonne. — Finanzmittel. — Bonaparte will kein Anlehen. — Verkauf von Louiſiana. — Hülfsgelder der Verbündeten. — Mitwirkung Hollands, Italiens, Spaniens. — Unfähigkeit Spaniens. — Bonaparte entbindet es von Vollziehung des Vertrags von St. Ildefonſo unter der Bedingung einer Geldhülfe. — Beſetzung von Otranto und von Hannover. — Anſichten aller Mächte über den neuen Krieg. — Oeſterreich, Preußen, Rußland. — Ihre Beſorgniſſe und ihre Abſichten. — Rußland will die

Mittel der kriegführenden Mächte beſchränken. — Es bietet ſeine Vermittlung an, welche Bonaparte mit berechneter Bereitwilligkeit annimmt. — England antwortet kalt auf die Anträge Rußlands. — Während dieſes Schriftenwechſels bereiſt Bonaparte die Küſten Frankreichs, um die Vorbereitungen zu ſeiner großen Unternehmung zu beſchleunigen. — Seine Frau begleitet ihn. — Die größte Arbeitsthätigkeit neben königlichem Gepränge. — Amiens, Abbeville, Boulogne. — Mittel, welche Bonaparte erſinnt, um Truppen von Calais nach Dover überzuſetzen. — Drei Arten von Fahrzeugen. — Ihre Eigenſchaften und ihre Fehler. — Kriegsflottille und Transportflottille. — Ungeheure Marineſchöpfung zu Boulogne wie durch einen Zauberſchlag. — Plan, zweitauſend Fahrzeuge zu Boulogne zuſammenzuziehen, wenn die Schiffsbauten in den Häfen und Flüſſen vollendet wären. — Boulogne erhält den Vorzug vor Calais und Dünkirchen. — Die Meerenge, ihre Winde und Strömungen. — Ausgrabung der Häfen zu Boulogne, Etaples, Wimereux und Ambleteuſe. — Werke zum Schutz der Ankerplätze. — Vertheilung der Truppen längs dem Meer. — Ihre Arbeiten und Kriegsübungen. — Nachdem Bonaparte Alles geſehen und geordnet, verläßt er Boulogne, um Calais, Dünkirchen, Oſtende und Antwerpen zu beſuchen. — Plane für Antwerpen — Aufenthalt zu Brüſſel. — Zuſammenfluß von Miniſtern, Geſandten und Biſchöfen daſelbſt. — Kardinal Caprara in Belgien. — Reiſe Lombards, des Sekretärs des Königs von Preußen, nach Brüſſel. — Bonaparte ſucht den König durch offenherzige Mittheilungen zu beruhigen. — Rückkehr nach Paris. — Bonaparte will mit der ruſſiſchen Vermittlung zu einem Ende kommen und kündigt einen Krieg auf Tod und Leben gegen England an. — Er will Spanien nöthigen, ſich endlich zu erklären und den Vertrag von St. Ildefonſo zu vollziehen, wobei er ihm die Wahl der Mittel läßt. — Sonderbares Verhalten des Friedensfürſten. — Bonaparte thut einen Schritt beim König von Spanien, um dieſen Günſtling zu verklagen und ſeine Schändlichkeiten bei ihm zur Anzeige zu bringen. — Verſunkenheit des ſpaniſchen Hofes. — Er unterwirft ſich und verſpricht eine Geldhülfe. — Fortgang der Rüſtungen zu Boulogne. — Bonaparte trifft Anſtalt, ſeine Unternehmung im Winter auf 1804 auszuführen. — Er richtet ſich ein Abſteigequartier zu Pont de Briques bei Boulogne und erſcheint dort häufig. — Zuſammenziehung aller Diviſionen der Flottille im Kanal. — Glänzende Gefechte der Kanonierſchaluppen gegen Briggs und Fregatten. — Zuverſicht auf die Unternehmung gewonnen. — Eintracht zwiſchen Matroſen und Soldaten. — Hoffnung auf

baldige Ausführung. — Unvorhergeſehene Begebenheiten ziehen einen Augenblick die Aufmerkſamkeit Bonapartes auf die innern Angelegenheiten.

Die Kriegsluſt, welche man natürlich bei Bonaparte vorausſetzen mußte, würde ihn der öffentlichen Meinung in Frankreich verdächtig gemacht und vielleicht die Beſchuldigung eines übereilten Bruchs auf ihn haben kommen laſſen, wenn nicht England es übernommen hätte, durch offenbare Verletzung des Vertrags von Amiens ihn völlig zu rechtfertigen. Für Jedermann war es einleuchtend, daß England nicht der Verſuchung widerſtanden hatte, ſich Malta zuzueignen und ſich ſo einen nicht eben rechtmäßigen Erſatz für unſere Größe zu verſchaffen. Man nahm alſo den Bruch als eine von der Ehre und dem allgemeinen Beſten gebotene Nothwendigkeit hin, ohne ſich über die Folgen zu täuſchen. Man wußte, daß ein Krieg mit England jederzeit ein Krieg mit Europa werden könnte, daß ſeine Dauer eben ſo unberechenbar wäre, wie ſeine Ausdehnung, da es nicht ſo leicht war, zu ſeiner Beendigung nach London zu gehen, wie man an die Thore Wiens ging, um einen Streit mit Oeſterreich abzuthun. Er mußte dem Handel einen tödtlichen Schlag verſetzen, denn es konnte nicht fehlen, daß das Meer bald verſchloſſen wurde. Zwei Erwägungen jedoch milderten den Mißmuth darüber. Unter einem Haupt wie Bonaparte war der Krieg nicht mehr das Zeichen zu neuen inneren Unruhen, und dann ſchmeichelte man ſich, vielleicht ein Wunder ſeines Schöpfergeiſtes zu erleben, welches mit einem Schlag der langen Nebenbuhlerſchaft der beiden Nationen ein Ende machen würde.

Bonaparte wollte bei dieſer Gelegenheit die öffentliche Meinung beſonders ſchonen und benahm ſich wie man es nur immer in einer ſeit uralter Zeit beſtehenden Repräſentativverfaſſung konnte. Er rief den Senat, den geſetzgebenden Körper und das Tribunat zuſammen und theilte ihnen diejenigen Aktenſtücke der Verhandlung mit, welche bekannt zu werden verdienten. Er durfte auf jede Vorſtellung verzichten, denn mit Ausnahme einiger Ausbrüche von Lebhaftigkeit hatte er ſich im Grund nichts vorzuwerfen. Die drei Staatskörperſchaften erwiderten den Schritt des Erſten Conſuls durch Abſendung von Deputationen mit dem Auftrag, der Regierung ihre vollkommene Billigung zu melden. Ein Mann, ausgezeichnet in der ſtudirten feierlichen Beredtſamkeit, die an der Spitze großer Verſammlungen an ihrer Stelle iſt, Fontanes, der durch den Einfluß der Familie Bonaparte ſeit Kurzem in den geſetzgebenden Körper gekommen war, drückte dem Erſten Conſul die Geſinnungen dieſer Körperſchaft aus in Worten, welche eine Stelle in der Geſchichte verdienen. Er ſprach: „Frankreich iſt bereit, ſich nochmals mit ſeinen Waffen zu bedecken, welche Europa beſiegt haben. Wehe der ehrgeizigen Regierung, die uns auf das Schlachtfeld zurückrufen und, der Menſchheit eine ſo kurze Zeit der Ruhe mißgönnend, ſie in das Unglück zurückſtürzen wollte, aus welchem ſie kaum herausgekommen iſt! England könnte nicht mehr ſagen, daß es die erhaltenden Grundſätze der in ihrem Fundament bedrohten Geſellſchaft vertheidigt. Wir können dieſe Sprache führen, wenn der Krieg ſich wieder entzündet. Wir werden alsdann die Rechte der Völker und die Sache der Menſchheit rächen, indem wir den ungerechten Angriff einer

Nation zurückweiſen, welche unterhandelt, um zu täuſchen, welche den Frieden verlangt, um den Krieg wieder anzufangen, welche Verträge unterzeichnet, um ſie zu brechen. Zweifeln wir nicht, ſo wie einmal das Zeichen gegeben iſt, wird Frankreich ſich ſchaaren um den Helden, den es bewundert. Alle Parteien, denen er um ſich her Schweigen aufgelegt hat, werden es nur in Eifer und Muth einander zuvorzuthun ſuchen. Alle fühlen, daß ſie ſeines hohen Geiſtes bedürfen, und erkennen, daß er allein das Gewicht und die Größe unſerer neuen Beſtimmung tragen kann. — Bürger, Erſter Conſul, das franzöſiſche Volk kann nur große Gedanken und heldenmäßige Gefühle, wie die Ihrigen, haben. Es hat geſiegt, um den Frieden zu haben, es wünſcht ihn, wie Sie; aber wie Sie wird es nie den Krieg fürchten. England dünkt ſich wohl geſchirmt durch den Ocean. Weiß es nicht, daß die Welt zuweilen ſeltene Männer erſcheinen ſieht, deren Genie ausführt, was vor ihnen unmöglich erſchien. Und wenn einer dieſer Männer erſchienen wäre, dürfte es ihn unbedachtſamer Weiſe herausfordern und nöthigen, von dieſem Glück alles zu erlangen, was er von ihm zu erwarten berechtigt iſt? Ein großes Volk iſt zu Allem fähig mit einem großen Mann, von dem es nie ſeinen Ruhm, ſeine Intereſſen und ſeine Wohlfahrt trennen kann.“

An dieſer glänzenden, paradeмäßigen Sprache erkannte man freilich nicht die Begeiſterung von 1789 wieder, aber man fand in derſelben das Zutrauen ausgedrückt, welches jedermann in den Helden ſetzte, der das Geſchick Frankreichs in Händen hatte, und von dem man die heiß erſehnte Demüthigung Englands erwartete.

Ein Umſtand, der übrigens leicht vorauszuſehen war, ſteigerte beſonders den öffentlichen Unwillen. Faſt in dem Augenblick der Abreiſe beider Geſandten und vor jeder regelmäßigen Kundmachung erfuhr man, daß die Schiffe der königlich engliſchen Marine auf franzöſiſche Handelsſchiffe Jagd machten. In der Bai von Audierne hatten zwei Fregatten Kauffahrer weggenommen, welche ſich nach Breſt flüchten wollten. Zu dieſen erſten Handlungen kamen bald viele andere, wie aus allen Häfen gemeldet wurde. Eine ſolche Gewaltthätigkeit war dem Völkerrecht wenig gemäß. Ueber dieſen Gegenſtand war eine ausdrückliche Beſtimmung im 8. Artikel des letzten Vertrags zwiſchen Amerika und Frankreich vom 30. September 1800. Im Vertrag von Amiens ſtand nichts der Art. In ihm war durchaus keine Friſt ausbedungen, vor deren Ablauf im Fall eines Bruchs keine Feindſeligkeiten gegen den Handel beginnen ſollten. Aber dieſe Friſt ergab ſich aus den ſittlichen Grundſätzen des Völkerrechts, die höher ſtehen als alle geſchriebenen Vereinbarungen der Nationen. Bonaparte, durch die neue Lage wieder ganz zu ſeiner natürlichen Hitze zurückgeführt, wollte ſofort Repreſſalien gebrauchen und ſetzte eine Verordnung auf, nach welcher alle im Augenblick des Bruchs in Frankreich reiſenden Engländer für Kriegsgefangene erklärt wurden. Er ſagte: da man auf Handelsleute, die der Politik ihrer Regierung fremd ſeien, die Folgen dieſer Politik fallen laſſen wolle, ſo ſei er befugt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und ſich Mittel des Austauſches zu ſichern, indem er die jetzt auf franzöſiſchem Boden feſtgehaltenen britiſchen Unterthanen zu Gefangenen machte. Dieſe Maßregel, obwohl durch das Benehmen Englands veranlaßt, hatte doch

ein Gepräge von Härte, welche die öffentliche Meinung beunruhigen und die Wiederholung der Gewaltthätigkeiten im vorigen Krieg fürchten laſſen konnte. Cambacérès beſtand bei Bonaparte darauf, daß die entworfenen Beſtimmungen geändert wurden, und erlangte, daß dieſelben nur auf diejenigen Engländer Anwendung fänden, welche in der Miliz dienten oder irgend einen Auftrag von ihrer Regierung hätten. Uebrigens wurden ſie nicht eingeſperrt, ſondern als Gefangene auf Ehrenwort in Feſtungen zurückgehalten.

Bald war ganz Frankreich in eine lebhafte Bewegung verſetzt. Seitdem im vorigen Jahrhundert die engliſche Seemacht das Uebergewicht über die unſrige gewonnen zu haben ſchien, war der Gedanke, den Streit beider Seevölker durch einen Einfall in England auszumachen, allgemein verbreitet. Ludwig XVI. und das Direktorium hatten Anſtalten zu einer Landung gemacht. Letzteres hatte mehre Jahre hindurch an den Küſten des Kanals eine Anzahl Plattſchiffe unterhalten. Die Flottille von Boulogne hatte Nelſon im Jahr 1801 kurz vor Unterzeichnung der Präliminarien wegzunehmen verſucht, und er war, wie wir erzählt haben, wiederholt vom Admiral Latouche-Tréville zurückgeſchlagen worden. Es war eine Anſicht, die ins Volk übergegangen war, daß man auf Plattſchiffen ein Heer von Calais nach Dover überſetzen könne. Wie in Folge eines elektriſchen Schlags boten jetzt die Departements und die großen Städte, jedes nach ſeinem Vermögen, der Regierung Plattſchiffe, Corvetten, Fregatten und ſelbſt Linienſchiffe an. Das Departement Loiret (Orleans) faßte zuerſt den patriotiſchen Gedanken, ſich eine Steuer von 300,000 Fr. aufzulegen, um eine Fregatte von 30 Kanonen zu bauen

und auszurüſten. Auf dies gegebene Zeichen erhoben ſich Gemeinden, Departements und ſelbſt Corporationen zu ähnlichem Thun. Die Maires von Paris eröffneten Subſcriptionen, welche bald mit einer Menge von Unterſchriften bedeckt waren. Unter den von der Marine vorgelegten Muſtern von Fahrzeugen waren kleinere und größere, ſolche, die 8000 Fr. koſteten und weiter hinauf bis zum Preis von 30,000. Jeder Ort konnte alſo ſeinen Eifer mit ſeinen Mitteln in Einklang bringen. Kleine Städte, wie Coutances, Bernay, Louviers, Foix, Valogne, Verdun, Moiſſac gaben Plattſchiffe erſter oder zweiter Größe. Bedeutendere Städte beſchloſſen den Bau von Fregatten oder von Linienſchiffen. So übernahm Paris ein Linienſchiff von 120, Lyon eins von 100, Bordeaux eins von 80, Marſeille eins von 74 Kanonen. Dieſe Gaben der großen Städte waren unabhängig von denen ihrer Departements. Das Departement der Gironde unterzeichnete 1,600,000 Fr. für Schiffsbauten, das der Rhone ein patriotiſches Geſchenk im Belauf von einem Achtel ſeiner Steuern. Das Norddepartement fügte eine Million zu der von ſeiner Hauptſtadt Lille bewilligten Summe hinzu. Die freiwilligen Beiſteuern der Departements betrugen von 200,000 bis zu einer Million Fr. für die einzelnen. Manche Departements gaben ihre Beiſteuern in Landeserzeugniſſen, das der Côte d'Or bewilligte dem Staat hundert Stück ſchweres Geſchütz, die in Creuzot gegoſſen werden ſollten; das von Lot und Garonne einen Zuſatz von fünf Centimen zu ſeinen direkten Steuern in den Jahren XI. und XII. zum Ankauf von Segelleinwand in ſeinem Bereich. Die italieniſche Republik ahmte dieſen Eifer nach und bot dem Erſten Conſul vier Millionen Mai-

länder Lire an zum Bau von zwei Fregatten, die eine der Präſident genannt, die andere die italieniſche Republik, und von zwölf Kanonierſchaluppen, welche die Namen der zwölf italieniſchen Departements führen ſollten. Die großen Staatskörperſchaften wollten nicht zurückbleiben. Der Senat gab von ſeiner Dotation ein Linienſchiff von 120 Kanonen. Bloße Handelshäuſer, wie das Haus Baraillon, und Finanzbeamte, wie Generaleinnehmer, boten Plattſchiffe an. Eine ſolche Hülfsquelle war nicht zu verachten; man konnte ſie auf 40 Millionen anſchlagen, und ſie war bedeutend neben einem Budget von 500 Millionen. In Verbindung mit den 60 Millionen für den Verkauf von Louiſiana, mit Hülfsgeldern, die man von den Bundesgenoſſen erhielt, und mit der natürlichen Vermehrung des Ertrags der Steuern überhob ſie die Regierung der koſtſpieligen und zu dieſer Zeit faſt unmöglichen Auskunft eines Anlehens in Renten.

Wir werden bald im Einzelnen die Schöpfung dieſer Flottille beſchreiben, welche im Stand ſein ſollte, 150,000 Mann, 10,000 Pferde und 400 Feuerſchlünde zu tragen, und welche einen Augenblick nahe daran war, die Eroberung Englands zu bewirken. Für jetzt genüge es zu ſagen, daß die von der Marine für die Plattſchiffe geſtellte Bedingung war, daß ſie nicht über 6—7 Fuß tief im Waſſer gehen ſollten und leer nicht über 3—4 Fuß. Sie konnten alſo auf allen unſern Flüſſen ſchwimmen und bis zu deren Mündung hinabkommen, um dann längs den Küſten her in den Häfen des Kanals vereinigt zu werden. Dies war ein großer Vortheil, denn unſere Häfen hätten nicht ausreichen können, weil ſie nicht Werfte, Holz und Arbeiter genug hatten, um in einigen Monaten 1500—2000 Fahrzeuge fertig zu

bringen. Die Schwierigkeit war gehoben, wenn man im Inneren baute. Die Ufer der Gironde, der Loire, der Seine, der Somme, der Oiſe, der Schelde, der Maas, des Rheins bedeckten ſich mit Werften, die in der Eile hergerichtet wurden. Die Arbeiter an Ort und Stelle konnten unter der Leitung von Werkführern der Marine recht gut zu dieſer ſeltſamen Schöpfung mitwirken, über welche die Leute anfangs ſtaunten, zuweilen ſpotteten, die aber bald für England ein Grund zu ernſtlichen Beſorgniſſen wurde. Zu Paris lagen von der Rapée bis zum Invalidenhaus 90 Kanonierſchaluppen auf den Werften, und über tauſend Mann arbeiteten an ihnen.

Die erſte Vorſorge, welche aus Anlaß des neuen Kriegs mit England getroffen werden mußte, war die Zuſammenziehung unſerer in Weſtindien zerſtreuten Seemacht, welche beſchäftigt war, die Kolonien wieder zu unterwerfen. Daran hatte Bonaparte gleich von vorn herein gedacht. Er hatte ſich beeilt, unſere Geſchwader zurückzurufen, und dabei befohlen, zu Martinique, Guadeloupe und Domingo ſo viel Mannſchaft, Munition und Material wie möglich zurückzulaſſen. Nur die Fregatten und die leichten Fahrzeuge ſollten in Amerika bleiben. Allein die Hoffnung, mit dieſen Mitteln die Colonien zu erhalten, war täuſchend. Wenn der Krieg mit England uns die kleinen Antillen, wie Guadeloupe und Martinique nicht nehmen konnte, ſo führte er dagegen den Verluſt der werthvollſten unter allen herbei, deren Erhaltung ein Heer aufgeopfert worden war, den Verluſt von Domingo.

Wir haben geſehen, wie der Generalkapitän Leclerc nach gut geleiteten kriegeriſchen Unternehmungen mit ziem-

lichem Menſchenverluſt Herr der Kolonien geworden war und ſich ſchmeicheln konnte, ſie Frankreich wiedergegeben zu haben, und wie auf der andern Seite Touſſaint in ſeiner Zurückgezogenheit zu Ennery den Monat Auguſt als das Ende der Herrſchaft der Europäer auf Haiti betrachtete, indem er richtig die Wirkung des Klimas auf unſere Soldaten vorausſah. Aber der furchtbare Neger ſollte dieſes Triumphs nicht froh werden; denn ihm war beſtimmt, der Rauheit unſeres Himmelsſtrichs zu erliegen. Traurige Repreſſalien des Kriegs der Menſchenracen, die ſich tropiſche Gegenden einander ſtreitig machen!

Kaum hatte das Heer angefangen ſich feſtzuſetzen, als eine in jenen Gegenden häufige, diesmal aber ungewöhnlich tödtliche Seuche die nach Weſtindien verſetzten Soldaten vom Rhein und von Egypten ergriff. Sei es, daß das Klima in dieſem Jahr zerſtörender wirkte als ſonſt, oder ſei es, daß ſeine regelmäßige Wirkung ſtärker ſein mußte auf ermüdete und zuſammengehäufte Soldaten — genug der Tod raffte faſt gleichzeitig zwanzig Generale weg und Offiziere und Soldaten zu Tauſenden. Gegen Ende des Jahres 1802 hatte Bonaparte noch an 12,000 Mann den 22,000 nachgeſchickt, welche auf mehreren Geſchwadern angekommen, und von denen 5000 gefallen oder gelähmt und 5000 erkrankt waren. Gerade die Neuankommenden wurden gleich bei der Ausſchiffung vorzugsweiſe von der Seuche ergriffen. In zwei Monaten kamen wenigſtens 15,000 Menſchen um, ſo daß das Heer auf 9—10,000 Mann zuſammenſchmolz. Die noch übrigen waren freilich an das Klima gewöhnt, aber ſie waren

meiſt noch in der Geneſung begriffen und nicht wohl geeignet, ſofort wieder die Waffen zu ergreifen.

Bei den erſten Verwüſtungen des gelben Fiebers erwachten in Touſſaint Louverture all ſeine Hoffnungen wieder. Von ſeinem Ruheſitz aus knüpfte er einen heimlichen Briefwechſel mit ſeinen Vertrauten an, gebot ihnen, ſich bereit zu halten und empfahl ihnen, ihm genaue Kundſchaft zu geben von den Fortſchritten der Krankheit, beſonders aber von dem Geſundheitszuſtand des Generalkapitäns. Sein Getreibe blieb nicht ſo verborgen, daß nicht Leclerc und zunächſt die ſchwarzen Generale etwas davon erfahren hätten. Letztere, eiferſüchtig auf Touſſaint, während ſie ihm noch gehorchten, waren zufrieden mit der Ruhe und dem Reichthum, deſſen ſie genoſſen. Dieſe vergoldeten Schwarzen, wie Bonaparte ſie nannte, hatten keine Luſt, den Krieg wieder anzufangen, zumal da ſie fürchteten, Touſſaint möchte, wenn er wieder allmächtig wäre, ſie für ihren Abfall büßen laſſen. Sie redeten dem Generalkapitän zu, den ehemaligen Dictator feſtzunehmen. Touſſaints geheimes Wirken gab ſich durch ein beunruhigendes Zeichen kund. Die Neger, welche vordem ſeine Garde gebildet hatten und jetzt unter den Kolonialtruppen vertheilt waren, riſſen aus, angeblich um zum Feldbau zurückzukehren, in Wirklichkeit, um ſich in die Berge in der Nähe von Ennery zu werfen. Leclerc, von zwei Gefahren bedrängt, einerſeits von dem gelben Fieber, welches ſein Heer aufrieb, andererſeits von dem auf allen Seiten ſich ankündigenden Aufruhr der Schwarzen, beſchloß, in Gemäßheit der Befehle Bonapartes, daß er beim erſten Zeichen von Ungehorſam ſich der Häupter der Schwarzen entledigen ſollte, den

durch aufgefangene Briefe bloßgeſtellten Touſſaint feſt=nehmen zu laſſen. Hierzu war Verſtellung nöthig, da Touſſaint ſchon von einem Heer Empörer umgeben war. Leclerc ließ ihn um ſeinen Rath bitten über die Mittel, entlaufene Schwarze wieder auf die Pflanzungen zurück=zuführen, und über die Wahl derjenigen Standorte für die Truppen, welche am geeignetſten wären, ihre Ge=ſundheit wiederherzuſtellen. So ſeine Eitelkeit kitzeln, war das wahre Mittel, den Neger zu einer Zuſammen=kunft zu verlocken. „Seht ihr," ſagte er, „die Weißen können den alten Touſſaint nicht entbehren." Von einem Haufen Neger umgeben verfügte er ſich an den beſtimm=ten Ort. Kaum angelangt, ward er entwaffnet und auf ein Schiff gebracht. Er ſchämte ſich, in die Falle gegangen zu ſein, ergab ſich in ſein Schickſal und ſprach nur das große Wort: „Indem man mich ſtürzt, ſtürzt man den Stamm des Baums der Freiheit der Schwar=zen. Aber die Wurzeln bleiben und werden neue Schöß=linge treiben, weil ſie tief und zahlreich ſind." — Er ward nach Europa geſchickt und auf der Feſtung Jour eingeſperrt.

Aber der Geiſt der Empörung hatte ſich mit dem Argwohn über die Abſichten der Weißen und mit der Hoffnung, ſie zu beſiegen, unter den Negern verbreitet. Die Nachricht von der Wiederherſtellung der Sklaverei auf Guadeloupe hatte auf Domingo großen Eindruck gemacht. Einige im geſetzgebenden Körper zu Paris geſprochene Worte über Wiederherſtellung der Sklaverei in Weſtindien, welche ſich nur auf Guadeloupe und Martinique bezogen, hatten vollends den Negern auf Domingo die Ueberzeugung beigebracht, daß ihnen daſſelbe Schickſal zugedacht ſei. Die geringſten Ackerleute wie

die Generale unter ihnen ergrimmten bei dieſem Gedanken. Laplume, Clervaux, Chriſtophe, die menſchlicher und ihres Ranges würdiger, nicht wie Touſſaint nach der Diktatur ſtrebten, ſondern ſich gern die Oberherrſchaft Frankreichs, wofern es die Freiheit der Schwarzen achtete, hätten gefallen laſſen, ſprachen ſich mit einer Wärme aus, die keinen Zweifel über ihre Geſinnung ließ. Sie ſagten: wir wollen Franzoſen bleiben und treu dem Mutterland dienen, denn unſer Sinn ſteht nicht auf ein abermaliges Räuberleben; aber wenn das Mutterland unſere Brüder und unſere Kinder wieder zu Sklaven machen will, dann muß es ſich entſchließen, uns bis auf den letzten Mann abzuſchlachten. Leclerc, deſſen Redlichkeit Eindruck auf ſie machte, beruhigte ſie auf einige Tage damit, daß er ihnen ſein Ehrenwort gab, die den Weißen beigemeſſenen Abſichten ſeien eine Erdichtung. Aber das Mißtrauen war unheilbar. Während Laplume und Clervaux, aufrichtig an Frankreich hängend, in der angeführten Weiſe ſprachen, ſann Deſſalines, ein wahres Ungeheuer, wie Sklaverei und Aufruhr es bilden können, lediglich darauf, die Schwarzen gegen die Weißen, die Weißen gegen die Schwarzen zu hetzen und im allgemeinen Gemetzel an die Stelle Touſſaints zu kommen, deſſen Verhaftung er zuerſt verlangt hatte.

In dieſer ſchrecklichen Verlegenheit glaubte Leclerc mit ſeinem immer mehr zuſammenſchmelzenden Heer vom Aufſtand bedroht, die Entwaffnung der Neger verordnen zu müſſen. Die Aufrichtigen unter den ſchwarzen Generalen, wie Laplume und Clervaux billigten die Maßregel, Deſſalines und die ihm Gleichgeſinnten drängten in unredlicher Abſicht dazu. Die Entwaffnung ward

ſofort vorgenommen und gelang nur mit Anwendung von Gewalt. Viele Schwarze entflohen in die Berge, andere ließen ſich lieber foltern, als daß ſie ihre Flinten herausgegeben hätten, welche ſie als ihre Freiheit betrachteten. Gerade die ſchwarzen Offiziere zeigten ſich beſonders unbarmherzig bei dem Suchen nach Waffen. Sie ließen die Leute von ihrer Farbe erſchießen, und die einen thaten es, um dem Krieg vorzubeugen, die anderen, um ihn zu erregen. Auf ſolchem Weg wurden an 30,000 Flinten weggenommen, die meiſten engliſchen Urſprungs, von Touſſaint vorſorglich angeſchafft. Die Härte des Verfahrens erregte Empörungen im Norden, im Weſten und bei Port au Prince. Touſſaints Neffe, Karl Belair, ein Schwarzer, der durch ſeine Sitten und ſein Wiſſen ſich vor ſeines Gleichen auszeichnete und den darum ſein Oheim zu ſeinem Nachfolger machen wollte, warf ſich, gereizt durch Hinrichtungen, die in Maſſen vollzogen wurden, in die Berge und erhob die Fahne des Aufruhrs. Deſſalines, der zu St. Marc wohnte, bat dringend, mit ſeiner Verfolgung beauftragt zu werden. Er fand hier Gelegenheit, ſeinen trügeriſchen Eifer zu beweiſen und ſich zugleich an einem Nebenbuhler zu rächen. Nach erbittertem Kampf gelang es ihm, Belair mit ſeiner Frau gefangen zu nehmen. Er ſtellte ſie vor ein Kriegsgericht, und dies ließ beide erſchießen. Bei den Schwarzen entſchuldigte Deſſalines ſein Verfahren mit dem unerbittlichen Willen der Weißen, und zugleich benutzte er die Gelegenheit, einen verhaßten Nebenbuhler zu beſeitigen. Die menſchlichen Leidenſchaften ſind überall dieſelben; Klima, Zeit und Geſichtszüge machen keinen weſentlichen Unterſchied. Alles wirkte zuſammen zur

Empörung der Neger; ihr finſteres Mißtrauen, die harten Vorſichtsmaßregeln, die gegen ſie nöthig wurden und ihre wilden Leidenſchaften gegeneinander, die man dulden und oft ſogar oft benutzen mußte.

Zu den Uebeln der Lage geſellten ſich Fehler in Folge der Verwirrung, welche die Krankheit, die von allen Seiten drohende Gefahr und die Schwierigkeit, von den verſchiedenen Theilen der Inſel aus in Verbindung zu bleiben, veranlaßten. Der General Boudet war von Port au Prinee nach den Inſeln über dem Wind geſchickt worden, um den am gelben Fieber geſtorbenen Richepanſe zu erſetzen. An ſeine Stelle kam Rochambeau, ein eben ſo kenntnißreicher, wie unerſchrockener Kriegsmann, der aber in den Kolonien alle Vorurtheile der Creolen eingeſogen hatte. Gleich den alten Koloniſten haßte er die Mulatten. Er fand ſie liederlich, gewaltthätig, grauſam und zog ihnen die Schwarzen vor, welche einfacher, nüchterner und zum Krieg abgehärteter ſeien. Als Befehlshaber zu Port au Prince und im Süden zeigte er gegen die dort zahlreichen Mulatten beim Herannahen des Aufſtandes eben ſo viel Mißtrauen wie gegen die Schwarzen und kerkerte viele von ihnen ein. Am meiſten reizte er ſie dadurch, daß er ihren ehemaligen Anführer fortſchickte, den General Rigaud, welcher lange der Feind und Nebenbuhler Touſſaints geweſen, von dieſem beſiegt und vertrieben worden war, und der natürlich den Sieg der Weißen benutzt hatte, um nach Domingo zurückzukehren. Derſelbe Fehler, den die Weißen beim Anfang der Revolution auf Domingo gemacht hatten, ſich nicht mit den farbigen Leuten zu vereinigen, ward auch am Ende begangen. Rochambeau ſtieß den General Rigaud,

der eine gute Aufnahme gehofft hatte, zurück und gebot ihm, ſich wieder nach den vereinigten Staaten einzuſchiffen. Die Mulatten, beleidigt und gekränkt, fühlten ſich von nun an geneigt, ſich mit den Schwarzen zu vereinigen, was beſonders im Süden, wo ſie die Oberhand hatten, ſehr ſchlimm war.

Der anfangs theilweiſe Aufſtand ward ſo allgemein. Im Norden entwichen Clervaux, Maurepas, Chriſtophe in die Berge, nicht ohne ihr Bedauern auszudrücken, aber von dem unbezwinglichen Gefühl der Liebe zu der bedrohten Freiheit fortgeriſſen. Im Weſten warf Deſſalines endlich die Maske ab und trat zu den Empörern über. Im Süden vereinigten ſich die Mulatten mit den Negern und begannen, die ſchöne Provinz zu verwüſten, welche bisher unberührt und blühend geblieben war wie in den ſchönſten Zeiten. Treu blieb nur der Neger Laplume, welcher entſchieden an Frankreich gefeſſelt war und die Herrſchaft des Mutterlandes der rohen Herrſchaft von Leuten ſeiner Farbe vorzog. Das auf 8 bis 10,000 kaum dienſtfähige Leute zuſammengeſchmolzene franzöſiſche Heer beſaß nichts weiter mehr als im Norden das Cap und einige Stellungen in der Nähe, im Weſten Port au Prince und St. Marc, im Süden Cayes, Jérémie und Tiburon. Leclercs Lage war ſchrecklich. Seine Frau hatte er auf die Schildkröteninſel geſchickt, um ſie vor der Peſt zu retten. Vor ſeinen Augen waren außer dem beſonnenen und gewandten Benezech mehrere der ausgezeichnetſten Generale von den Heeren vom Rhein und von Italien geſtorben. Kürzlich war ihm der Tod von Richepanſe gemeldet worden. Täglich war er Zeuge vom Hinſterben ſeiner tapferſten Soldaten, ohne ihnen helfen

zu können. Er ſah den Augenblick nahen, wo er den kleinen ihm noch gebliebenen Theil der Küſte gegen die Schwarzen nicht mehr würde behaupten können. Gequält von dieſen Gedanken war er mehr als ein anderer der verheerenden Krankheit ausgeſetzt. Er wurde wirklich von ihr ergriffen, und nach wenigen Tagen eines anhaltenden Fiebers, welches ihn völlig erſchöpfte, ſtarb er, bis zum letzten Augenblick mit Gedanken an ſeine Frau und an ſeine Waffengefährten beſchäftigt, im November 1802.

Rochambeau, als der älteſte General, übernahm den Oberbefehl. Es fehlte ihm weder an Muth noch an militäriſchen Talenten, aber an der bei einem Statthalter der Kolonie erforderlichen Klugheit und Leidenſchaftsloſigkeit. Rochambeau wollte den Aufſtand überall unterdrücken, aber es war nicht mehr Zeit. Höchſtens wenn er alle ſeine Kräfte am Cap concentrirt und den Weſten und Süden aufgegeben hätte, würde er ſich haben halten können. Da er aber auf allen Punkten dem Feind die Stirn bieten wollte, mußten ſeine kräftigſten Anſtrengungen überall wirkungslos bleiben. Als er aufs Cap kam, um den Oberbefehl zu übernehmen, machten eben Chriſtophe, Clervaux und die ſchwarzen Anführer im Norden einen Verſuch gegen dieſe Hauptſtadt der Inſel. Schon hatten ſie eins der Forts genommen. Rochambeau, der bloß einige hundert Soldaten und die Nationalgarde des Cap zu ſeiner Verfügung hatte, nahm ihnen daſſelbe, beſonders mit Hülfe der tapfern Nationalgarde, wieder ab und ſchüchterte ſie durch ſeine Unerſchrockenheit ſo ein, daß ſie glaubten, ein neues Heer ſei aus Frankreich angekommen, und ſich zurückzogen. Während dieſer heldenmüthigen Ver-

theidigung fand auf der Rhede ein abſcheulicher Auftritt ſtatt. Man hatte etwa zwölfhundert Schwarze, die man am Land nicht aufzubewahren wußte und die man nicht dem Feind als Verſtärkung wollte zulaufen laſſen, auf die Schiffe gebracht. Die Schiffsmannſchaften waren in Folge der verheerenden Krankheit ſchwächer als ihre Gefangenen. Bei dem Getöſe des Angriffs aufs Cap fürchteten ſie, von ihnen umgebracht zu werden, und warfen einen Theil von ihnen ins Meer. Gleichzeitig geſchah im Süden Aehnliches gegen den Mulatten Burdet, der aus ungerechtem Mißtrauen ſchändlicher Weiſe erſäuft wurde. Jetzt vereinigten ſich die noch ſchwankenden Mulatten mit den Negern, ermordeten die Weißen und verwüſteten vollends die ſchöne Südprovinz.

Beim Wiederausbruch des Kriegs zwiſchen Frankreich und England waren die Franzoſen in der Capſtadt, in Port au Prince und in Cayes eingeſchloſſen und erwehrten ſich mit Mühe der vereinigten Neger und Mulatten. Die Nachricht vom Krieg in Europa vermehrte noch ihre Verzweiflung. Sie hatten nur die Wahl zwiſchen den Schwarzen, die grimmiger als je geworden waren, und den Engländern, die darauf warteten, daß ſie ſich ihnen ergeben müßten, um ihnen dann die Reſte ihres Vermögens abzunehmen und ſie als Gefangene nach England zu ſchicken. Von 32,000 Mann, welche Frankreich abgeſchickt hatte, waren am Ende noch 8000 übrig. Unter den mehr als zwanzig umgekommenen Generalen war keiner mehr zu beklagen als Richepanſe. Um dieſe Zeit ſtarb Touſſaint Louverture, der dies Unglück vorausgeſagt, vor Kälte in Frankreich, während unſere Soldaten der Sonnenhitze erlagen.

Ein ſolches Opfer brachte Bonaparte dem alten franzöſiſchen Handelsſyſtem. Man hat ihm dies Opfer bitter vorgeworfen. Wer aber die Handlungen von Regierungshäuptern richtig beurtheilen will, der muß die Umſtände beachten, unter welchen ſie gehandelt haben. Als Friede mit der ganzen Welt war, als die Gedanken an den alten Handel wie ein Stern wieder zum Vorſchein kamen, als zu Paris und in allen Häfen Handelsleute und zu Grund gerichtete Koloniſten laut nach Wiederherſtellung unſerer Handelswohlfahrt riefen und nach dem Wiedergewinn eines Beſitzes, welcher den Stolz und den Reichthum der alten Monarchie ausgemacht hatte, als Tauſende von Offizieren zu ihrem Verdruß ihre kriegeriſche Laufbahn durch den Frieden unterbrochen ſahen und ihre Dienſte anboten wo immer ſie zu verwenden wären, konnte man da der Sehnſucht der Einen und der Thätigkeit der Andern die Gelegenheit zur Wiederherſtellung des franzöſiſchen Handels verweigern? Was hat nicht England gethan, um Nordamerika? Was Spanien, um Südamerika zu behalten? Was würde nicht Holland thun, um Java zu behaupten? Die Völker laſſen ſich nie eine große Beſitzung entgehen, ohne die Erhaltung zu verſuchen, ſollten ſie auch gar keine Ausſicht auf Erfolg haben. Wir werden ſehen, ob der amerikaniſche Krieg den Engländern zur Lehre gedient hat, und ob ſie nicht verſuchen werden Canada zu halten, wenn einſt dieſe Kolonie dem natürlichen Hange folgt, welcher ſie zu den vereinigten Staaten hinzieht.

Bonaparte hatte aus Weſtindien alle Geſchwader mit Ausnahme der Fregatten und der leichten Fahrzeuge nach Europa zurückgerufen. Sie waren alle in unſere

Häfen wieder eingelaufen mit Ausnahme von fünf Linienſchiffen, die zu Corunna anlegen mußten, und eines, welches in Cadix Zuflucht geſucht hatte. Alle zerſtreuten Beſtandtheile mußten zuſammengezogen werden, um einen ernſtlichen Kampf mit England zu unternehmen. Ein ſolcher Kampf war eine ſchwere Aufgabe ſelbſt für die geſchickteſte, auf unerſchütterlichen Grundlagen ruhende Regierung. Für Bonaparte war es ein Leichtes, ſich vor den Schlägen Englands zu ſichern; eben ſo leicht war es aber auch für England, ſich gegen die Schläge Bonapartes zu decken. England und Frankreich hatten eine ziemlich gleich große Herrſchaft erlangt, England zur See, Frankreich zu Land. Begannen die Feindſeligkeiten wieder, ſo entfaltete England ſeine Flagge in beiden Hemiſphären und nahm einige ſpaniſche oder holländiſche, vielleicht auch, aber mit mehr Mühe, einige franzöſiſche Kolonien. Es wehrte allen Völkern die Schifffahrt und eignete dieſelbe ſich ausſchließlich zu. Weiter aber vermochte England für ſich allein nichts. Ein Erſcheinen engliſcher Truppen auf dem Feſtlande würde bloß ein Mißgeſchick bereitet haben, ähnlich dem im Helder 1799. Frankreich ſeinerſeits konnte mit Gewalt oder durch ſeinen Einfluß den Engländern den Zugang zu den europäiſchen Küſten von Kopenhagen bis Venedig wehren, ſo daß ihnen bloß die Oſtſeeküſten blieben, um aus dem hohen Norden die Kolonialwaaren, welche während des Kriegs bei ihnen allein aufgeſtapelt waren, in Europa einzuführen. Aber es ſtand zu befürchten, daß dieſe auf zwei verſchiedenen Elementen herrſchenden Mächte nie unmittelbar an einander gerathen könnten, und daß die in ihrem Streit zertretene Welt ſich am Ende gegen die eine oder die andere

empörte, um ſich den Folgen dieſes Kampfes zu entziehen. In einer ſolchen Lage mußte der Vortheil auf Seiten derjenigen Macht ſein, welche aus ihrem Element herauszutreten wüßte, um ihrer Nebenbuhlerin zu Leib zu gehen, und, wenn dieſer Verſuch nicht gelang, auf Seiten derjenigen, welche die übrige Welt für ihre Sache zu gewinnen wüßte. Die Nationen an ſich zu feſſeln, war für beide ſchwer. England mußte, um ſich das Handelsmonopol anzueignen, die Neutralen quälen, und Frankreich mußte, um das Feſtland dem engliſchen Handel zu verſchließen, allen Mächten Europas Gewalt anthun. Wollte Frankreich England beſiegen, ſo hatte es von zwei Aufgaben eine zu löſen: entweder über das Meer zu gehen und nach London zu ziehen, oder das Feſtland zu beherrſchen und es durch Gewalt oder durch die Politik zu nöthigen, alle engliſchen Waaren zurückzuweiſen, alſo mit einem Wort, Frankreich hatte entweder die Landung oder die Kontinentalſperre zu bewirken. Im Lauf dieſer Geſchichte werden wir ſehen, durch welche Folgen von Begebenheiten Napoleon allmählig von der erſten dieſer Unternehmungen auf die zweite geführt wurde, durch welche Verkettung von Wundern er anfangs dem Ziel ganz nahe kam, und durch welche Verknüpfung von Fehlern und Unfällen er ſich von demſelben entfernte und endlich unterlag. Glücklicher Weiſe hat Frankreich, ehe es zu dieſem kläglichen Ziel kam, ſolche Dinge gethan, durch welche eine Nation ewig ruhmbedeckt und vielleicht die erſte der Welt bleibt.

Dieſe Geſtaltungen mußte nothwendig der Krieg zwiſchen Frankreich und England annehmen. Von 1793 bis 1801 war er der Kampf des demokratiſchen Prin-

zips gegen das ariſtokratiſche geweſen. Unter Napoleon ſollte er, ohne dieſe Eigenheit zu verlieren, der Kampf eines Elements gegen das andere werden, mit weit mehr Schwierigkeit für uns als für die Engländer, denn das ganze Feſtland mußte aus Abſcheu gegen die franzöſiſche Revolution und aus Scheelſucht auf unſere Macht viel mehr Frankreich haſſen, als die Neutralen England haßten.

Mit ſeinem ſcharfen Blick erkannte Bonaparte bald die Bedeutung dieſes Kriegs und faßte ohne Schwanken ſeinen Entſchluß. Er machte den Plan, ein Heer über die Meerenge von Calais zu ſetzen und in London ſelbſt dem Kampf der beiden Nebenbuhler ein Ende zu machen. Wir werden ſehen, wie er drei Jahre hintereinander alle ſeine Fähigkeiten auf dieſe wunderbare Unternehmung wandte und ruhig, vertrauensvoll und freudig blieb bei einem Verſuch, der ihn entweder zum unumſchränkten Herrn der Welt machen oder ſammt ſeinem Heer und ſammt ſeinem Ruhm auf den Grund des Meeres verſenken mußte.

Vielleicht wird man ſagen, Ludwig XIV. und Ludwig XVI. ſeien doch nicht genöthigt geweſen, zu ſolchen äußerſten Mitteln im Kampf mit England zu greifen, und zahlreiche Flotten, die ſich die Flächen des Oceans ſtreitig machten, hätten dazu genügt. Wir antworten: im 17. und 18. Jahrhundert hatte England ſich noch nicht den Welthandel angeeignet und die größte Bevölkerung von Seeleuten in der Welt erlangt; damals waren die Mittel beider Seemächte viel weniger ungleich. Bonaparte war entſchloſſen, die größten Anſtrengungen zur Hebung der franzöſiſchen Marine zu machen; aber er zweifelte ſehr an dem Erfolg, obwohl

er lange Küſtenſtrecken beſaß und die Häfen und Werfte von Holland, Belgien, Frankreich und Italien zu ſeiner Verfügung hatte. Die von Spanien zählen wir nicht mit, da dies Land damals zu elend regiert war, um ein nützlicher Bundesgenoſſe zu ſein. Alle damals in Europa vorhandenen Seeſtreitkräfte Frankreichs zuſammengerechnet, kamen nicht mehr als fünfzig Linienſchiffe heraus, die im Lauf des Jahres in See gehen konnten. Er konnte ſich 4 oder 5 in Holland verſchaffen, 20—22 zu Breſt, 2 zu Lorient, 6 zu Rochelle, 5 zu Corunna, eins zu Cadix, 10—12 zu Toulon. Mit dem Holz in ſeinem weiten Reich, welches die Flüſſe herab auf die Werfte Hollands, Belgiens und Italiens kam, konnte er 50 weitere Linienſchiffe bauen. Aber zu ihrer Ausrüſtung gehörten über 100,000 Matroſen und er hatte kaum 60,000. England hatte in der nächſten Zukunft 75 ſegelfertige Linienſchiffe und leicht konnte es dieſe Zahl auf 120 ſteigern, nebſt der entſprechenden Zahl von Fregatten und kleinen Fahrzeugen. Es konnte dieſelben mit 120,000 Matroſen bemannen, und mit noch mehr, wenn es; auf Schonung der Neutralen verzichtend, auf deren Schiffen preßte. Dabei beſaß es erfahrene Admirale, voll Zuverſicht, weil ſie geſiegt hatten, Männer, die ſich zur See hielten, wie zu Land die Generale Lannes, Ney und Maſſena.

Das Mißverhältniß beider Flotten in Folge von Zeit und Umſtänden war alſo groß; aber Bonaparte verzweifelte darum nicht. Er wollte überall bauen, im Texel, auf der Schelde, in Havre, zu Cherbourg, zu Breſt, zu Toulon, zu Genua. Er wollte eine Anzahl von Landſoldaten unter die Bemannung der Schiffe miſchen und ſo die Mangelhaftigkeit unſerer Seevöl-

kerung ergänzen. Er war nicht der Erſte, der wahrgenommen hatte, daß ein Linienſchiff, beſetzt mit 600 guten Matroſen und 2—300 gut ausgewählten Leuten vom Land, wenn es zwei bis drei Jahre unter Segel bliebe und ſich im Manövriren und Schießen übte, ſich mit jedem andern Linienſchiff meſſen könnte. Aber er meinte, mit Anwendung dieſer und ähnlicher Mittel würde er zehn Jahre zur Schöpfung einer Seemacht brauchen. So lange aber konnte er nicht warten und mit verſchränkten Armen zuſehen, wie ſeine Seemacht, in kleinen Abtheilungen das Meer durchſegelnd, ſich allmäblig fähig machte, den Kampf mit der engliſchen zu beginnen. Zehn Jahre auf Schöpfung einer Flotte verwenden und in dieſer Zeit ſonſt nichts bedeutendes ausrichten, wäre ein langer Beweis von Ohnmacht geweſen, ſchmerzlich für jede Regierung, noch ſchmerzlicher für ihn, der mit Blendung der Welt ſein Glück gemacht hatte und es damit weiter machen mußte. Er mußte alſo, während er ſich bemühte, unſere Seemacht wiederherzuſtellen, keck den Uebergang über die Meerenge verſuchen und zugleich durch die Furcht vor ſeinem Schwert Europa nöthigen, den Engländern den Zugang auf dem Feſtland zu verwehren. Wenn er mit ſeiner Kunſt, große Dinge auszuführen, eine gewandte Politik verband, ſo konnte er entweder mit einem Schlag zu London ſelber die britiſche Macht vernichten, oder ſie langſam zu Grund richten durch Verderbung ihres Handels.

Viele ſeiner Admirale, beſonders der Admiral Decrés, riethen ihm zu einer langſamen Wiederherſtellung unſerer Seemacht durch Bildung kleiner Schiffsdiviſionen, die er ſo lange kreuzen ließe, bis ſie im Stand wären, in großen Geſchwadern zu manövriren, bis

dahin aber nichts weiter zu thun; denn die Plane zum Uebergang über den Kanal hielten ſie für zweifelhaft. Bonaparte wollte ſich darauf nicht beſchränken. Allerdings wollte er die franzöſiſche Marine wiederherſtellen, dabei aber einen unmittelbaren Verſuch gegen England machen. Demnach ordnete er zahlreiche Bauten zu Vließingen an (über welchen Hafen er durch ſeine Gewalt über Holland verfügte), zu Antwerpen, zu Cherbourg, zu Breſt, zu Lorient, zu Toulon und zu Genua, wo Frankreich wie in Holland gebot. Zu Breſt ließ er 22 Linienſchiffe ausbeſſern und bewaffnen, zu Lorient ließ er zwei fertig bauen, zu Rochelle fünf ausbeſſern und ausrüſten. Von Spanien forderte er Mittel zur Ausbeſſerung und Verproviantirung des Geſchwaders zu Corunna und zugleich ſchickte er von Bayonne dieſem Geſchwader Mannſchaft, Material und Geld zu, ſo viel er auf dem Landweg hinſchaffen konnte. Gleiches that er für das Linienſchiff zu Cadix. Er verordnete die Ausrüſtung der Flotte von Toulon, welche er aus 12 Linienſchiffen beſtehen laſſen wollte. Damit und mit 3—4 holländiſchen Linienſchiffen wäre die franzöſiſche Seemacht zunächſt auf 50 Linienſchiffe gebracht worden, mit der Ausſicht auf Vermehrung durch die ſpaniſche Marine und durch Neubauten. Indeß Bonaparte ſchmeichelte ſich nicht, mit ſolchen Kräften in förmlicher Schlacht England zur See wieder gewachſen oder gar überlegen zu werden. Er wollte ſie nur benutzen, um ſich den Weg nach den Kolonien und die Meerenge von Calais offen zu halten durch geſchickt berechnete Bewegungen der Geſchwader.

Auf die Meerenge richteten ſich alle ſeine Anſtrengungen. Abgeſehen von den Transportmitteln war vor

allen Dingen ein Heer erforderlich, und er beſchloß, ſich eins zu bilden, welches in Zahl und Zuſammenſetzung nichts zu wünſchen übrig ließe, und es in mehrere Lager vom Texel bis an die Pyrenäen ſo zu vertheilen, daß es ſich raſch auf einige wohlgewählte Küſtenpunkte zuſammenziehen könnte. Abgeſehen von den zwiſchen Breda und Nymwegen vereinigten 25,000 Mann, die gegen Hannover beſtimmt waren, verfügte er die Bildung von ſechs Lagern bei Utrecht, bei Gent, bei St. Omer, bei Compiegne, bei Breſt, bei Bayonne, das letztere beſtimmt, Spanien einzuſchüchtern. Er fing damit an, auf dieſen ſechs Pnnkten Artillerieparks zu bilden, was er gewöhnlich zuerſt that als das Schwerſte. Sodann ſchickte er nach jedem dieſer Punkte eine angemeſſene Zahl Halbbrigaden Fußvolk, ſo daß jedes Lager wenigſtens 25,000 Mann zählte. Die Reiterei wurde langſamer abgeſchickt und in geringerem Verhältniß als gewöhnlich, weil ſich viele Pferde nicht wohl einſchiffen ließen. Die Beſchaffenheit und Menge des Fußvolks, die Trefflichkeit der Artillerie und die Zahl der Feuerſchlünde mußte erſetzen, was an Zahl der Reiterei abging; und in dieſer Beziehung ließen die franzöſiſche Infanterie und Artillerie nichts zu wünſchen übrig. Bonaparte zog alle Dragoner an die Küſten und formirte ſie in vier große Diviſionen. Sie ſollten bloß mit ihrem Sattelzeug eingeſchifft werden und ſo lange zu Fuß dienen, bis ſie mit den dem Feinde abgenommenen Pferden beritten gemacht werden könnten. Abgeſehen von einem ungeheuren Belagerungspark wurden alle Anſtalten getroffen, um 400 Feldſtücke auszurüſten und zu beſpannen. Die Halbbrigaden, welche damals aus drei Bataillonen beſtanden, hatten zwei

Kriegsbataillone, jedes zu 800 Mann zu liefern, die Zahl derſelben aus dem dritten voll zu machen und den Reſt des dritten im Depot zu laſſen zur Aufnahme und Einübung der Rekruten. Ein Theil der Rekruten wurde indeß auch unmittelbar an die Kriegsbataillone abgegeben, damit unter die alten Soldaten der Republik in gehöriger Zahl auserwählte Neulinge mit der Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit der Jugend gemiſcht würden.

Die Conſcription war unter dem Direktorium auf Vorſchlag des Generals Jourdan in die Militärgeſetzgebung eingeführt und geregelt worden. Einige Lücken in dem betreffenden Geſetz waren durch ein neues Geſetz vom 26. April 1803 ausgefüllt. Die Dienſtpflichtigkeit begann mit dem 20. Jahr. Die Zahl der jährlich auszuhebenden Mannſchaft war auf 60,000 feſtgeſetzt. Die erſte Hälfte von dieſen ſollte jederzeit einberufen werden, die zweite bildete die Reſerve und ſollte in Kriegszeiten einberufen werden zur Vervollſtändigung der Bataillone. Im Juni 1803 verlangte die Regierung die Ermächtigung, die dienſtpflichtige Mannſchaft dieſes und des folgenden Jahres auszuheben ohne die Reſerve dieſer beiden Jahre anzugreifen. Indem ſo 60.000 Rekruten zum Voraus einberufen worden, verſchaffte man ſich Zeit, ſie in den Lagern an der Küſte einzuüben. Im Nothfall konnte man zu der Reſerve beider Jahre greifen und hatte ſo weitere 60,000 Mann, die man aber nur im Fall eines Kriegs auf dem Feſtland heranziehen wollte. Dreißigtauſend Mann von jeder Klaſſe war nicht zu viel für eine Bevölkerung von 109 Departements. Außerdem war noch ein Theil der Mannſchaften von den Jahren VIII, IX und X zurück, der in der Friedenszeit nicht einberufen worden war. Da ein Rückſtand an Menſchen

eben ſo ſchwer beizutreiben iſt wie ein Rückſtand an Geld, ſo machte Bonaparte eine Art Liquidation. Er verlangte von der rückſtändigen Zahl nur die Kräftigſten und Verfügbarſten, gab die Uebrigen frei, und zwar auf der Küſte mehr als im Innern, und legte ihnen dafür den Dienſt als Küſtenwachter auf. Auf dieſe Weiſe reihte er in das Heer noch weitere 50,000 Mann ein, die älter und ſtärker waren, als die Ausgehobenen von den Jahren XI und XII. Das Heer war ſo auf 480,000 Mann gebracht, vertheilt in den Kolonien, in Holland, Hannover, der Schweiz, Italien und Frankreich. Davon fielen etwa 100,000 in Italien, Holland, Hannover und den Kolonien dem Schatz nicht zur Laſt, da ihr Unterhalt mit Geld und Lebensmitteln, die an Ort und Stelle aufgebracht wurden, beſtritten ward. Etwa 380,000 wurden ganz von Frankreich bezahlt und ſtanden ganz zu ſeiner Verfügung. Zieht man von dieſen letzteren 40,000 ab für Kranke, Beurlaubte, unterwegs Befindliche u. ſ. w., 40,000 für Gendarmen, Veteranen, Invaliden, Beſtrafte, ſo konnte man 300,000 verfügbare Leute rechnen, die ſofort ins Feld zu rücken im Stande waren. Wurden davon 150,000 zum Krieg mit England beſtimmt, ſo blieben noch 150,000, wovon 70,000 die Depots bildeten und zur Bewachung des Innern genügten, und 80,000 an den Rhein eilen konnten, wenn von Seiten des Feſtlandes etwas zu beſorgen ſtand. Ein ſolches Heer iſt nicht nach der Zahl zu beurtheilen. Dieſe 300,000 Mann, größtentheils erprobt, an die Beſchwerden des Kriegs gewöhnt, von tüchtigen Offizieren geführt, waren ſo viel werth, wie 6 — 700,000 vielleicht eine Million ſolcher Soldaten, wie man ſie gewöhnlich nach einem

langen Frieden hat, denn der Unterſchied zwiſchen einem vollendeten Soldaten und einem erſt noch zu bildenden iſt überaus groß. In dieſer Beziehung blieb dem Erſten Conſul nichts zu wünſchen übrig. Er hatte das ſchönſte Heer der Welt unter ſeinem Befehl.

Die große Aufgabe war, Transportmittel zuſammenzubringen, um dies Heer von Calais nach Dover überzuſetzen. Bonaparte hatte darüber noch keine unabänderliche Anſicht gewonnen. Nur Eins ſtand nach einer langen Reihe von Beobachtungen feſt bei ihm, die Form der zu erbauenden Fahrzeuge. Schiffe mit plattem Boden, die auf den Strand laufen, mit Segeln und mit Rudern in Bewegung geſetzt werden könnten, hatten allen Ingenieuren der Marine am paſſendſten zum Ueberſetzen geſchienen und inſofern noch beſonders vortheilhaft, weil ſie überall, ſelbſt am oberen Lauf unſerer Flüſſe gebaut werden könnten. Aber ſie mußten auch zuſammengebracht, in paſſend gelegenen Häfen geſichert, bewaffnet und bemannt werden, und es war noch die beſte Weiſe, ſie vor dem Feind zu bewegen, ausfindig zu machen. Hierzu war eine lange Reihe mühſamer Beobachtungen erforderlich. Bonaparte beabſichtigte, öfter und auf längere Zeit ſeinen Aufenthalt zu Boulogne zu nehmen, die Oertlichkeiten und die Verhältniſſe des Meeres und der Witterung zu erforſchen und perſönlich die große Unternehmung in all ihren Theilen anzuordnen.

In der Zwiſchenzeit, bis die in ganz Frankreich angeordneten Schiffsbauten weit genug vorgerückt wären, um ſeine Anweſenheit an der Küſte nützlich zu machen, beſchäftigte er ſich zu Paris mit zwei weſentlichen Dingen, mit den Finanzen und mit den Verhältniſſen zu den Mächten des Feſtlandes. Denn einerſeits wollten

die Geldmittel zu der Unternehmung aufgebracht ſein und andererſeits mußte er die Gewißheit haben, nicht durch Bundesgenoſſen Englands auf dem Feſtland in der Unternehmung geſtört zu werden.

Die Finanzſchwierigkeit war nicht die geringſte, welche die Erneuerung des Kriegs darbot. Die franzöſiſche Revolution hatte in Form von Aſſignaten eine Maſſe von Nationalgütern verſchlungen und am Ende zum Bankerott geführt. Die Nationalgüter waren faſt aufgezehrt, und der Kredit auf lange Zeit zu Grund gerichtet. Um die im Jahr 1800 noch vorhandenen 400 Millionen Nationalgüter vor der Veräußerung zu retten, hatte man ſie verſchiedenen öffentlichen Zwecken und Anſtalten zugewieſen, dem öffentlichen Unterricht, den Invaliden, der Ehrenlegion, dem Senat, der Tilgungskaſſe. So in Dotationen verwandelt, erleichterten ſie das Staatsbudget und bildeten einen unermeßlichen Werth für die Zukunft, weil das Grundeigentbum immer ſteigt und am meiſten nach einer Revolution. Doch ſollten ſie gemindert werden um einige den Emigranten wiederzugebende Stücke. Dieſe Stücke waren aber von geringem Belang, denn die nicht veräußerten Güter rührten nur zum kleinſten Theil von Emigranten und faſt durchgängig von der Kirche her. Zu dem, was übrig blieb, mußten hinzugerechnet werden die Güter in Piemont und in den neuen Departements am Rhein im Werth von 50—60 Millionen. Dies waren die Hülfsquellen an Nationalgütern. Zum Kredit war Bonaparte entſchloſſen nicht ſeine Zuflucht zu nehmen. Als er im Jahr IX die Liquidation für die Vergangenheit vollendete, hatte er das Steigen der Staatspapiere benutzt, um einen Theil des Rückſtandes von den Jahren

V—VIII in Renten abzutragen. Aber dies war die einzige derartige Operation, die er ſich erlauben wollte. Die Ausgaben der Jahre IX und X hatte er durchaus mit baarem Geld beſtritten. Im Jahr X, wo das letzte Budget genehmigt worden, hatte er als Grundſatz aufſtellen laſſen, daß die öffentliche Schuld nie über 50 Millionen Renten ſteigen und daß, wenn dies doch geſchähe, ſofort eine Hülfsquelle geſchaffen werden ſollte, um den Ueberſchuß in 15 Jahren zu tilgen. Dieſe Vorſicht war nothwendig, um das Vertrauen zu erhalten, denn trotz dem allgemeinen Wohlſtand war der Kredit ſo zerſtört, daß die fünfprocentigen Renten nicht über 56 ſtanden, und ſelbſt in dem Augenblick, wo man am meiſten an den Frieden geglaubt hatte, nicht über 60 hinaufgegangen waren.

In England ſind ſchon ſeit langer Zeit, in Frankreich erſt ſeit Kurzem die Staatspapiere Gegenſtand eines regelmäßigen Handels, an welchem die größten Häuſer Theil nehmen, ſtets bereit, den Regierungen das Geld, welches ſie brauchen, zu liefern. Damals war es nicht ſo, kein einziges franzöſiſches Haus würde eine Anleihe haben unterzeichnen wollen. Es würde allen Kredit verloren haben durch das Geſtändniß, daß es mit dem Staat in Geſchäftsverbindung ſtehe. Wenn verwegene Spekulanten ſich herbeigelaſſen hätten, etwas darzuleihen, ſo würden ſie höchſtens 50 Fr. für eine fünfprocentige Rente gegeben haben, und ſomit wäre der Staat ausgeſetzt geweſen, die übermäßige Laſt von 10 Procent Zinſen zu tragen. Bonaparte wollte von dieſem theuren Hülfsmittel nichts wiſſen. Es gab damals eine andere Weiſe Anleihen zu machen, nämlich der Schuldner der großen Geſellſchaften von Armeelieferanten

zu werden und ſeine Schuld an ſie nicht richtig abzutragen. Die Lieferanten entſchädigten ſich damit, daß ſie den Preis des Gelieferten doppelt und dreifach anſetzten. Kühne Spekulanten warfen ſich lieber auf Lieferungen als auf Anlehen. An ſie hätte Bonaparte ſich wenden können, um den fehlenden Kredit zu erſetzen; aber ſie waren noch theurer als Anlehen. Er wollte die Lieferanten regelmäßig bezahlen und ſie nöthigen, pünktlich und zu billigem Preis das Verſprochene zu liefern. Er wollte alſo weder Nationalgüter verkaufen, weil es damals noch nicht mit Vortheil geſchehen konnte, noch Anlehen machen, weil ſie zu ſchwierig und zu theuer waren, noch ſich mit großen Lieferungen helfen, weil dieſe unberechenbare Mißbräuche im Gefolge hatten. Er ſchmeichelte ſich, mit Ordnung und Sparſamkeit, mit der natürlichen Steigerung des Ertrags der Abgaben und mit einigen Nebeneinnahmen den harten Bedingungen zu entgehen, welche die Spekulanten den geld- und kreditarmen Regierungen auflegen.

Das Budget vom Jahr X (Sept. 1801 — Sept. 1802) war auf 500 Millionen feſtgeſetzt (auf 620 mit den Erhebungskoſten und den Zuſatzcentimen). Dem Frieden verdankte man, daß die wirklichen Ausgaben nicht mehr betragen hatten. Die Einnahmen aber hatten einen größeren Ertrag geliefert, als die Regierung vorausgeſehen. Man hatte ein Einkommen von 470 Millionen angenommen und zur Deckung des Fehlenden eine Veräußerung von Nationalgütern bewilligt. Aber die Abgaben hatten 33 Millionen mehr eingebracht, als erwartet war, folglich war die Veräußerung unnöthig geworden. Die unerwartete Mehreinnahme kam her von der Eintragungsgebühr, welche bei der zunehmenden

Menge von Privatverträgen 172 Millionen eingebracht hatte ſtatt 150, von den Gränzzöllen, die beim Wiederaufleben des Handels 31 Millionen ſtatt 22 ertragen hatten, außerdem von der Poſt und einigen minder bedeutenden Einnahmequellen. Trotz dem Wiederausbruch des Kriegs hoffte man — und, wie der Erfolg zeigte, mit Recht — für das nächſte Jahr dieſelbe Zunahme im Ertrag der Abgaben. Unter der kräftigen Regierung Bonapartes fürchtete man weder Unordnung noch Niederlagen mehr. Da das Vertrauen blieb, ſo mußten Privatverträge immer zahlreicher, Binnenhandel und Verkehr mit dem Ausland immer bedeutender werden. Nur der Seehandel war einer Beeinträchtigung ausgeſetzt, daß man aber hiervon keinen großen Verluſt für den Schatz erwartete, beweiſt der Anſatz von 30 Millionen für die Zölle im Einnahmebudget. Man zählte alſo mit Recht auf eine Einnahme von mehr als 500 Millionen. Das Budget des Jahrs XI (Sept. 1802 — Sept. 1803) war im März 1803 bewilligt worden, in der Beſorgniß, aber nicht mit der Gewißheit eines Kriegs. Man hatte es auf 589 Millionen feſtgeſtellt, ohne die Erhebungskoſten, aber mit Inbegriff eines Theils der Zuſatzcentimen. Das war alſo eine Vermehrung von 89 Millionen, die zum Theil der Marine — von 105 auf 126 — und dem Krieg — von 210 auf 243 Millionen erhöht — zugewieſen wurde, zum Theil den öffentlichen Arbeiten, den Culten, der Civilliſte der Conſuln und den (diesmal ins allgemeine Budget aufgenommenen) ſtehenden Departementsausgaben. Gedeckt ſollte dieſe Vergrößerung der Ausgaben werden durch Mehrertrag der Abgaben, durch die früher für die ſtändigen Departementsausgaben be=

ſtimmten Zuſatzcentimen und durch Einkünfte aus verbündeten Ländern. Das laufende Budget durfte demnach als im Gleichgewicht befindlich betrachtet werden, mit Ausnahme einer nothwendigen Mehrausgabe für den Krieg, denn 20 Millionen mehr für die Seemacht und 30 mehr für die Landmacht konnten ſchwerlich den Erforderniſſen der neuen Lage genügen. Der Krieg auf dem Feſtland koſtete in der Regel wenig, denn unſere Truppen lebten dann gleich von Anfang an jenſeits des Rheins und der Etſch auf Koſten des Feindes. Dagegen die ſechs Lager zwiſchen Holland und den Pyrenäen zehrten auf franzöſiſchem Boden bis zu dem Tag, wo ſie über die Meerenge gingen. Außerdem mußten die Koſten für die neuen Schiffbauten beſtritten und mußten die Küſten mit einer ungeheuern Maſſe von Geſchütz beſetzt werden. Hundert Millionen weiter reichten kaum aus für die Bedürfniſſe des Kriegs mit England. Dieſe Summe erſcheint nicht bedeutend im Vergleich mit den Ziffern in den heutigen Budgets; aber 100 Millionen damals waren gleich 200 oder 250, vielleicht noch mehr, heutzutage, wenn von Ausgaben für das Kriegsweſen die Rede iſt.

Wir haben oben Einkünfte aus dem Ausland erwähnt, die im Budget vom Jahr XI vorkamen. Dieſe Einkünfte lieferte Italien. Die italieniſche Republik, welche noch kein eignes Heer hatte, zahlte für den Unterhalt der franzöſiſchen Truppen auf ihrem Gebiet monatlich 1,600,000, jährlich alſo 19,200,000 Fr., desgleichen Ligurien 1,200,000 und Parma 2 Millionen jährlich. Im Ganzen alſo wurden 22,400,000 Fr. jährlich aus Italien gezogen. Um die hundert Millionen für den Krieg mit England aufzubringen, rechnete

Bonaparte auf die Hülfsgelder von anderen Verbündeten, auf die freiwilligen Gaben und auf den Kaufpreis für Louiſiana. Die freiwilligen Gaben der Städte und Departements betrugen etwa 40 Millionen, davon 15 zahlbar im Jahr XI, 15 im Jahr XII, 10 in den folgenden Jahren. Von den 60 Millionen für Louiſiana, welche nach Holland übermacht wurden, floſſen nach Abzug der Negociationskoſten 54 in den franzöſiſchen Schatz. (Die Amerikaner hatten den Vertrag noch nicht förmlich angenommen, aber das Haus Hope erbot ſich ſchon zu einer vorläufigen Abſchlagzahlung.) Die 54 Millionen auf zwei Jahre vertheilt, ergab 27 Millionen zu den 15 von freiwilligen Gaben, zuſammen eine jährliche Ergänzung von 42 Millionen für die Zeit vom Sept. 1802 bis Sept. 1804. Das Uebrige ſollten Holland und Spanien liefern. Holland, durch unſere Waffen vom Erbſtatthalter befreit, durch unſere Diplomatie wieder in den Beſitz ſeiner meiſten Kolonien gebracht, wäre jetzt gern eine Verbindung los geweſen, die es von neuem in Krieg verwickelte. Es hätte gewünſcht, zwiſchen Frankreich und England neutral zu bleiben und die Vortheile ſeiner Lage zwiſchen beiden Ländern zu ziehen. Aber Bonaparte hatte den unleugbar gerechten Entſchluß gefaßt, alle Seevölker zu unſerm Kampf gegen die Engländer mitwirken zu laſſen. Holland und Spanien, ſagte er, ſind verloren, wenn wir beſiegt werden. Alle ihre Kolonien in Indien und Amerika werden von den Engländern gewonnen oder zerſtört oder zur Empörung verhetzt werden. Ohne Zweifel würden dieſe beiden Mächte es bequem finden, keine Partei zu ergreifen, Zuſchauer unſerer Niederlage zu ſein oder Vortheil aus unſeren Siegen zu ziehen —

denn wenn der Feind geſchlagen wird, dient ſeine Schwächung zu ihrem wie zu unſerem Beſten. Aber das geht nicht an. Sie müſſen neben uns mit gleichen Anſtrengungen kämpfen. Die Gerechtigkeit will es, wie ihr Vortheil. Ihre Mittel ſind uns unentbehrlich zum Gelingen. Nur mit vereinten Kräften können wir die Herren der Meere beſiegen. Geſondert, jeder auf ſeine Kräfte beſchränkt, würden wir geſchlagen werden. — So zog Bonaparte den Schluß, daß Holland und Spanien ihn unterſtützen müßten. Und man kann ſagen, daß er, indem er ſie nöthigte, zu ſeinen Planen mitzuwirken, ſie bloß zwang, für ihr eignes Beſte auf der Hut zu ſein. Wie dem auch ſei, um dieſer Sprache der Vernunft Eingang zu verſchaffen, hatte er gegen Holland die Gewalt (da unſere Truppen Vlieſſingen und Utrecht beſetzt hielten), und gegen Spanien das Bündniß von St. Ildofonſo.

Uebrigens dachten zu Amſterdam alle aufgeklärten Patrioten, Schimmelpenninf an der Spitze, wie Bonaparte. Es koſtete alſo keine Mühe, ſich zu verſtändigen. Holland verpflichtete ſich, ein Heer von 18,000 Franzoſen und 16,000 Holländern zu ernähren und zu beſolden. Ferner verſprach es zu ſtellen ein Geſchwader von fünf Linienſchiffen und fünf Fregatten nebſt den zur Ueberſchiffung von 25,000 Mann und 2500 Pferden aus dem Texel nach England erforderlichen Fahrzeugen, und endlich eine Flottille von 350 Plattſchiffen jeder Größe, um 37,000 Mann und 1500 Pferde von der Scheldemündung nach der Mündung der Themſe überzuſetzen. Dafür verbürgte Frankreich den Holländern ihre Unabhängigkeit, die unverkürzte Erhaltung ihres Gebiets in Europa und in andern Welttheilen und im

Fall eines glücklichen Kriegs mit England die Wiederverſchaffung ihrer im letzten Krieg verlorenen Kolonien. Die durch dies Abkommen erlangte Unterſtützung war bedeutend, denn 18,000 Franzoſen hörten auf, dem Schatz Frankreichs zur Laſt zu fallen, 16,000 Holländer verſtärkten unſer Heer, und unſere Seemacht ward durch Transportmittel für 62,000 Mann und 4000 Pferde vermehrt. Es möchte ſchwer ſein, zu beſtimmen, zu welchem Betrag dieſe Hülfe in dem außerordentlichen Budget Bonapartes angeſetzt werden konnte.

Nun blieb noch der Beiſtand Spaniens zu erlangen. Dieſe Macht war noch weniger als Holland geneigt, für die gemeinſchaftliche Sache Opfer zu bringen. Wir haben bereits geſehen, wie ſie unter der launenhaften Leitung des Friedensfürſten zwiſchen den entgegengeſetzteſten Richtungen ſchwankte, ſich bald zu Frankreich hinneigte, um einen Beſitz in Italien zu erlangen, bald zu England, um ſich den Anſtrengungen zu entziehen, die ihr ein muthiger und unermüdlicher Verbündeter auflegte, und wie ſie über dieſem Schwanken die werthvolle Inſel Trinidad verloren hatte. Spanien war als Freund wie als Feind gleich ohnmächtig, ſo daß man nicht wußte, was man im Krieg wie im Frieden aus ihm machen ſollte. Keineswegs war die edle Nation voll Vaterlandsliebe, noch die herrliche Halbinſel mit den Häfen Ferrol, Cadix, Cartagena zu verachten. Aber eine unfähige Regierung verrieth die Sache Spaniens und aller Seevölker. Nach reiflicher Ueberlegung gedachte Bonaparte aus dem Vertrag von St. Ildefonſo keinen andern Vortheil zu ziehen, als Geldunterſtützung. Dieſer im Jahr 1796 unter der erſten Verwaltung des Friedensfürſten geſchloſſene Vertrag verpflichtete Spanien,

Frankreich 24,000 Mann, 15 Linienſchiffe, 6 Fregatten, und 4 Corvetten zu ſtellen. Bonaparte dachte mit Recht, Spanien in den Krieg verwickeln, hieße ihm und Frankreich einen ſchlechten Dienſt leiſten, da Spanien in demſelben keine glänzende Rolle ſpielen und ſich ſeiner einzigen Hülfsquelle, der Piaſter von Mexiko beraubt ſehen würde, ſo daß es weder Heer noch Flotte rüſten, alſo nichts nützen könnte. England würde dadurch nur den erſehnten Vorwand gewinnen, ganz Südamerika aufzuwiegeln. Freilich würden durch die Theilnahme Spaniens am Krieg alle Küſten der Halbinſel für die engliſchen Schiffe feindſelige Küſten werden; aber kein ſpaniſcher Hafen könnte wie die holländiſchen von Nutzen für den Verſuch einer Landung in England ſein, mithin ſei die Verfügung über dieſe Häfen für ihn von keiner Bedeutung. Was den Handel beträfe, ſo ſei die engliſche Flagge in Spanien ſchon durch die Tarife ausgeſchloſſen, und die franzöſiſchen Waaren würden dort im Krieg wie im Frieden den Vorzug behalten. Aus allen dieſen Gründen ließ er insgeheim dem ſpaniſchen Geſandten Azara ſagen, wenn ſein Hof keine Luſt zum Krieg hätte, ſo wolle er ihn neutral laſſen unter der Bedingung einer Geldhülfe von 6 Millionen monatlich und eines Handelsvertrags, welcher den franzöſiſchen Fabriken einen beſſeren Abſatz verſchaffte. Dieſer ſehr gemäßigte Vorſchlag fand in Madrid nicht die verdiente Aufnahme. Der Friedensfürſt ſtand in innigem Verkehr mit den Engländern und handelte offen wider das Bündniß. Darum ſchlug Bonaparte eins der ſechs gegen England beſtimmten Lager bei Bayonne auf. Er war entſchloſſen, eher Spanien den Krieg zu erklären, als zu dulden, daß es ſich von der gemeinſamen Sache

losſagte. Er wies alſo ſeinen Geſandten Beurnonville an, ſich in der Beziehung entſchieden zu erklären. Indem die Engländer eine unbeſchränkte Herrſchaft zur See uſurpirten, nöthigten ſie ihn, eine gleiche Herrſchaft auf dem Feſtland zu üben zur Vertheidigung der allgemeinen Intereſſen der Welt.

Zu den Hülfsmitteln der verbündeten Staaten kamen noch die aus den feindlichen oder wenigſtens übelwollenden Staaten, die man beſetzen wollte. Hannover konnte dienen, 30,000 Mann zu unterhalten. Die zu Faenza gebildete nach Tarent beſtimmte Diviſion ſollte auf Koſten Neapels leben. Durch ſeinen Geſandten wußte Bonaparte, daß die vom Miniſter Acton geleitete Königin Karoline ganz im Einverſtändniß mit England war, und daß er ſich bald genöthigt ſehen würde, die Bourbonen aus Italien zu vertreiben. Er erklärte ſich offen gegen die Königin und ſagte: „Ich dulde die Engländer in Italien ſo wenig wie in Spanien und Portugal. Bei der erſten Handlung des Einverſtändniſſes mit England räche ich mich durch Krieg für Ihre Feindſchaft. Ich kann Ihnen viel Gutes und viel Böſes thun. Sie mögen wählen. Ihr Land will ich nicht wegnehmen: ich bin zufrieden, wenn es mir zu meinen Abſichten gegen England dient: aber ich nehme es ſicher, wenn es zum Nutzen Englands angewandt wird.“ — Bonaparte ſprach aufrichtig. Er hatte ſich noch nicht zum Haupt einer Dynaſtie gemacht, er dachte noch nicht daran, Königreiche für ſeine Brüder zu erobern. Er verlangte, daß die nach Tarent verlegten 15,000 Mann Franzoſen vom neapolitaniſchen Schatz erhalten würden, vorbehaltlich ſpäterer Abrechnung. Er betrachtete dies als eine den Feinden aufgelegte Steuer.

Mit all den angeführten Mitteln ſchmeichelte ſich Bonaparte, neben den 589 Millionen des Budgets vom Jahr XI außerordentlicher Weiſe hundert Millionen in jedem der nächſten 2 bis 4 Jahre aufzubringen, indeß er für die Zukunft die indirekten Steuern hatte. Somit hatte er die Gewißheit, ein Heer von 150,000 Mann an der Küſte, eins von 80,000 am Rhein, die zur Beſetzung Italiens, Hollands und Hannovers nöthigen Truppen, 50 Linienſchiffe und eine Transportflottille von beiſpielloſer Größe zu unterhalten.

Die Welt war bewegt und erſchreckt von den Zurüſtungen zu dieſem Rieſenkampf zwiſchen den zwei mächtigſten Reichen der Welt. Es war kaum zu vermeiden, daß die Folgen deſſelben ſich über Frankreich und England hinaus erſtreckten. Die Neutralen mußten auf Plackereien der britiſchen Marine gefaßt ſein und das Feſtland auf den Zwang, zu Bonapartes Planen mitzuwirken durch Schließung der Häfen oder durch Duldung unbequemer und koſtſpieliger Beſetzungen. Im Grund gaben alle Mächte England Unrecht. Der Anſpruch, Malta zu behalten, war ſelbſt den am wenigſten gegen uns wohlwollenden als eine offenbare, durch nichts gerechtfertigte Verletzung der Verträge vorgekommen. Preußen und Oeſterreich hatten durch förmliche Verträge die Veränderungen in Deutſchland und Italien ſanktionirt und das in der Schweiz Geſchehene durch Noten gebilligt. Rußland hatte mit Ausnahme einiger Erinnerungen an die verzögerte Entſchädigung des Königs von Sardinien ſo ziemlich alle Handlungen Frankreichs gebilligt, namentlich hatte es die Dazwiſchenkunft in der Schweiz gelobt als geſchickt durchgeführt und mit Billigkeit beendet. Keine der drei Kontinentalmächte konnte

in den Begebenheiten der zwei letzten Jahre eine Rechtfertigung der Uſurpation von Malta finden, und ſie erklärten es offen. Und dennoch neigten ſie mehr zu England als zu Frankreich hin. Obwohl Bonaparte die größte Sorgfalt auf Niederhaltung der Anarchie gewandt hatte, konnten ſie nicht umhin, in ihm die ſiegreiche und zu ihrem Verdruß ruhmreiche Revolution zu erkennen. Preußen und Oeſterreich konnte wenig an der Freiheit der Meere liegen, und auch Rußland war nicht in dem Grade dabei betheiligt, daß es ſich ernſtlich um ſie hätte bekümmern mögen. Allen dreien war das Uebergewicht Frankreichs auf dem Feſtland weit fühlbarer, als das Uebergewicht Englands zur See. Das Seerecht, welches die Engländer geltend machen wollten, dünkte ihnen eine Verletzung der Gerechtigkeit und des allgemeinen Handelsintereſſes. Aber die Herrſchaft, welche Frankreich in Europa bereits übte und vorausſichtlich noch mehr zu üben veranlaßt werden mußte, war eine unmittelbarere Gefahr. Sie zürnten England laut, daß es dieſen neuen Krieg hervorgerufen; aber ſie waren wieder in die bösartige Stimmung gegen Frankreich zurückgekommen, welche Bonaparte durch ſeine Weisheit und ſeinen Ruhm einen Augenblick gebannt hatte.

Einige Worte, welche die höchſtſtehenden Perſonen der Zeit ſich entſchlüpfen ließen, beweiſen dieſe Geſinnungen der Mächte gegen Frankreich. Philipp Cobenzl der öſterreichiſche Geſandte zu Paris, Vetter von Ludwig Cobenzl, dem öſterreichiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſagte am Tiſch des muntern Admiral Decrès: „England hat durchaus Unrecht; ſeine Anſprüche ſind grundlos, aber offen geſprochen, ihr jagt

der Welt zu große Angſt ein, als daß man daran denken ſollte, England zu fürchten *).“ Der Kaiſer Franz, welcher in unſern Tagen ſein langes und weiſes Leben geſchloſſen hat, verbarg unter ſcheinbarer Einfalt großen Scharfblick. Er ſprach mit dem franzöſiſchen Geſandten Champagny über die Nachricht vom Ausbruch des Kriegs, bezeugte offenbar aufrichtig ſein Betrübniß darüber und ſagte, er ſeinerſeits ſei entſchloſſen, in Frieden zu bleiben, aber unwillkürlich beſchliche ihn Unruhe, deren Grund er kaum zu geſtehen wage. Auf Zureden Champagnys ſagte er endlich unter tauſend Entſchuldigungen und Betheuerungen der Hochachtung vor dem Erſten Conſul: „Wenn der General Bonaparte, der ſo viel Wunder gethan hat, nicht das zu Stand bringt, welches er jezt im Werk hat, wenn er nicht über die Meerenge geht, ſo werden wir dafür zu leiden haben, denn er wird ſich auf uns werfen und England in Deutſchland ſchlagen.“ In ſeiner Furchtſamkeit glaubte Franz zu viel geſagt zu haben und wollte ſeine Worte zurücknehmen; aber Champagny meldete ſie mit dem erſten Kurier nach Paris. Der Kaiſer bewies einen ſeltenen Blick in die Zukunft. Dieſer Blick nüzte ihm aber wenig, denn gerade er hat Bonaparte Gelegenheit gegeben, England in Deutſchland zu ſchlagen.

Uebrigens war Oeſterreich unter allen Mächten diejenige, welche am wenigſten die Folgen des gegenwärtigen Kriegs zu fürchten hatte, wenn ſie den Einflüſterungen des Londoner Hofs zu widerſtehen wußte. Es

*) Dieſer Umſtand iſt einem Briefchen entnommen, welches Decrès auf der Stelle an Bonaparte ſchrieb. Der folgende iſt aus einer Depeſche des Geſandten zu Wien gezogen.

hatte kein Seeintereſſe zu vertheidigen, denn es hatte weder Handel, noch Häfen, noch Kolonien. Der verſandete Hafen von Venedig, den man ihm gegeben, konnte ſolche Intereſſen nicht ſchaffen. Es gebot nicht über lange Küſtenſtrecken, wie Preußen, Spanien, Neapel, welche Frankreich verſucht ſein konnte, zu beſetzen. Es konnte alſo leicht aus dem Streit bleiben, und gewann dabei freie Hand in den deutſchen Angelegenheiten. Mit England beſchäftigt konnte Frankreich nicht mehr mit ſeinem ganzen Gewicht auf Deutſchland drükken, und Oeſterreich konnte ſich der ohne Löſung gebliebenen Fragen bemächtigen. Es wollte, wie wir geſehen haben, die Zahl der Stimmen im Fürſtenkolleg ändern, ſich betrügeriſcher Weiſe das bewegliche Vermögen der ſecularisirten Länder aneignen, die Mediatiſirung des Reichsadels verhindern, Bayern den Inn nehmen und durch dies Alles ſeine Oberherrſchaft im Reich wiedergewinnen. Der Vortheil, alle dieſe Fragen in ſeinem Sinn zu löſen, tröſtete es ſehr über den Wiederausbruch des Kriegs.

Preußen und Rußland hingegen waren, obwohl nicht beide aus denſelben Gründen und in demſelben Grade, verſtimmt. Der König von Preußen haßte den Krieg und die Ausgaben, alſo war ihm die Ausſicht auf einen neuen europäiſchen Brand höchſt peinlich. Ferner hatte die Beſetzung von Hannover für ſein Reich die größte Unbequemlichkeit. Um ihr vorzubeugen hatte er ein Abkommen verſucht, welches England und Frankreich zuſagen könnte. Er hatte England angeboten, Hannover mit preußiſchen Truppen zu beſetzen und es bloß als Freund in Verwahrung zu nehmen unter der Bedingung, daß England die Elb- und Weſerſchifffahrt

offen ließe, und dem Erſten Conſul hatte er angeboten, Hannover für Rechnung Frankreichs in Obhut zu nehmen und die Einkünfte des Landes in den franzöſiſchen Schatz fließen zu laſſen. Dieſer, beiden Mächten bewieſene Eifer bezweckte, die Elb- und Weſerſchifffahrt vor den harten Maßregeln der Engländer, und Norddeutſchland vor der Anweſenheit der Franzoſen zu bewahren. An beiden war Preußen ſehr viel gelegen. Die Ausfuhr all ſeiner Erzeugniſſe fand auf der Elbe und Weſer ſtatt. Die wichtigſten derſelben, die ſchleſiſchen Leinen wurden von Hamburg und Bremen gekauft und in Frankreich gegen Weine, in Amerika gegen Kolonialwaaren umgeſetzt. Dieſer ganze Handel wor verloren, wenn die Engländer die Elbe und Weſer ſperrten. Die Anweſenheit der Franzoſen in Norddeutſchland war erſtlich für Preußen beunruhigend, und zweitens zog ſie ihm bittere Vorwürfe von den deutſchen Fürſten zu, die ihm im Reich anhingen. Sie ſagten ihm, durch Habgier an Frankreich gefeſſelt, verſaume es die Vertheidigung des deutſchen Bodens und ziehe die Fremden ins Land, während es durch Reichsgeſetze verpflichtet ſei, die Beſetzung Hannovers durch die Franzoſen zu hindern. Dies war nach ſtrengen Grundſätzen des Völkerrechts nicht an dem, denn die deutſchen Staaten obwohl einen Bund bildend, hatten einzeln das Recht des Kriegs und Friedens und konnten, jeder für ſich mit einer Macht in Krieg oder Frieden ſein, ohne daß dies Verhältniß auch für die andern Reichsſtände vorhanden war. Es wäre nun ſonderbar geweſen, wenn König Georg hätte ſagen können, er ſei im Krieg für das unzugängliche England und im Frieden für das zugängliche Hannover. Bonaparte erwiderte auf dieſe

bequeme Deutung des Völkerrechts: „Bei den Alten hatten gewiſſe Tempel das Aſylrecht. Ein Sklave, der in einen ſolchen Tempel flüchten wollte, ſtand mit einem Fuß auf der Schwelle und ward am andern gefaßt. Man verletzte das alte Recht nicht, man riß nicht den Sklaven aus dem Aſyl, aber man hieb ihm den außerhalb ſtehen gebliebenen Fuß ab." Preußen unterhandelte alſo, bevor es ſich entſchieden über die Beſetzung Hannovers ausſprach, welche Bonaparte als gewiß und nahe bevorſtehend ankündigte.

Für den ruſſiſchen Hof war der Bruch zwiſchen Frankreich und England eine unangenehme Störung. Der junge Kaiſer hatte einen weitern Schritt in Ausführung ſeiner Abſichten gethan und die Reichsgeſchäfte etwas mehr in die Hände ſeiner jungen Freunde gelegt. Er hatte Kurakin abgedankt und an die Spitze ſeines Raths Woronzow, den Bruder des Geſandten zu London, berufen mit dem Titel Kanzler und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Er hatte die Staatsverwaltung in acht miniſterielle Departements getheilt und an die Spitze dieſer Leute von anerkanntem Werth zu ſtellen geſucht, ihnen aber ſeine Freunde Czartoryſki, Strogonow und Nowoſilzow beigegeben und zwar den erſteren dem Kanzler. Da Woronzow wegen ſeiner Geſundheit ſich oft im Urlaub auf ſeinen Gütern befand, ſo hatte Czartoryſki faſt ganz die auswärtigen Angelegenheiten in ſeiner Hand. Strogonow war dem Juſtizminiſter, Nowoſilzow dem Miniſter des Inneren Kotſchubej, dem älteſten der perſönlichen Freunde des Kaiſers, beigegeben. Die acht Miniſter ſollten zuſammen über alle Reichsgeſchäfte berathen und jährlich dem Senat Rechenſchaft ablegen. Die Miniſter berathen

laſſen, war eine bedeutende Veränderung, eine noch größere, ſie dem Senat Rechenſchaft ablegen zu laſſen. Alexander betrachtete dies als eine Annäherung an die Einrichtungen der freien und civiliſirten Länder. Ganz mit dieſen inneren Reformen beſchäftigt, fand er es peinlich, ſich wieder auf das weite und gefährliche Feld der europäiſchen Politik gerufen zu ſehen, und gab den Geſandten der beiden kriegführenden Mächte ſein Mißfallen zu erkennen. Er war unzufrieden mit England, deſſen übertriebene Forderungen und deſſen Unredlichkeit in der Angelegenheit von Malta von neuem Europa verwirrten. Auch mit Frankreich war er unzufrieden, weil dies ſeine wiederholte Forderung einer Entſchädigung für den König von Sardinien ſo wenig berückſichtigt, und weil es, indem es Rußland einen ſcheinbaren Einfluß in den deutſchen Angelegenheiten zugeſtanden, ſich zu deutlich den wirklichen angemaßt hatte. So jung der Kaiſer war, hielt er doch ſehr darauf, von ſich ſprechen zu machen, und fing an, mit Mißvergnügen den Ruhm des großen Mannes zu ſehen, der das Abendland beherrſchte. Die Stimmung des ruſſiſchen Hofs war alſo Mißvergnügen gegen alle Welt. Der Kaiſer berieth mit ſeinen Freunden und beſchloß, die von Frankreich erbetene Vermittlung Rußlands zur Verhütung eines allgemeinen Brandes anzubieten, und dabei Allen die Wahrheit zu ſagen, den Engländern, daß ihre Anſprüche auf Malta nicht gerecht ſeien, dem Erſten Conſul, daß er ſeine Pflicht gegen den König von Sardinien erfüllen, und während dieſes neuen Kriegs die kleinen an Rußland hängenden Mächte ſchonen müſſe.

Demnach ließ das ruſſiſche Kabinet durch Woronzow gegen Hédouville und durch Markow gegen Talleyrand ſein großes Mißvergnügen über die neue Störung des allgemeinen Friedens durch die Nebenbuhlerſchaft Englands und Frankreichs erklären. Es erkannte die Anſprüche Englands auf Malta als unbegründet an, aber es gab zu verſtehen, daß die unaufhörlichen Unternehmungen Frankreichs dieſe Anſprüche hätten hervorrufen können, ohne ſie zu rechtfertigen, und daß Frankreich wohl thun würde, ſein Wirken in Europa zu mäßigen, wenn es nicht den Frieden für alle Mächte unmöglich machen wollte. Es bot die Vermittlung Rußlands an, ſo peinlich es dieſem auch ſei, ſich in Streitigkeiten zu miſchen, die ihm bisher fremd geblieben ſeien, die aber durch ſeine Einmiſchung am Ende ſeine eigene Sache werden könnten. Es ſchloß mit der Erklärung: der Kaiſer hoffe, wenn ſeine Bemühungen zur Wiederherſtellung des Friedens erfolglos blieben, würde Frankreich doch die Freunde Rußlands ſchonen, beſonders Neapel, ſeinen Bundesgenoſſen ſeit 1798, und Hannover, welches als deutſcher Staat von ihm garantirt ſei.

Die in Ueppigkeit erzogene Jugend iſt in ihrer Sprache gewöhnlich leichtſinnig, die ernſterzogene gern ſchulmeiſteriſch; Maß zu halten, fällt der Jugend am ſchwerſten. Dies erklärt, warum die jungen Gebieter von Rußland den beiden mächtigſten Regierungen der Welt Lectionen gaben, von denen die eine von einem großen Mann, die andere durch große Einrichtungen gelenkt wurde. Bonaparte lächelte dazu, denn längſt hatte er die anſpruchsvolle Unerfahrenheit des ruſſiſchen Kabinets durchſchaut. Aber er wußte ſich ſeinen großen Planen zu Liebe zu beherrſchen und wollte nicht durch

Verwicklung der Angelegenheiten des Feſtlandes am Rhein einen Krieg veranlaſſen, der ihn von ſeinen Rüſtungen am Kanal abgezogen hätte. Er hörte ruhig die ihm von Petersburg zukommenden Lectionen an und beſchloß, allen Vorwürfen des jungen Zaren ein Ende zu machen, indem er ihn zum Schiedsrichter machte. Er ließ durch Talleyrand und Hédouville dem ruſſiſchen Hof anbieten, ein Compromiß niederzulegen, in welchem er ſich verpflichtete, ſich die Entſcheidung des Kaiſers, auf deſſen Gerechtigkeit er vertraute, gefallen zu laſſen, wie ſie auch ausfallen möchte. Dieſer Vorſchlag war klug. Wies England ihn zurück, ſo geſtand es zu, daß es ſeiner Sache oder dem ruſſiſchen Kaiſer mißtraue, und gab dem Erſten Conſul das Recht zu einem erbitterten Krieg. Die Schließung aller unter Frankreichs Einfluß ſtehenden Häfen, die Beſetzung aller England gehörigen Länder wurden die rechtmäßige Folge dieſes Kriegs. Indeß in Betreff Hannovers und Neapels nahm Bonaparte den entſchiedenen Ton an, der zu ſeinen Planen paßte, und erklärte, er würde Alles thun, was der Krieg erforderte, den nicht er angefangen habe.

Nachdem er die Stellung angenommen, welche ihm den Kontinentalmächten gegenüber die beſte ſchien, ſchritt Bonaparte ſofort zu den ſchon vorbereiteten und angekündigten Beſetzungen. Der General St. Cyr ſtand zu Faenza in der Romagna mit 15,000 Mann und vielem Geſchütz, wie es zur Bewaffnung der Rhede von Tarent erforderlich war. Er erhielt Befehl, durch den Kirchenſtaat nach Unteritalien zu ziehen und unterwegs Alles zu bezahlen, um den heiligen Vater nicht ungehalten zu machen, wogegen im Neapolitaniſchen, laut Vertrag mit dem Hof zu Neapel, die dortige Verwal-

tung die franzöſiſchen Truppen zu ernähren hätte. St. Cyr, von Bonaparte nach Verdienſt als einer der erſten Generale der Zeit, beſonders, wenn er allein operirte, gewürdigt, hatte eine mißliche Stellung mitten in einem feindlichen Reich, war aber im Stand, allen Schwierigkeiten zu trotzen. Es war ihm im Ganzen völlig freie Hand gelaſſen und vorgeſchrieben, beim erſten Zeichen eines Aufſtandes in Calabrien ſich auf die Hauptſtadt zu werfen. Da er ſchon einmal Neapel erobert hatte, ſo wußte er am beſten, wie er es anzugreifen hätte. Außerdem ließ Bonaparte Ancona beſetzen, nachdem er zuvor dem Papſt alle möglichen Zuſicherungen gegeben, welche dieſe Unannehmlichkeit verſüßen konnten. Die franzöſiſche Beſatzung ſollte pünktlich bezahlen, was ſie verzehrte, die päpſtliche Verwaltung in keiner Weiſe ſtören, vielmehr gegen etwaige Ruheſtörer beſchützen.

Gleichzeitig waren Befehle zum Einfall in Hannover abgegangen. Die Unterhandlung n Preußens waren ohne Erfolg geblieben. England hatte erklärt, es würde Weſer und Elbe ſperren, ſobald man ſich an Hannover vergriffe, möchten nun Preußen oder Franzoſen einrücken. Dies war gewiß ein ungerechtes Vorhaben. Daß England die franzöſiſche Flagge auf Weſer und Elbe nicht duldete, war in der Ordnung, aber die größte Unbilligkeit war es, den Handel von Bremen und Hamburg zu hemmen, weil die Franzoſen das Land und beide Städte beſetzt hatten, dem deutſchen Reich einen Krieg für das Haus Hannover zuzumuthen und zur Strafe für ſeine gezwungene Unthätigkeit ſeinen Handel zu vernichten. Preußen, auf bittere Klagen darüber beſchränkt, mußte die britiſche Flagge an den Mündungen der bei=

den deutſchen Flüſſe, wie die Anweſenheit der Franzoſen in Hannover, dulden. Da ſein Handel in jedem Fall gelähmt wurde, ſo war es ihm nicht mehr darum zu thun, ſelber die Beſetzung zu übernehmen. Bonaparte ließ dem König ſein Bedauern ausdrücken, verſprach ihm, nicht über die Gränzen von Hannover hinauszugehen, und entſchuldigte die Ueberziehung des Landes mit der Noth des Krieges und mit dem großen Vortheil, den er davon hätte, den Engländern die beiden großen Handelswege in Europa zu verſchließen.

Der General Mortier erhielt Befehl vorzurücken. Er ſtand bereits mit 25,000 Mann an der Gränze des dem Haus Aremberg zugetheilten niedern Bisthumes Münſter. Der Zuſtimmung Arembergs gemäß zog Mortier durch ſein Gebiet über Meppen in das kürzlich zu Hannover geſchlagene Bisthum Osnabrück und von da ins alte Hannoverland. Das preußiſche Gebiet blieb unberührt. Bonaparte hatte dem eben ſo beſonnenen und rechtlichen wie tapferen Mortier anempfohlen, die Länder, welche er durchzöge, gut zu behandeln und ſich gegen die preußiſchen Behörden an der Gränze rückſichtsvoll zu zeigen. Im Juni erſchienen die Franzoſen an der Hunte. Das hannöveriſche Heer hatte Diepholz beſetzt und zog ſich nach einigen Reitergefechten hinter die Weſer zurück. Obwohl aus trefflichen Soldaten beſtehend, wußte es doch, daß aller Widerſtand unnütz ſei und bloß Unglück über das Land bringen würde. Es erbot ſich zu capituliren. Mortier war es zufrieden und zu Sublingen ward ausgemacht, daß das hannöveriſche Heer ſich mit Waffen und Gepäck hinter die Elbe zurückziehen und auf Ehrenwort verſprechen ſollte, im gegenwärtigen Krieg nicht zu dienen, wofern es nicht

gegen eine entſprechende Zahl franzöſiſcher Gefangenen ausgewechſelt würde, ferner, daß die Verwaltung und die Einkünfte des Landes den Franzoſen zufallen, und Perſonen, Privateigenthum und Culte unangetaſtet bleiben ſollten. Dieſe Uebereinkunft von Suhlingen ward an Bonaparte und an den König Georg zur Beſtätigung geſchickt. Bonaparte gab ſofort die ſeinige, um nicht durch harte Bedingungen das hannöveriſche Heer in Verzweiflung zu bringen. Der alte Georg III. gerieth in Wuth über die Uebereinkunft; er ſoll ſie dem Miniſter, der ſie vorlegte, ins Geſicht geworfen haben. In ſeinen düſteren Träumereien hatte er ſtets Hannover, die Wiege ſeines Geſchlechts, als die letzte Zuflucht deſſelben betrachtet. Indem er ſeine Genehmigung verweigerte, brachte er ſeine Soldaten in den Fall, entweder das Gewehr ſtrecken zu müſſen, oder ſich bis auf den letzten Mann umbringen zu laſſen. Sein Kabinet ſagte zur Rechtfertigung dieſes Entſchluſſes, der König wolle Allem, was gegen ſein Land geſchähe, fremd bleiben; die Genehmigung der Uebereinkunft würde eine Gutheißung der Beſetzung Hannovers ſein, und gegen dieſe Beſetzung, als eine Verletzung des Reichsgebiets, appellire er an den Reichstag. Beim Eintreffen dieſer Nachricht gerieth das hannöveriſche Heer unter Feldmarſchall Wallmoden in Beſtürzung. Es hatte hinter der Elbe im Lauenburgiſchen eine ſtarke Stellung inne und war entſchloſſen, ſeine Ehre zu vertheidigen. Das franzöſiſche Heer, welches ſeit drei Jahren keinen Schuß gethan hatte, war es ſehr zufrieden, ein glänzendes Gefecht zu liefern. Indeß man folgte weiſem Rath. Mortier eben ſo menſchlich wie tapfer, that das Mögliche, um das Schickſal der Hannoveraner zu er-

leichtern. Er verlangte nicht, daß ſie ſich als Kriegsgefangene ergäben, ſondern begnügte ſich mit ihrer Verabſchiedung. Sie ſollten ihre Waffen im Lager zurücklaſſen und jeder an ſeinen Heerd zurückkehren unter dem Verſprechen, nicht mehr die Waffen zu ergreifen. Das bedeutende Kriegsgeräthe im Kurfürſtenthum ward den Franzoſen übergeben, desgleichen die Einkünfte des Landes und das Privateigenthum des Kurfürſten. Zu dieſem Eigenthum gehörten die ſchönen hannöveriſchen Hengſte, welche nach Frankreich geſchickt wurden. Die 3500 ſchönen Pferde der hannoveriſchen Reiterei wurden für die franzöſiſche benützt. Die Verwaltung des Landes ließ Mortier größtentheils in den Händen der örtlichen Behörden. Hannover konnte, wenn man es nicht ausſaugte, recht gut 30,000 Mann ernähren. Dies wollte Bonaparte, und verſprach dem König von Preußen, über dieſe Zahl nicht hinauszugehen. Dagegen verlangte er von ihm zur Vermeidung des Umwegs durch das nördliche Holland das Zugeſtändniß einer Etappenſtraße durch preußiſches Gebiet, auf welcher an beſtimmte Lieferanten bezahlt würde, was die aus oder nach Hannover ziehenden Truppen brauchten. Der König bewilligte es aus Gefälligkeit gegen Bonaparte. Damit wurde ein gerader Verbindungsweg eröffnet, und dieſer wurde benutzt, eine große Zahl Reiter zu Fuß nach Hannover zu ſchicken und jeden mit drei Pferden zurückkommen zu laſſen. Der Beſitz dieſes Theils von Deutſchland diente, die franzöſiſche Reiterei in Hinſicht der Pferde vortrefflich zu machen, wie ſie es bereits hinſichtlich der Mannſchaft war.

Während dieſe verſchiedenen Beſetzungen vollzogen wurden, ſetzte Bonaparte ſeine Vorbereitungen an den

Küſten des Kanals fort. In Holland und beſonders in Rußland ließ er Material zum Schiffbau kaufen, um verſehen zu ſein, ehe Rußland, deſſen Stimmung nicht eben beruhigend war, die Ablaſſung ſolcher Vorräthe zu verweigern beſchlöſſe. Auf der Gironde, der Loire, der Seine, der Somme und der Schelde wurden Plattſchiffe jeder Größe gebaut. Tauſende von Arbeitern ſchlugen Holz in den Waldungen der Küſtengegenden. Alle Gießereien der Republik waren in Thätigkeit, um Mörſer, Haubitzen und Geſchütz vom größten Kaliber zu liefern. Die Pariſer ſahen auf den Kaien von Bercy, des Invalidenhauſes und der Kriegsſchule an hundert Schaluppen im Bau. Man fing an zu begreifen, daß eine ſolche Thätigkeit mehr als eine bloße Demonſtration zur Beunruhigung Englands bezwecken müßte. Sobald dieſe allerwärts in Angriff genommenen Bauten ein wenig weiter vorgerückt wären und ſobald er die dringendſten Geſchäfte in Ordnung gebracht hätte, wollte Bonaparte die Küſten des Kanals bereiſen. Die Seſſion des geſetzgebenden Körpers war friedlich benutzt worden, der Regierung die volle Zuſtimmung zu ihrem diplomatiſchen Verfahren gegen England zu erklären, ihr die vollſtändigſte moraliſche Unterſtützung zu gewähren, ihr das oben im Weſentlichen mitgetheilte Budget zu bewilligen und ohne Geräuſch aber gründlich die erſten Titel des Civilgeſetzbuches zu erörtern. Von dieſer Zeit an war der geſetzgebende Körper nur noch ein großer Rath, der bloß mit Geſetzarbeiten, nichts mit der Politik zu thun hatte.

Gegen Ende des Juni hatte Bonaparte die gewünſchte Zeit zu ſeiner Reiſe, welche über die ganze Küſte bis Antwerpen und Vlieſſingen gehen ſollte. Er wollte auch

Belgien beſuchen, welches er noch nicht geſehen hatte, und die Rheindepartements, welche er noch nicht kannte. Kurz er wollte eine militäriſche und politiſche Reiſe machen. Seine Frau ſollte ihn begleiten und die ihn erwartenden Ehrenbezeugungen theilen. Zum erſten Mal hatte er die Krondiamanten von dem ſie verwahrenden Schatzminiſter gefordert, um ſeiner Frau Schmuck daraus zu machen. Er wollte ſich in den neuen Departements und am Rhein faſt als Herrſcher zeigen. Als ſolcher ward er betrachtet, ſeitdem er Conſul auf Lebenszeit war. Seine Miniſter ſollten theils zu Dünkirchen, theils zu Lille, Gent, Antwerpen und Brüſſel mit ihm zuſammentreffen. Die fremden Geſandten wurden eingeladen, ihn in eben dieſen Städten zu beſuchen. Da er ſich unter einer eifrig katholiſchen Bevölkerung zeigen wollte, hielt er für paſſend, ſich vom päpſtlichen Legaten begleiten zu laſſen. Auf die bloße Erklärung dieſes Wunſches entſchloß ſich Caprara trotz ſeinem Alter und ſeiner Schwäche nach eingeholter Genehmigung des Papſtes, das Gefolge des Erſten Conſuls in den Niederlanden zu vergrößern. Befehle waren gegeben, dieſen Kirchenfürſten glanzvoll zu empfangen. Am 23. Juni reiſte Bonaparte ab. Er beſuchte erſt Compiegne, wo am Ufer der Oiſe gebaut ward, dann Amiens, Abbeville, St. Valery, wo der Schiffbau an der Somme im Gang war. Er ward mit Jubel und mit königlichen Ehren aufgenommen. Die Stadt Amiens brachte ihm nach einem uralten Brauch vier ſchneeweiße Schwäne dar, welche in den Tuileriengarten geſchickt wurden. Faſt allerwärts rief ſein Erſcheinen Aeußerungen der Ergebenheit für ihn, des Haſſes gegen die Engländer und des Eifers zur Bekämpfung und Beſiegung dieſer Erb-

feinde Frankreichs hervor. Er hörte die Obrigkeiten und die Bewohner huldvoll an, aber ſeine Aufmerkſamkeit war offenbar ganz dem großen Gegenſtand zugewendet, der ihn jetzt beſchäftigte. Die Werfte, die Magazine, die Vorräthe zogen ausſchließlich ſeine Sorgfalt auf ſich. Er beſuchte die Truppen, welche ſich in der Picardie anzuhäufen begannen, beſichtigte ihre Ausrüſtung, liebkoſte die alten Soldaten, deren Geſichter ihm bekannt waren, und erfüllte ſie mit Zuverſicht auf die große Unternehmung. Wenn er dieſe Beſuche gemacht hatte, diktirte er, obwohl ermüdet, in ſeinem Zimmer eine Menge noch vorhandener Befehle, die ewig zur Lehre für alle mit großen Vorbereitungen beſchäftigten Regierungen dienen werden. Bald hatte der Schatz die Sendung von Geld an Unternehmer verſäumt, bald hatte der Marineminiſter die Herbeiſchaffung von Stoffen zum Bau und zur Ausrüſtung von Schiffen vernachläßigt, bald hatte die Forſtverwaltung durch Förmlichkeiten das Schlagen von Holz verzögert, bald hatte die Artillerie die nöthigen Geſchütze oder Munitionen nicht abgeſchickt. Bonaparte machte die Nachläßigkeiten wieder gut oder hob die Hinderniſſe durch die Macht ſeines Willens. So kam er nach Boulogne, dem Mittelpunkt, auf welchen ſich ſeine Anſtrengungen richteten und dem muthmaßlichen Ausgangspunkt der großen Unternehmung gegen England.

Hier iſt der Ort, die großen Rüſtungen näher zu ſchildern, welche die Ueberſchiffung von 150,000 Mann nebſt den erforderlichen Pferden, Geſchützen, Munitionen und Lebensmitteln über die Meerenge von Calais bezweckten. Es iſt ſchon eine große und ſchwierige Unternehmung 20—30,000 Mann über das Meer zu

ſchaffen, wie die Unternehmung gegen Egypten vor 50 Jahren und die gegen Algier in unſern Tagen beweiſen. Wie nun erſt, wenn 150,000 Mann, 10—15,000 Pferde, 3—400 beſpannte Geſchütze übergeſetzt werden ſollen? Ein Linienſchiff kann im Durchſchnitt 6 bis 700 Mann für eine Fahrt von einigen Tagen aufnehmen, eine große Fregatte halb ſo viele. Mithin wären zur Einſchiffung eines ſolchen Heeres 200 Linienſchiffe erforderlich, ſo viel wie höchſtens nur England und Frankreich vereinigt aufbringen könnten. Wäre England ſo weit entfernt geweſen wie Egypten, ſo würde es eine Unmöglichkeit geweſen ſein 150,000 Mann hineinzuwerfen. Aber für den Uebergang über eine 8 bis 10 Seemeilen breite Meerenge waren keine großen Schiffe nöthig, auch wären ſie, geſetzt man hätte ihrer genug gehabt, nicht anwendbar geweſen, denn von Oſtende bis Havre iſt kein Hafen für ſie und eben ſo wenig auf der entgegengeſetzten Küſte, wenn man ſich dort nicht weit ſeitwärts wenden will. Man war alſo auf kleine Fahrzeuge verfallen, die auch den Verhältniſſen dieſes Meeresſtrichs angemeſſen waren. Im Sommer herrſcht im Kanal häufig völlige Windſtille, gewöhnlich 48 Stunden lang. So viel Stunden waren erforderlich, die zahlloſen Schiffe der Flottille aus den Häfen in die offene See zu bringen. Während dieſer Zeit konnte die engliſche Kreuzerflotte ſich nicht bewegen und Fahrzeuge, die mit Rudern wie mit Segeln getrieben wurden, konnten unverletzt an ihr vorbeikommen. Im Winter bei ſtarken Nebeln und Windſtillen oder ſchwachen Winden konnte die Flottille an den feindlichen Geſchwadern vorbeiſchlüpfen. Zur Zeit der Nachtgleiche wüthen heftige Stürme, welche die engliſche Beobach-

tungsflotte nöthigen mußten, das Weite zu ſuchen, und auf die Stürme folgen Windſtillen, welche die Flottille benutzen konnte, um über die Meerenge zu ſetzen, bevor die Beobachtungsflotte zurückkam. Dieſe Verhältniſſe wurden von allen Seeleuten am Kanal angegeben. Abgeſehen von dieſen Verhältniſſen wäre es auch möglich geweſen unter dem Schutz eines ſtarken franzöſiſchen Geſchwaders die Flottille unter Segel gehen zu laſſen. Allein die Herbeiziehung eines ſolchen Geſchwaders war ſo mißlich, daß man darauf am wenigſten rechnen durfte. Man mußte die Flottille ſo einrichten, daß ſie wenigſtens ſcheinbar jeder Hülfe einer Flotte entbehren konnte. Hätte ihre Bauart verrathen, daß ſie es nicht könnte, ſo wäre das Geheimniß der großen Unternehmung dem Feind verrathen geweſen, er würde ſeine ganze Seemacht in den Kanal gezogen und jede Bewegung der franzöſiſchen Geſchwader nach der Meerenge verhindert haben.

Zu den Rückſichten auf Wind und Meer bei Calais kamen noch Rückſichten auf die Form der Küſten. Die franzöſiſchen Häfen an der Meerenge waren lauter Strandplätze, die bei der Fluth höchſtens 8 — 9 Fuß Waſſer hatten und bei der Ebbe trocken lagen. Es waren alſo Fahrzeuge nöthig, die beladen nicht mehr als 7 — 8 Fuß tief gingen, und ohne Schaden zu nehmen ſtranden konnten. Auf der engliſchen Küſte waren die Häfen zwiſchen der Themſe, Dover, Folkſtone und Brighton ſehr klein, und wären ſie auch groß geweſen, ſo mußte doch eine ſolche Menge Schiffe, um zu landen, ſich geradezu auf die Küſte werfen. Alſo auch deßhalb waren Fahrzeuge nöthig, die das Stranden vertragen konnten. Aus dieſen verſchiedenen Gründen

entſchied man ſich für Plattſchiffe, die gerudert werden und ſomit bei Windſtille und bei Nebel vorwärts kommen könnten, die im Stand wären, ſchweres Geſchütz zu tragen, ohne mehr als 7 — 8 Fuß tief im Waſſer zu gehen, ſo daß ſie ſich in den franzöſiſchen Häfen des Canals frei bewegen und auf dem engliſchen Ufer, ohne Schiffbruch zu leiden, ſtranden könnten.

Dieſen verſchiedenen Erforderniſſen ſollten große Kanonierſchaluppen von ſtarkem Bau mit flachem Boden entſprechen, und zwar von zwei Gattungen. Die erſte Gattung, welche man vorzugsweiſe Kanonierſchaluppen nannte, wurden ſo gebaut, daß jede vier Stück ſchweres Geſchütz (22 und 36 Pfünder) tragen könnte, zwei vorn und zwei hinten, um das Feuer der Linienſchiffe und Fregatten zu erwidern. Fünfhundert ſolcher Schaluppen konnten alſo ſo viel feuern wie zwanzig Linienſchiffe von 100 Kanonen. Sie waren aufgetakelt wie Briggs, d. h. ſie hatten zwei Maſten, wurden von 24 Matroſen bedient und konnten eine Kompagnie Fußvolk faſſen. Die zweite Gattung nannte man zum Unterſchied von den vorigen Kanonierſchiffe. Sie waren weniger ſtark bewaffnet, weniger beweglich und hatten die Beſtimmung neben dem Fußvolk auch das Feldgeſchütz zu tragen. Sie hatten vorn einen 24 Pfünder und hinten ein Feldſtück auf ſeiner Laffete mit den erforderlichen Vorrichtungen um es in wenigen Minuten aus- und einzuſchiffen, ferner auf dem Verdeck einen Pulverwagen, ſo aufgeſtellt, daß er die Arbeit der Matroſen nicht ſtörte und in einem Augenblick ans Land geſetzt werden konnte, und endlich im untern Raum einen Stall für zwei Stückpferde mit Lebensmitteln für mehre Tage. Dieſer Stall hatte oben einen Deckel und

befand ſich am Fuß des Maſtes, ſo daß ein Pferd mit einer Segelſtange am Land gefaßt und aufs Schiff herübergehoben, mit Leichtigkeit in ſeinen Stall hinuntergelaſſen werden konnte. Dieſe Kanonierſchiffe, welche wenigſtens von vorn eine Kanonenkugel und von hinten Kartätſchen ſchießen konnten, hatten den Nutzen, daß ſie nebſt einem Theil des Fußvolks alles Feldgeſchütz und die nothdürftige Beſpannung, um es im Augenblick der Landung in die Linie zu bringen, tragen konnten. Die übrige Beſpannung und Munition ſollte auf Laſtſchiffe geſetzt werden. Weniger beweglich und kampffähig als die Schaluppen, waren ſie wie die großen franzöſiſchen Küſtenbarken aufgetakelt, mit drei großen Segeln an drei Maſten, ohne Maſtkörbe und Bramſtangen, und nur mit 6 Matroſen bemannt. Sie konnten eine Kompagnie Fußvolk und einige Artilleriſten und Fuhrleute tragen. Außer dieſen beiden Gattungen von Plattſchiffen ward noch eine dritte nöthig befunden, die nur 2 — 3 Fuß tief ginge und überall anlegen könnte. Dies waren 60 Fuß lange, ſchmale Kähne, mit einem Verdeck zum Abnehmen, mit 60 Rudern und mit leichtem Segelwerk verſehen. Sie hießen Peniſchen und wurden von 60 bis 70 im Rudern geübten Soldaten unter der Leitung von 2 — 3 Matroſen ſo ſchnell fortgetrieben wie die Boote der großen Schiffe. Sie trugen außer der genannten Mannſchaft und deren als Ballaſt dienenden Waffen und Lebensmitteln eine kleine Haubitze und einen Vierpfünder.

Für dieſe drei Arten von Fahrzeugen hatte man ſich nach vielen Verſuchen entſchieden. Die Kanonierſchaluppen bildeten im Gefecht die erſte Linie, die ſchwerfälligeren Kanonierſchiffe die zweite Linie hinter den

Zwiſchenräumen in der erſten. Die Peniſchen wurden bald vor, bald hinter die Front, bald auf die Flügel geſtellt, konnten gegen eine Flotte zum Entern, in der Nähe des Ufers zu einer plötzlichen Landung gebraucht werden und entgingen durch ihre Schnelligkeit den Wirkungen des ſchweren Geſchützes. Von dieſen drei Arten Fahrzeugen ſollten 12 bis 1500 zuſammengebracht werden. Sie ſollten wenigſtens 3000 Stück ſchweres Geſchütz nebſt einer großen Zahl von geringem Kaliber tragen, alſo eben ſo viel Kugeln ſchießen wie das ſtärkſte Geſchwader. Ihr Feuer war gefährlich, weil ihre Kugeln dicht über dem Waſſer herſtreichend in die Auswäſſerungslinie der feindlichen Schiffe trafen, welche wegen ihrer Größe ein gut abzuſehendes Ziel waren, während des Zielen auf dieſe kleinen niedrigen Fahrzeuge ſchwerer fiel. Sie konnten ſich vertheilen und den Feind umzingeln. Aber mit den Vortheilen der Theilung hatten ſie auch deren Nachtheile. Ordnung in ein ſolches Gewimmel zu bringen war eine Aufgabe, an welcher Bonaparte und der Admiral Bruix drei Jahre arbeiteten. In wieweit es ihnen gelang, werden wir ſpäter ſehen.

Es möchte ſchwer ſein zu ſagen, welche Wirkung ein Geſchwader von hochbordigen Schiffen hervorgebracht haben würde, wenn es mit vollen Segeln in dieſe Maſſe kleiner Fahrzeuge hineingefahren wäre, einen Theil überſegelnd, einen andern in Grund ſchießend, dagegen aber auch mit einem mörderiſchen Feuer aus grobem Geſchütz und aus den Flinten von 100,000 Soldaten empfangen und vielleicht von unerſchrockenen aufs Entern eingeübten Soldaten angefallen. Der Admiral Decrès, ein guter Beurtheiler, der aber gern läſterte, gab zu, mit Aufopferung von 100 Fahrzeugen und 10,000 Mann

könne man wohl trotz einem feindlichen Geſchwader über die Meerenge kommen. „So viel verliert man jeden Tag in einer Schlacht," erwiderte Bonaparte; „und welche Schlacht hat je die Ergebniſſe verſprochen, welche uns eine Landung in England hoffen läßt?" Aber ein Zuſammentreffen mit der engliſchen Flotte war der ſchlimmſte Fall. Es blieb noch die Möglichkeit, überzuſetzen während einer Windſtille, die den Feind lähmte, während eines Nebels, der ihn blendete, oder während des Erſcheinens eines franzöſiſchen Geſchwaders.

Jedenfalls waren dieſe Fahrzeuge ſtark genug, um ſich zu vertheidigen, um ein Ufer von Feinden zu ſäubern, den Feind nicht errathen zu laſſen, daß man auf die Hülfe eines Geſchwaders zähle, und um den Soldaten und Matroſen auf denſelben Vertrauen einzuflößen. Aber ſie hatten auch Fehler, die in ihrer Bauart lagen. Ohne Kiel, mit einem flachen nicht tief im Waſſer gehenden Boden, mit ziemlichen Maſten, waren ſie ſchwank, neigten ſich leicht bei ſtarkem Wind und konnten bei plötzlichen Windſtößen ſelbſt umſchlagen. Dies geſchah einmal mit einer nicht gehörig mit Ballaſt verſehenen Kanonierſchaluppe auf der Rhede von Breſt unter den Augen des Admirals Ganteaume, der darüber in Schrecken gerieth und es ſogleich an Bonaparte meldete. Der Fall wiederholte ſich aber nicht. Wurde die Munition auf den Fahrzeugen der Flottille gehörig als Ballaſt benutzt, ſo blieben ſie auch im Sturm aufrecht und ſtrandeten höchſtens, was ſie auch oft freiwillig thaten, um den Engländern zu entgehen. Durch die nächſte Fluth wurden ſie immer wieder flott. Schlimmer war der Umſtand, daß ſie bei ihrer ſchweren Bauart, welche dem Waſſer mehr Fläche bot als ihr Takel-

werk dem Wind, leicht von der Strömung fortgeriſſen wurden. Dieſer Mißſtand war beſonders empfindlich bei Windſtille, wo ſie bloß die Kraft der Ruderer zur Bekämpfung der Strömung hatten. Sie konnten als- dann weit von ihrem Ziel verſchlagen werden, oder, was noch ſchlimmer war, getrennt daſſelbe erreichen, weil ſie je nach ihrer verſchiedenen Form mehr oder weniger von der Strömung ergriffen wurden. Nelſon ſelber hatte dies erfahren, als er 1801 die Flottille von Boulogne angriff; ſeine vier Diviſionen machten Angriffe ohne Zuſammenhang. War ein ſolcher Fehler in jedem Meere ſchlimm, ſo war er doppelt ſchlimm im Kanal, wo bei jeder Ebbe und Fluth eine beſon- ders ſtarke Strömung herrſchte. Bei der Fluth dringt das Meer von Weſten zwiſchen Finiſtère und Cornwall nach der Meerenge zwiſchen Calais und Dover, und bewirkt eine Strömung von Breſt nach Calais. Die entgegengeſetzte Bewegung, alſo eine Strömung von Calais nach Breſt findet bei der Ebbe ſtatt. Dieſe doppelte Strömung erhält an den Küſten je nach der Form derſelben mancherlei Biegungen. Sie mußte in den Gang der 2000 Schiffe eine gewiſſe Verwirrung bringen, die am meiſten dann zu fürchten war, wenn kein Wind als Triebkraft gegen die Strömung benutzt werden konnte. Gerade dieſer Umſtand verminderte den Vortheil einer ſonſt ſo wünſchenswerthen Ueberfahrt bei Windſtille. Indeß hat die Meerenge zwiſchen Boulogne und Dover ſo wenig Tiefe, daß man in der Mitte Anker werfen kann. Die Admirale betrachteten es darum als möglich, in einer allzuſtarken Strömung anzuhalten und vor Anker die entgegengeſetzte Strömung abzuwar-

ten, was höchſtens einen Zeitverluſt von 3 bis 4 Stunden verurſachen konnte *).

Konnten die Schaluppen und Kanonierſchiffe leicht von der Strömung fortgeriſſen werden, ſo war dies noch mehr der Fall bei den ganz platten Prahmen mit geraden Seiten und drei Kielen, deren anfangs 50 gebaut werden ſollten zum Ueberſetzen von 2500 Pferden und 600 Feuerſchlünden, von denen man aber eben wegen ihrer Unbehülflichkeit in der Strömung nur etwa 15 baute. Verſuchsweiſe wurden auch einige Kaiken (kurze, breite, mit einem 24 Pfünder bewaffnete Barken) und Corvetten von geringem Tiefgang mit 10 ſchweren Geſchützen gebaut; aber die Erfahrung ließ den Kanonierſchaluppen, den Kanonierſchiffen und den Peniſchen den Vorzug geben. Jede Kanonierſchaluppe und jedes Kanonierſchiff konnte eine Kompagnie tragen, und jede Peniſche ⅔ Kompagnien. Auf 500 Schaluppen, 400 Schiffen und 300 Peniſchen ließen ſich 120,000 Mann einſchiffen. Das Geſchwader von Breſt konnte 15 bis 18,000, das im Texel 20,000 Mann tragen. Somit konnte man 150 bis 160,000 Mann nach England werfen, genug, um die übermüthige Nation zu beſiegen, welche von ihrer Freiſtätte aus die Welt beherrſchen wollte.

Aber es war nicht genug, Mannſchaft überzuſetzen; auch Lebensmittel, Munition und Pferde wollten hin-

*) Alles hier Mitgetheilte iſt aus der weitläufigen Korreſpondenz der Admirale, beſonders des Admirals Bruix mit dem Marineminiſter und dem Erſten Conſul gezogen. Es iſt eine kurze Zuſammenſtellung des Weſentlichen in dieſer bewunderungswürdigen Korreſpondenz, ohne Einflechtung von eignen Vermuthungen.

übergeſchafft ſein. Die Kriegsflottille konnte neben der Mannſchaft das Feldgeſchütz, zwei Pferde für jedes Stück, Schießbedarf für die erſten Gefechte und Lebensmittel für etwa zwanzig Tage mitnehmen. Weitere Fahrzeuge waren nöthig zum Ueberſetzen der übrigen Beſpannung, einer Zahl von 7 bis 8000 Reitpferden, des Schießbedarfs für einen ganzen Feldzug, der Lebensmittel für einen oder zwei Monate und eines großen Belagerungsparks. Solche Fahrzeuge brauchte man aber nicht zu bauen. An der ganzen Küſte von St. Malo an bis zum Texel und im Inneren Hollands waren tüchtige Fahrzeuge, die zur Küſtenfahrt und zum Stockfiſch- und Häringsfang dienten, mit einem Gehalt von 20 bis 60 Tonnen, zu haben. Eine eigne Kommiſſion kaufte dergleichen von Breſt bis Amſterdam zum Mittelpreis von 12 bis 15,000 Francs. Mehrere hundert waren bereits angeſchafft. Man bedurfte ihrer 900 bis 1000. Dieſe zu den 12 bis 1300 Fahrzeugen der Kriegsflottille gerechnet, gab die beiſpielloſe Zahl von 2200 bis 2300 Fahrzeugen, die zuſammengezogen werden ſollten.

Man wird nun begreifen, wie es unmöglich geweſen wäre, auf einem oder zwei Küſtenpunkten eine ſolche Anzahl zu bauen, denn ſo klein die Fahrzeuge auch waren, würde man doch an einem Ort nicht die nöthigen Stoffe, Arbeiter und Werfte für alle gefunden haben. Dafür mußte man alle Häfen und alle Flußbecken benutzen. Die Häfen am Kanal leiſteten genug, wenn ſie dieſelben aufnahmen, und wenn in ihnen ihre innere Einrichtung und Unterhaltung beſorgt werden konnte. Nachdem ſie weit von einander gebaut waren, galt es, ſie an den auf ſie Jagd machenden engliſchen

Kreuzern vorbei, zwiſchen Boulogne und Dünkirchen, zuſammenzubringen in drei oder vier unter demſelben Wind und nahe bei einander gelegenen Häfen, ſo daß ſie gleichzeitig abſegeln konnten. Es galt endlich, ihnen Plätze anzuweiſen, wo ſie nicht zu ſehr zuſammengedrängt wären, ſich nicht verwirrten, vor Feuersgefahr geſichert lägen und wo die Truppen ohne große Beſchwerde oft ein- und ausſteigen und lernen könnten, Geſchütze und Pferde raſch ein- und auszuſchiffen. Alle dieſe Schwierigkeiten konnten von Bonaparte nur an Ort und Stelle, wo er die Sache mit eignen Augen ſah und von den geſchickteſten Offizieren jedes beſonderen Fachs umgeben war, gelöſt werden. Er hatte nach Boulogne einen der ausgezeichnetſten Marineingenieure, Namens Sganzin berufen, ferner Forfait, der einige Monate Marineminiſter geweſen war und in Sachen der Verwaltung wenig Fähigkeit, deſto mehr aber Erfindungsgeiſt im Schiffbau beſaß und ganz für die von ihm ſchon unter dem Direktorium mit Eifer betriebene Unternehmung lebte, endlich auch den Miniſter Decrès und den Admiral Bruix.

Bonaparte hätte gern etwas weniger gute Generale bei der Landmacht und etwas mehr bei der Seemacht gehabt. Aber nur Krieg und Sieg bilden gute Anführer. An Krieg zur See hatte es uns ſeit zwölf Jahren nicht gefehlt. Leider hatte unſere Seemacht, durch die Emigration desorganiſirt, gleich von Anfang an hinter der engliſchen zurückgeſtanden und ſich faſt ſtets in die Häfen einſchließen müſſen. Unſere Admirale hatten nicht den Muth, aber das Vertrauen verloren. Ein Theil war ſehr bejahrt, dem andern fehlte es an Erfahrung. Auf vier richtete Bonaparte damals ſein

Augenmerk, auf Decrès, Latouche-Tréville, Ganteaume und Bruix. Decrès war ein Mann von ſeltnem Verſtand, aber ein Spötter, der an allen Dingen nur die ſchlimme Seite ſah, ein trefflicher Beurtheiler deſſen, was Andere thaten, und in ſofern ein guter Miniſter, aber als Verwalter nicht gehörig thätig — ein Fehler, den Bonaparte durch ſeine eigne Thätigkeit gut machte — jedenfalls nützlich für den Erſten Conſul, welcher Rathgeber von geringerer Zuverſichtlichkeit als er ſelber hatte, bedurfte. Darum war Decrès von den Vieren der Geeignetſte, an der Spitze der Marinebureaux zu ſtehen, und der am wenigſten Geeignete zur Führung eines Geſchwaders. Ganteaume, ein wackerer, verſtändiger, unterrichteter Offizier, konnte eine Schiffsdiviſion ins Feuer führen, aber außer dem Gefecht war er zaudernd, ließ die günſtige Gelegenheit vorbeigehen, ohne ſie zu benutzen und konnte nur bei leichten Unternehmungen verwandt werden. Latouche-Tréville und Bruix waren die ausgezeichnetſten Seemänner der Zeit. Sie würden, wenn ſie länger gelebt hätten, den Engländern die Seeherrſchaft ſtreitig gemacht haben. Erſterer, feurig, kühn und erfahren, flößte den Seeleuten ſeinen Muth ein und war der werthvollſte unter allen inſofern, als er beſaß, was auf unſerer Flotte fehlte, Zuverſicht. Bruix, ſchwächlich, durch Genüſſe erſchöpft, war ein ſeltnes Genie, das für jeden Fall ein Hülfsmittel fand, reich an Erfahrung, der einzige Mann, welcher vierzig Linienſchiffe auf ein Mal geführt hat, geſchickt im Entwerfen wie im Ausführen von Planen. Er wäre der wahre Marineminiſter geweſen, wenn er nicht ſo geeignet geweſen wäre, zu kommandiren. Noch andere Admirale wären anzuführen: der ſpäter ſo unglückliche

Villeneuve, der damals in Indien befindliche Sieger von Algeſiras, Linois, und einige, von denen an ihrem Ort die Rede ſein wird. Aber jene vier waren damals die hauptſächlichſten. Dem Admiral Bruix wollte Bonaparte den Befehl über die Flottille anvertrauen, weil bei ihr Alles neu zu ſchaffen war, dem Admiral Ganteaume die Flotte von Breſt, die nur einen Truppentransport zu beſorgen hatte, dem Admiral Latouche die Flotte von Toulon, welche ein ſchwieriges, kühnes Manöver ausführen ſollte, von dem ſpäter die Rede ſein wird. Bruix, der die Flottille zu organiſiren hatte, war in ſteter Berührung mit dem Admiral Decrès. Beide waren zu feine Köpfe, um nicht Nebenbuhler, alſo Feinde zu ſein; zudem waren ihre Naturen einander entgegengeſetzt. Schwierigkeiten für unüberwindlich erklären, die Verſuche zur Ueberwindung zu kritiſiren, war die Sache von Decrès. Sie betrachten, erforſchen, ihrer Meiſter zu werden ſuchen, war die Sache von Bruix. Dabei hegten ſie Mißtrauen gegen einander. Decrès fürchtete, Bruix möchte ihn wegen ſeiner Unthätigkeit bei Bonaparte verklagen, und Bruix beſorgte, Decrès möchte ſeine Liederlichkeit zur Anzeige bringen. Unter einem ſchwachen Gebieter würden beide Verwirrung in das Seeweſen gebracht haben, unter Bonaparte nützten ſie durch ihre Verſchiedenheit. Bruix machte Plane, Decrès kritiſirte ſie, und Bonaparte entſchied mit untrüglichem Urtheil.

Umgeben von dieſen Männern entſchied Napoleon an Ort und Stelle alle noch zweifelhaften Fragen. Sein Erſcheinen zu Boulogne that Noth, denn trotz der Dringlichkeit und Häufigkeit ſeiner Befehle war noch Vieles im Rückſtand. Zu Boulogne, Calais und Dün=

kirchen wurde nicht gebaut, ſondern es ward die alte Flottille wieder in Stand geſetzt und wurden Vorbereitungen getroffen zur inneren Einrichtung der von andern Orten her erwarteten Fahrzeuge. Es fehlte an Arbeitern, an Holz, an Hanf, an Eiſen, an weittragendem Geſchütz zur Fernhaltung der Engländer, die fleißig Brandkugeln ſchoſſen. Die Anweſenheit des Erſten Conſuls mit Sganzin, Forfait, Bruix, Decrès und vielen andern Offizieren brachte bald neues Leben in ſeine Unternehmung. Er hatte bereits zu Paris eine Maßregel angewandt, die er auch zu Boulogne und wohin er noch käme, anwenden wollte. Er ſtellte aus der Zahl der Conſcribirten 5—6000 Bauhandwerker — Tiſchler, Zimmerleute, Säger, Wagner, Schloſſer, Schmiede — unter die Leitung von Marinearbeitern und ſicherte denen, welche ſich durch Anſtelligkeit und Willigkeit auszeichnen würden, einen hohen Lohn zu. Es dauerte nicht lange, ſo wimmelten die Werfte von Arbeitern, deren urſprüngliches Geſchäft ſchwer zu errathen war.

Die reichen Waldungen um Boulogne waren durch einen Befehl der Marine überwieſen. Das Holz, welches friſch geſchlagen verwandt wurde, war grün; aber zu Pfählen, deren man Tauſende in den Häfen am Kanal brauchte, konnte es dienen, desgleichen zu Planken. Die zu Krümmungen beſtimmten Hölzer ließ man aus dem Norden kommen. Hanf, Maſten, Kupfer, Theer, die aus Rußland und Schweden über Holland auf den Binnengewäſſern nach Boulogne unterwegs waren, wurden eben durch verſchiedene Hinderniſſe auf den Kanälen von Flandern aufgehalten. Bonaparte ſchickte ſofort Offiziere mit Befehlen und Geld ab, um ihr Eintreffen

zu beſchleunigen. Die Gießereien zu Douai, Lüttich und Straßburg waren trotz ihrer Thätigkeit im Rückſtand. Der gelehrte Monge, welcher faſt überall hin dem Erſten Conſul folgte, ward zur Beſchleunigung ihrer Arbeiten abgeſchickt und beauftragt, zu Lüttich große Mörſer und Kanonen gießen zu laſſen. Marmont hatte das Geſchützweſen unter ſeiner Leitung. An ihn gingen jeden Tag Adjutanten ab, um ſeinen Eifer zu ſtacheln und ihm anzuzeigen, wo die Abſendung von Kanonen und Laffetten verzögert war. Abgeſehen von dem Geſchütz auf den Fahrzeugen waren 5—600 Stück auf Batterien nöthig, um den Feind von den Werften fern zu halten.

Nach Ertheilung dieſer erſten Befehle war die große Frage wegen der Sammelhäfen in Betracht zu nehmen und wegen der Mittel, ihren Raum der Größe der Flottille anzupaſſen. Die einen mußten vergrößert, andere umgeſchaffen, alle vertheidigt werden. Nachdem Bonaparte mit Sganzin, Forfait, Decrès und Bruix darüber berathen, traf er folgende Anordnungen. Seit langer Zeit war Boulogne als der geeignetſte Ausgangspunkt für eine Unternehmung gegen England bezeichnet. Die gegen England vorgeſtreckte Küſte endigt im Kap Grisnez. Oeſtlich von demſelben dehnt ſie ſich mit der endloſen Ausſicht auf die Nordſee nach der Schelde hin, weſtlich von dem Kap bildet ſie der nahen engliſchen Küſte gegenüber den einen Rand der Meerenge und macht dann einen Winkel ſüdwärts nach der Mündung der Somme. Die Häfen rechts vom Kap Grisnez, wie Calais und Dünkirchen, außerhalb der Meerenge gelegen, eignen ſich weniger zu Ausgangspunkten, als die Häfen zur Linken in der Meerenge,

wie Boulogne, Ambletouſe und Etaples. Fährt man von Dünkirchen oder Calais ab, ſo muß man erſt das Kap Grisnez umfahren, um in die Meerenge zu kommen, und ſich unter den Wind von Boulogne legen, um zwiſchen Dover und Folkſtone anzukommen. Geht man hingegen von England nach Frankreich, ſo wird man leichter nach Calais als nach Boulogne getrieben. Für die Unternehmung gegen England waren alſo Boulogne und die andern Häfen links vom Kap beſſer als Calais und Dünkirchen. Ihr Fehler war nur eine geringere Geräumigkeit und Tiefe in Folge der Anhäufung von Sand und Geſchiebe in der Meerenge.

Der Hafen von Boulogne, beſtehend in dem Bett des ſumpfigen Flüßchens Liane, ließ ſich bedeutend vergrößern. Das Becken der Liane in einem Halbkreis zwiſchen zwei Hochflächen bei Boulogne konnte mit bedeutender Arbeit in einen ſehr geräumigen Strandhafen verwandelt werden. Bei gewöhnlicher Fluth ſtand das Waſſer im Fluß 6—7 Fuß hoch. Durch Ausgrabung konnte man ihm 9—10 Fuß Tiefe geben. Zugleich konnte man neben der Liane ein halbkreisförmiges Becken ausgraben, welches nebſt dem Fluß 1300 Fahrzeuge, alſo die Hälfte der Flottille faßte. Dies Becken mußte mit ſo ausgedehnten Kaien umgeben werden, daß der größte Theil dieſer vielen Schiffe gleichzeitig ſeine Ladung einnehmen konnte. An eine ſo ausgedehnte Hafenfläche und an ſo ausgedehnte Kaien hatte man unter dem Direktorium ſo wenig gedacht, wie an 2000 Fahrzeuge zum Ueberſetzen von 150,000 Mann. Ungeachtet der Größe der Arbeit ſtand Bonaparte keinen Augenblick an, die Ausgrabung zu verordnen. Eben die 150,000 Mann, welche durch ihre Zahl die Schwierigkeit der

Unternehmung machten, ſollten benutzt werden zu deren Beſiegung, indem ſie ſelber das Becken gruben, wo ſie ſich einſchiffen ſollten. Die anfangs in einiger Entfernung von der Küſte gebildeten Lager wurden ans Meer gezogen, und die Soldaten zum Ausheben der ungeheuren Erdmaſſen beſtimmt.

Zur Herſtellung des Fahrwaſſers in der erforderlichen Tiefe ward der Bau einer Jagdſchleuße verordnet. Häfen, welche nicht durch eine Einbiegung der Küſte gebildet werden, beſtehen gewöhnlich aus den Mündungen kleiner Flüſſe, welche, bei der Fluth anſchwellend, ein ſchiffbares Becken bilden und bei der Ebbe zu einem durch Schlamm fließenden großen Bach zuſammenſchwinden, während die mit der Fluth eingelaufenen Fahrzeuge auf dem Strand liegen bleiben. Der Sand, welchen dieſe Flüſſe mit ſich führen, wird vom Meer zu Bänken aufgeworfen, welche die Schifffahrt hindern. Zur Beſeitigung derſelben baut man Schleußen, welche das Fluthwaſſer aufnehmen und bei der Ebbe behalten, bis man es benutzen will. Alsdann bei tiefer Ebbe wird das Schleußenthor geöffnet, das Waſſer ſtrömt in den Fluß, jagt den Sand weg und gräbt ein Fahrwaſſer. Eine ſolche Jagdſchleuße ward in der Liane angelegt. — Ferner dienten 20,000 Mann im Wald von Boulogne, geſchlagene Stämme zur Einpfählung des Ufers der Liane und des halbkreisförmigen Beckens. Bohlen, auf dieſe Pfähle gelegt, bildeten Kaien längs der Liane und dem Becken, an welchen die Fahrzeuge anlegen und Mannſchaft, Pferde und Material einnehmen und ausſchiffen konnten. Rechts von der Liane liegt Boulogne, links vom Fluß, der Stadt ſchräg gegenüber, das Becken. Oberhalb des oberſten Anker=

platzes wurden zur Verbindung beider Ufer mehrere Brücken geſchlagen.

Dieſe umfaſſenden Arbeiten genügten bei weitem nicht. Zu einem großen Hafen gehören Werkſtätten, Werfte, Magazine, Kaſernen, Bäckereien, Hoſpitäler u. ſ. w. Man bedenke nur, wie viel Zeit und Mühe die Herſtellung der Anſtalten in Breſt und Toulon gekoſtet haben. Hier waren noch ganz andere Anſtalten zu ſchaffen. Dieſe Werkſtätten, Werfte, Magazine, Spitäler ſollten den Bedürfniſſen von 1300 Fahrzeugen, 30,000 Matroſen, 10,000 Arbeitern und 120,000 Soldaten genügen. Wären dieſe Schöpfungen nicht auf kurze Zeit berechnet geweſen, ſo würden ſie unmöglich geweſen ſein. Und auch ſo war bei der Menge der an einem Ort zuſammenzubringenden Dinge die Schwierigkeit ſie auszuführen ſehr groß.

Man miethete zu Boulogne alle Häuſer, welche in Bureaux, Magazine oder Spitäler verwandelt werden konnten, desgleichen Landhäuſer und Pachthöfe in der Umgegend. Für die Marinearbeiter wurden Schuppen, für die Pferde bretterne Ställe errichtet. Die Truppen ſollten in Feldhütten liegen auf den beiden Hochflächen, welche das Flußbett der Liane einſchließen. In zwei Lagern links und rechts wurden vorerſt die bei St. Omer unter Soult verſammelten 36,000 Mann untergebracht. Die andern Corps ſollten allmählig heranrücken, wenn ihre Lager bereitet wären. Die Truppen befanden ſich dort in geſunder Luft, zwar heftigen kalten Winden ausgeſetzt, aber reichlich mit Holz verſehen, um ſich Obdach und Heizung zu verſchaffen. Große Mundvorräthe wurden allerwärts angeſchafft und zugeführt. Auf den guten Waſſerſtraßen von Nordfrankreich kam

Mehl zu Zwieback, Reis, Hafer, Pökelfleiſch, Wein und Brandwein, aus Holland eine Menge runder Käſe — theils zur täglichen Nahrung der Mannſchaft und Pferde, theils zur Verſehung der Flottillen mit Lebensmitteln für zwei Monate. Bedenkt man, daß die Mannſchaft faſt 200,000 Köpfe betrug, die Zahl der Pferde 20,000, und daß die Reichlichkeit der Nahrung nichts zu wünſchen übrig ließ, ſo wird man geſtehen, daß bei keinem Volk von keinem Gebieter je etwas außerordentlicheres geſchaffen worden iſt.

Aber ein Hafen genügte nicht für die Unternehmung. Boulogne konnte nur 1300 Fahrzeuge faſſen, und man brauchte tauſend mehr. Geſetzt auch, er hätte die volle Zahl faſſen können, ſo wäre es zu langwierig geweſen, ſie alle durch daſſelbe Fahrwaſſer auslaufen zu laſſen. Unter gewiſſen Umſtänden wäre es ſehr mißlich geweſen, nur einen Zufluchtsort zu haben. Wenn z. B. eine große Zahl von Fahrzeugen auslief, und ein Unwetter oder der Feind nöthigte ſie, ſchnell wieder einzulaufen, ſo konnten ſie ſich am Eingang ſtopfen, die Fluth verfehlen und verloren gehen. Vier Stunden weiter ſüdlich war das Flüßchen Canche, deſſen Mündung eine verſandete Bai mit vielen Krümmungen bildete und, weil allen Winden offen, einen viel weniger ſicheren Ankerplatz bot als Boulogne. Es hatte ſich dort der kleine Fiſcherhafen Etaples gebildet. Eine Stunde landeinwärts an der Canche lag die Feſtung Montreuil. Ein Becken zu graben war dort ſchwierig, aber man konnte Pfähle einrammen, um die Fahrzeuge daran zu befeſtigen, und auf den Pfählen Kaien zur Aus- und Einſchiffung anlegen. Dies war ein ziemlich ſicherer Platz zur Unterbringung von 3—400 Fahrzeugen. Man

konnte hier faſt mit denſelben Winden auslaufen, wie von Boulogne. Die 4—5 Stunden betragende Entfernung von Boulogne ergab allerdings eine Schwierigkeit für die Gleichzeitigkeit der Unternehmung, aber dies war eine Schwierigkeit zweiter Größe, und ein Zufluchtsort für 400 Fahrzeuge war zu wichtig, um ihn unbenutzt zu laſſen. Bonaparte bildete hier ein Lager für die zwiſchen Amiens und Compiegne zuſammengezogenen Truppen und beſtimmte den Befehl über ſie dem General Ney, wenn dieſer aus der Schweiz zurückkäme. Dies Lager hieß das Lager von Montreuil. Die Truppen darin ſollten ſich Feldhütten aufſchlagen, wie die bei Boulogne. Magazine, Spitäler und ſonſtige Anſtalten für die Bedürfniſſe von 24,000 Mann wurden errichtet. Als Centrum des Heeres galt Boulogne, Etaples war auf dem linken Flügel.

Nördlich von Boulogne, ehe man ans Kap Grisnez kam, fand man zwei andere durch zwei kleine verſchlammte und verſandete Flüſſe gebildete Baien, wo das Waſſer bei der Fluth 6—7 Fuß hoch ſtand. Die eine lag eine, die andere zwei Stunden von Boulogne, und zwar unter demſelben Wind. Mit Hülfe von Ausgrabungen und Jagdſchleußen konnte Unterkunft für mehrere hundert Fahrzeuge, alſo für den Reſt der Flottille gewonnen werden. Der nächſte dieſer kleinen Flüſſe war der Wimereux, bei dem gleichnamigen Dorf ausmündend, der andere die Selacque, welche ſich bei dem Fiſcherdorf Ambleteuſe ins Meer ergießt. Unter Ludwig XVI. hatte man angefangen, hier Becken zu graben; aber was damals zu Stande gekommen, war unter Schlamm und Sand wieder verſchwunden. Bonaparte ließ von Ingenieuren die Oertlichkeit unterſuchen. Für den Fall

einer günſtigen Antwort ſollten dort Truppen verwandt und in Feldhütten untergebracht werden, wie bei Boulogne und Etaples. Der eine von beiden Häfen konnte 200, der andere 300 Fahrzeuge faſſen. Hier ſollten die Garde, die zuſammengezogenen Grenadiere, die Kavallerie- und Artilleriereſerven und die zwiſchen Lille, Douai und Arras ſich bildenden Korps die Mittel zu ihrer Einſchiffung finden.

Nun blieb noch die bataviſche Flottille zum Ueberſetzen des Korps von Davouſt, welche laut Vertrag mit Holland noch außer dem Liniengeſchwader im Texel geſtellt werden ſollte. Die Ausrüſtung dieſer Flottille ward träger betrieben als die der franzöſiſchen. Es war die Frage, ob man ſie von der Schelde nach England abgehen laſſen ſollte unter dem Geleit einiger Fregatten, oder ob man ſie nach Dünkirchen und Calais bringen ſollte, um ſie aus dieſen Häfen rechts vom Kap Grisnez abgehen zu laſſen. In letzterem Fall wäre der rechte Flügel des Heers unter Davouſt dem Centrum genähert worden. Bruix ſollte die Frage entſcheiden. Man hoffte ſogar, durch Erweiterung der Becken und Zuſammenziehung der Lagerplätze Raum für den rechten Flügel zu Ambleteuſe und Wimereux zu finden. Dann würden die franzöſiſche und die bataviſche Flottille, zuſammen 2300 Fahrzeuge mit 120,000 Mann (den Korps von Davouſt, Soult, Ney und der Reſerve) gleichzeitig mit demſelben Wind aus den vier Häfen innerhalb der Meerenge haben auslaufen können, mit der Gewißheit, zuſammen zu agiren. Die zwei großen Kriegsflotten zu Breſt und im Texel ſollten weitere 40,000 Mann überſetzen, deren Mitwirkung und Verwendung das ausſchließliche Geheimniß Bonapartes war.

Zur Vervollſtändigung dieſer großen Anſtalten gehörte es, die Küſten vor den Angriffen der Engländer zu ſchützen. Es war anzunehmen, daß die Engländer nicht bloß an den Küſten von Bordeaux bis Vlieſſingen Wache halten würden, um die Zuſammenziehung der Flottille zu verhindern, ſondern auch, daß ſie wie im Jahr 1801 verſuchen würden, ſie in den Becken zu verbrennen, oder wenn ſie zu Manövern ausgelaufen wäre, in Grund zu ſchießen. Man mußte alſo die Annäherung der Engländer unmöglich machen, ſowohl um die Häfen zu ſchützen, als um ſich Sicherheit des Aus- und Einlaufens zu verſchaffen. Hätte die Flottille unbeweglich liegen bleiben müſſen, ſo wäre ſie unfähig geweſen zu manövriren und ihren Zweck zu erfüllen. Aber die Fernhaltung der Engländer war ſchwierig, weil die Küſte keine ſtarken Vorſprünge hat, alſo kein Mittel bietet, die Kugeln weit hinauszutragen. Bonaparte half auf ſinnreiche Weiſe ab. Vor dem Ufer von Boulogne finden ſich zwei Felſenſpitzen, die eine Crèche, die andere Heurt genannt, und zwiſchen beiden ein ſicherer, zum Ankern geeigneter Raum von 2500 Klaftern, worin bequem 2—300 Fahrzeuge ſich in mehreren Linien aufſtellen konnten. Dieſe Felſenſpitzen ſtanden bei der Fluth unter Waſſer, bei der Ebbe lagen ſie trocken. Bonaparte ließ auf ihnen zwei halbkreisförmige Forts von ſtarkem Mauerwerk mit zwei Reihen Caſematten über einander bauen, welche mit ihren Geſchützen den ganzen Ankerplatz beſtrichen. Er wollte ſie vor dem Winter fertig haben. Um ganz ſicher zu gehen, wollte er noch durch einen dritten Stützpunkt die Mitte des Ankerplatzes ſchützen. Er ließ dem Eingang des Hafens gegenüber im Triebſand Pfähle

einrammen, um auf denſelben eine Batterie von achtzehn Vierundzwanzigpfündern zu errichten. Dies Einrammen geſchah meiſt unter dem Feuer der Engländer. Abgeſehen von dieſen drei Punkten im Meer, parallel dem Ufer von Boulogne, ließ Bonaparte alle nur ein wenig vorſpringenden Punkte des Felſenufers mit Kanonen und Mörſern beſetzen. Weniger bedeutende, aber genügende Vorkehrungen wurden für Etaples und für die neu zu grabenden Häfen getroffen.

Dies waren die großartigen Entwürfe, welche Bonaparte nach Anſicht der Oertlichkeit unter Mitwirkung von Ingenieuren und Offizieren der Marine machte und ausführen ließ. Der Bau der Flottille ging von den Küſten der Bretagne an bis zu den Küſten von Holland raſch vorwärts, aber ihre Vereinigung vor Ambleteuſe, Boulogne und Etaples ſetzte die vollendete Ausgrabung der Becken, die Errichtung der Forts, die Herbeiführung der Truppen und der Geſchütze an die Küſte und die Errichtung der Anſtalten für die Bedürfniſſe der Mannſchaft voraus. Alle dieſe Werke hoffte man vor dem Winter zu vollenden.

Von Boulogne begab ſich Bonaparte nach Calais, Dünkirchen, Oſtende und Antwerpen. Beſonders den letzteren Hafen wollte er ſehen, um ſich zu überzeugen, was an den widerſprechenden Berichten über denſelben Wahres wäre. Nachdem er mit dem nur ihm eignen raſchen und ſicheren Blick die Lage der Stadt ermeſſen, hegte er keinen Zweifel, daß ſich aus Antwerpen ein großes Seearſenal machen ließe. Antwerpen hatte in ſeinen Augen ganz beſondere Eigenthümlichkeiten. Es lag an der Schelde, der Themſe gegenüber, ſtand durch die ſchönſten Waſſerſtraßen in unmittelbarer Verbindung

mit Holland, der reichſten Niederlage von Schiffsmate-
rial. Es konnte auf dem Rhein und der Maas leicht
Holz von den Alpen, vom Wasgau, vom Schwarz-
wald, vom Speſſart und von den Ardennen beziehen.
Schiffsbauer ließen ſich zu Tauſenden aus dem nahen
Flandern herbeiziehen. Bonaparte beſchloß alſo, zu
Antwerpen eine Flotte zu ſchaffen, deren Flagge ſtets
zwiſchen der Schelde und der Themſe wehen ſollte.
Einen empfindlicheren Verdruß konnte er ſeinen unver-
ſöhnlichen Feinden kaum bereiten. Er ließ auf der
Stelle den Raum für die Becken, welche jetzt der Stolz
Antwerpens ſind, in Beſchlag nehmen. Dieſe Becken,
durch eine große Schleuße mit der Schelde in Verbin-
dung ſtehend, ſollten Raum für eine ganze Kriegsflotte
enthalten und jederzeit 30 Schuh Waſſer haben. In
dieſem neuen Hafen der Republik wollte Bonaparte
25 Linienſchiffe bauen laſſen. Einſtweilen, bis neue
Erfahrungen über die Schiffbarkeit der Schelde geſam-
melt wären, ließ er einige Linienſchiffe von 74 Kano-
nen in Bau nehmen. Er hoffte aus Antwerpen einen
Kriegshafen zu machen, gleich Toulon und Breſt, aber
viel beſſer gelegen, um den Schlaf Englands zu ſtören.

Von Antwerpen ging er nach Gent, von Gent nach
Brüſſel. Die Flamänder und Brabanter, welche zu
allen Zeiten mit ihren Regierungen unzufrieden geweſen
ſind, zeigten ſich nicht ſehr fügſam in die franzöſiſche
Verwaltung. Ihr Religionseifer machte bei ihnen die
Verwaltung der Culte beſonders ſchwierig. Bonaparte
fand bei ihnen anfangs einige Kälte, oder genau ge-
ſprochen, weniger Aeußerung von Lebhaftigkeit, als in
den alten franzöſiſchen Provinzen. Allein dieſe Kälte
ſchwand bald, als ſie den jungen Feldherrn von der

Geiſtlichkeit umgeben und dem Gottesdienſt in Ehrfurcht beiwohnen ſahen mit ſeiner Gattin, welche trotz ihrer Lockerheit die Frömmigkeit einer Frau aus der Zeit vor der Revolution hegte. Den Erzbiſchof Roquelaure von Mecheln, einen freundlichen Greis, empfing Bonaparte ſehr rückſichtsvoll, und ſeiner Familie gab er bedeutende ſequeſtrirte Güter zurück. In Begleitung dieſes Metropolitans von Belgien zeigte er ſich oft dem Volk und beruhigte auf dieſe Weiſe ſein religiöſes Mißtrauen. Zu Brüſſel war er vom Kardinal Caprara erwartet. Da ſein Aufenthalt in dieſer Stadt ſich verlängerte, kamen Cambacérès und die Miniſter hin, Rath zu pflegen. Ein Theil des diplomatiſchen Korps reiſte ebenfalls hin, um Audienzen zu erhalten. So von Miniſtern, Generalen, zahlreichen und glänzenden Truppen umgeben, hielt Bonaparte in der Hauptſtadt der Niederlande Hof, wie ein deutſcher Kaiſer, der das Erbland Karls V. beſuchte. Die Zeit war ſchneller verfloſſen, als er glaubte. Viele Geſchäfte riefen ihn nach Paris zurück. Er hatte Befehle zu geben zur Ausführung des zu Boulogne Beſchloſſenen, er hatte mit Europa in dieſem Zuſtand der Kriſis zu unterhandeln. Er verzichtete alſo für jetzt auf den Beſuch der Rheinprovinzen, den er einer zweiten Reiſe vorbehielt. Aber ehe er Brüſſel verließ, erhielt er einen Beſuch, der verdientermaßen ſehr auffiel.

Lombard, Geheimſchreiber des Königs von Preußen, kam nach Brüſſel. Friedrich Wilhelm pflegte bei ſeinem Mißtrauen gegen ſich und Andere die Arbeit ſeiner Miniſter zu behalten und einer zweiten Prüfung mit ſeinem verſtändigen und kenntnißreichen Sekretär zu unterwerfen. Lombard war alſo der Vertraute des Königs

und inſofern eine wichtige Perſon in Preußen. Haugwitz hatte ihn zu gewinnen gewußt, ſo daß der König von ſeinem Vertrauten dieſelben Eingebungen empfing, wie von ſeinem Miniſter. Lombard repräſentirte alſo zu Brüſſel ſeinen König und deſſen erſten Miniſter, mithin die ganze Regierung mit Ausnahme des um die Königin geſchaarten Hofs, welcher von einem andern Geiſt erfüllt war, als die eigentliche Regierung. Der Beſuch Lombards war eine Folge der Aufregung der Kabinette ſeit dem Wiederausbruch des Kriegs zwiſchen Frankreich und England. Das preußiſche Kabinet war in großer, durch die neueſten Mittheilungen des ruſſiſchen Hofs geſteigerter Angſt. Das ruſſiſche Kabinet war, wie wir geſehen haben, zu ſeinem Verdruß von ſeinen inneren Angelegenheiten wieder auf die europäiſchen abgelenkt worden und hätte ſich dafür gern dadurch entſchädigt, daß es eine große Rolle ſpielte. Es hatte ſich alſo zuerſt bemüht, den beiden kriegführenden Mächten ſeine Vermittlung genehm zu machen und Frankreich ſeine Schützlinge zu empfehlen. Der Erfolg ſeiner erſten Schritte war nicht befriedigend. England hatte ſeine Eröffnungen kalt aufgenommen, ſich entſchieden geweigert, ihm Malta zur Obhut anzuvertrauen und während der Vermittlung die Feindſeligkeiten einzuſtellen. England hatte erklärt, es weiſe die Dazwiſchenkunft des ruſſiſchen Kabinets nicht zurück, wofern die neue Unterhandlung alle Angelegenheiten von Europa umfaßte, d. h. Alles wieder in Frage ſtellte, was durch die Verträge von Lüneville und von Amiens erledigt war. Die Vermittlung unter ſolchen Umſtänden annehmen, hieß ſie zurückſtoßen. Während England ſo antwortete, hatte Frankreich ganz ehrerbietig die Dazwiſchenkunft des jungen

Kaiſers angenommen, jedoch ohne Zögern die von Rußland empfohlenen Länder Hannover und Neapel beſetzt. Der Hof von Petersburg fühlte ſich ſehr gekränkt, daß er ſo wenig Gehör fand, wenn er in England drang, ſeine Vermittlung anzunehmen, und in Frankreich, das Feld der Feindſeligkeiten zu beſchränken. Er hatte alſo ſeine Augen auf Preußen geworfen, um es zu bewegen, eine dritte Partei zu bilden, welche den Engländern und den Franzoſen Geſetze vorſchriebe, beſonders den Franzoſen, welche zwar höflicher, aber beunruhigender ſeien, als die Engländer. Alexander, welcher mit dem König von Preußen zu Memel eine Zuſammenkunft gehabt und bei dieſer ihm ewige Freundſchaft geſchworen hatte, weil er zwiſchen ſich und ihm Aehnlichkeit des Alters, der Geſinnung und der Tugenden fand, ſuchte ihn in häufigen Briefen zu überreden, ſie ſeien für einander gemacht, als die einzigen ehrlichen Leute in Europa; zu Wien herrſche Falſchheit, zu Paris Ehrgeiz, zu London Habgier; ſie beide müßten ſich eng verbinden. um Europa im Zaum zu halten und zu lenken. Der junge Kaiſer mit ſeiner frühzeitigen Schlauheit hatte beſonders geſucht, den König von Preußen zu überreden, er laſſe ſich durch die Schmeicheleien Bonapartes berücken und bringe ihm gefährliche Opfer in der Politik; in Folge ſeiner Gefälligkeit ſei Hannover beſetzt, und darauf würden die Franzoſen ſich nicht beſchränken; der Grund, welcher ſie beſtimme, Hannover zu beſetzen, würde ſie bis nach Dänemark führen, um ſich des Sundes zu bemächtigen; dann würden die Engländer die Oſtſee ſperren, wie die Weſer und Elbe, und dem Handel des Feſtlandes ſeinen letzten Ausweg verſchließen. Dieſe von Rußland ausgeſprochene Be-

ſorgniß konnte nicht aufrichtig ſein, denn es war nicht möglich, daß Bonaparte daran dachte, ſeine Beſetzungen bis auf Dänemark auszudehnen. Hannover hatte er beſetzt, weil dies eine engliſche Beſitzung war, Tarent kraft der unbeſtrittenen Herrſchaft Frankreichs über Italien. Aber Dänemark zu überziehen war nicht möglich, wenn man nicht zuvor Preußen eroberte, und glücklicher Weiſe hatte damals die Politik Frankreichs keine ſolche Ausdehnung erlangt.

Die Einflüſterungen Rußlands waren alſo lügenhaft, aber ſie beunruhigten den König von Preußen, welchem ſchon die Beſetzung Hannovers ſehr ſtörend war. Dieſe Beſetzung hatte ihm nicht bloß Klagen der deutſchen Staaten zugezogen, ſondern auch bedeutende Handelsnachtheile. Mit Sperrung der Elbe und Weſer durch die Engländer hatte plötzlich alle Ausfuhr preußiſcher Erzeugniſſe aufgehört. Die ſchleſiſchen Leinen waren in Hamburg und Bremen von dem erſten Tag der Sperre an zurückgewieſen worden. Beſonders die Hamburger Großhändler wieſen mit einer gewiſſen Bosheit alle Verkaufsanträge zurück, um Preußen die Unbequemlichkeit der Beſetzung von Hannover fühlen zu laſſen. Dadurch erlitten die großen Herren in Preußen bedeutende Verluſte. Namentlich Haugwitz hatte die Hälfte ſeiner Einkünfte eingebüßt, ohne daß dies jedoch ſeine Gemüthsruhe, einen Hauptvorzug ſeines politiſchen Geiſtes, ſtörte. Der König, mit Klagen aus Schleſien beſtürmt, hatte dieſer Provinz eine Million Thaler darleihen müſſen, — ein großes Opfer für einen ſparſamen Fürſten, der den Schatz Friedrichs des Großen wieder herſtellen wollte. Jetzt ward ihm das Doppelte dieſer Summe abverlangt. Aufgeregt durch die ruſſi-

ſchen Einflüſterungen und durch die Klagen des preußiſchen Handelsſtandes, fürchtete er auf der andern Seite, hierdurch in Verbindungen gegen Frankreich gezogen zu werden, was ſeine ganze, ſeit einigen Jahren auf dem Bund mit Frankreich beruhende Politik umgeſtürzt haben würde. Um aus dieſem peinlichen Zuſtand der Angſt herauszukommen, ſchickte er Lombard nach Brüſſel mit dem Auftrag, Bonaparte zu beobachten, ſeine Abſichten zu erſpähen, zu erfahren, ob er ſeine Länderbeſetzungen bis auf Dänemark ausdehnen wollte und ob es ſo gefährlich ſei, ihm zu trauen, wie es in Petersburg hieße. Zugleich ſollte Lombard ſich bemühen, einige Zugeſtändniſſe in Betreff Hannovers zu erlangen, nämlich die Beſchränkung der Zahl der Beſatzungstruppen auf einige tauſend, zur Beruhigung der Beſorgniſſe über die Anweſenheit der Franzoſen in Deutſchland, und die Räumung von Curhafen. Dieſer kleine Hafen an der Mündung der Elbe gehörte dem Namen nach den Hamburgern, in der That diente er den Engländern zum Betrieb ihres Handels. Hätte man ihn als hamburgiſches Gebiet unbeſetzt gelaſſen, ſo würde der engliſche Handel wie im tiefen Frieden fortgegangen und der Zweck Frankreichs verfehlt geweſen ſein. Eben darum hatte auch im Jahre 1800 Preußen, als es Hannover einnahm, Curhafen beſetzt. Zum Lohn für dieſe beiden Zugeſtändniſſe bot der König von Preußen einen nordiſchen Neutralitätsverein nach dem Muſter der alten preußiſchen Neutralität an, welche außer Preußen und Norddeutſchland weitere deutſche Länder, vielleicht, wie der König ſich ſchmeichelte, auch Rußland umfaſſen würde. Damit ſollte den Franzoſen die Unbeweglichkeit des Feſtlandes verbürgt und freie Hand gegen England

gelaſſen ſein, was einiger Aufopferungen von ihrer Seit werth wäre.

Der Sekretär des Königs reiſte nach Brüſſel, von Haugwitz warm an Talleyrand empfohlen. Er fühlte, welche Ehre darin lag, dem Erſten Conſul nahe zu kommen und mit ihm zu ſprechen. Bonaparte, benachricht von der Stimmung, mit welcher Lombard ankam, empfing ihn aufs glänzendſte und wandte das beſte Mittel an, ſich Eingang bei ihm zu verſchaffen, indem er ihm durch unbeſchränktes Vertrauen und durch Ausſprechen ſelbſt ſeiner geheimſten Gedanken ſchmeichelte. Er konnte es in dieſem Augenblick ohne Gefahr thun, und er that es in hinreißender Sprache. Er ſagte, er wolle durchaus kein Gebiet weiter auf dem Feſtland erwerben, er begehre nichts weiter, als was die Mächte durch offene oder geheime Verträge Frankreich zuerkannt hätten: den Rhein, die Alpen, Piemont, Parma und das beſtehende Verhältniß zur italieniſchen Republik und zu Etrurien. Er ſei bereit die Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz anzuerkennen. Er ſei feſt entſchloſſen, ſich nach dem Receß von 1803 nicht mehr in die deutſchen Angelegenheiten zu miſchen. Er erſtrebe nur Eins, Bändigung des Despotismus der Engländer auf der See, welcher andern eben ſo unerträglich ſein müſſe als ihm, da Preußen, Rußland, Schweden und Dänemark ſich in zwanzig Jahren zweimal, 1780 und 1800 verbunden hätten, ihm ein Ende zu machen. Preußens Sache ſei es, ihm bei dieſer Aufgabe zu helfen. Denn Preußen ſei der natürliche Bundesgenoſſe Frankreichs, welches ihm ſeit einigen Jahren eine Menge Dienſtleiſtungen verdanke und noch größere von ihm erwarte. Wofern er ſiegreich, entſchieden ſiegreich wäre,

könne er überaus viel für Preußen thun. Habe er doch Hannover in der Hand, dieſe natürliche, nothwendige Ergänzung des preußiſchen Gebietes! Dies ſei ein großer ſicherer Lohn für die Freundſchaft, welche der König ihm bei dieſer Gelegenheit erweiſen würde. Aber um ſiegreich und dankbar ſein zu können, müſſe er nachdrücklich unterſtützt werden. Ein zweifelhafter guter Wille, eine mehr oder weniger ausgedehnte Neutralität ſeien nur mittelmäßige Hülfen. Man müſſe ihm beiſtehen, die Küſten Deutſchlands völlig zu verſchließen, man müſſe einiges augenblickliche Ungemach ertragen und ſich durch einen offenen entſchiedenen Bundesvertrag an Frankreich anſchließen. Was man ſeit 1795 die preußiſche Neutralität nenne, genüge nicht zur Sicherung des Friedens in Europa. Um denſelben gewiß zu machen, dazu ſei ein förmliches, öffentliches Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen Preußen und Frankreich nöthig, dann würde keine Macht des Feſtlandes wagen, einen Anſchlag zu machen. England würde offenbar allein ſtehen, beſchränkt auf einen Kampf mit dem Heer von Boulogne. Und wenn ſich mit dieſem Kampf die Ausſicht auf eine Verſchließung der Märkte von Europa verbände, dann würde England entweder genöthigt ſein, ſich zum Ziel zu legen, oder es würde durch die furchtbare Unternehmung, welche an den Ufern des Kanals ſich vorbereite, erdrückt werden. Aber dazu ſei ein wirkliches Bündniß Preußens nothwendig und ſeine ernſte und vollſtändige Mitwirkung zu den Abſichten Frankreichs. Dann würde es ihm gelingen, dann würde er ſeinen Bundesgenoſſen mit Vortheilen überhäufen und ihm das Geſchenk geben können, welches derſelbe nicht verlange, aber im Herzen wünſche — Hannover.

Bonaparte hatte durch die Aufrichtigkeit und Wärme ſeiner Sprache und durch den blendenden Glanz ſeines Geiſtes den Geheimſchreiber des Königs nicht, wie nachher eine feindſelige Faktion zu Berlin ſagte, betölpelt, ſondern überzeugt und hingeriſſen. Er hatte ihn ſchließlich überredet, daß er nichts gegen Deutſchland im Schild führe, daß er ſich lediglich Mittel ſchaffen wolle, gegen England zu wirken, und daß eine unſchätzbare Vergrößerung für Preußen der Lohn einer offenen und aufrichtigen Mitwirkung ſein würde, auf der anderen Seite hatte er ihm bewieſen, welche bedeutenden Mißſtände die Bewilligungen herbeiführen würden, welche zu begehren Lombard beauftragt war. Denn dem britiſchen Handel freien Lauf laſſen während des Krieges, welcher bis zu dem unbeſtimmbaren Tag der Landung für England von keiner Bedeutung ſein könne, hieße, dieſem alle Vortheile des Kampfs überlaſſen. Bonaparte erklärte ſich ſogar bereit, den gedrückten Handels- und Gewerbſtand Schleſiens aus dem franzöſiſchen Schatz zu entſchädigen. Einige von den Zugeſtändniſſen, welche der König von Preußen verlangte, zeigte er ſich geneigt zu erfüllen, wofern dieſer ſich zu einem Schutz- und Trutzbündniſſe verſtände.

Ueberzeugt, geblendet und entzückt von der vertraulichen Sprache des großen Mannes, deſſen geringſte Rückſichten ſelbſt Fürſten mit Recht hoch anſchlugen, reiſte Lombard nach Berlin zurück mit dem Entſchluß, dem König und dem Miniſter Haugwitz dieſelben Geſinnungen einzuflößen, von welchen ſeine Seele erfüllt war.

Da den Erſten Conſul nichts mehr in Brabant zurückhielt, ſo lange die Arbeiten an den Küſten nicht

weiter vorgerückt waren, kehrte er von Brüſſel nach Paris zurück, wo er die Hände voll zu thun hatte, ſowohl in Bezug auf Verwaltung wie in Betreff der Diplomatie. Er nahm ſeinen Rückweg über Lüttich, Namur, Sedan, wo er überall mit Entzücken aufgenommen wurde und traf zu Anfang des Auguſt in St. Cloud ein. Es drängte ihn, während er von Paris aus die Rüſtungen zu ſeiner großen Unternehmung anordnete, mit ſeinem Verhältniſſe zu den Großmächten des Feſtlandes ins Reine zu kommen. In den Beſorgniſſen Preußens hatte er deutlich den ruſſiſchen Einfluß durchſchimmern ſehen. Denſelben Einfluß gewahrte er in dem üblen Willen, den man ihm zu Madrid zeigte. Das ſpaniſche Kabinet weigerte ſich, über die Ausführung des Vertrags von St. Ildefonſo eine Erklärung von ſich zu geben, und ſagte, da die ruſſiſche Vermittlung noch ein friedliches Ende hoffen laſſe, ſo müſſe man den Erfolg derſelben abwarten, ehe man einen entſcheidenden Entſchluß faſſe. Noch andere Umſtände hatten dem Erſten Conſul übel gefallen, beſonders die offenbare Parteilichkeit Rußlands bei ſeinem Vermittlungsverſuch. Während Bonaparte die Vermittlung ganz ehrerbietig annahm, England hingegen derſelben Schwierigkeiten aller Art entgegenſetzte, theils durch die Weigerung, Malta in die Hände der vermittelnden Macht zu legen, theils durch endloſe Bemerkungen über die Ausdehnung der Unterhandlung, neigte die ruſſiſche Diplomatie dennoch mehr zu England hin. Die neuerdings von Petersburg gekommenen Vorſchläge verriethen deutlich dieſe Stimmung. Rußland erklärte: ſeiner Meinung nach müſſe England Malta dem Johanniterorden herausgeben, dagegen ſei es billig ihm die Inſel Lam-

peduſa zu bewilligen, und ferner müſſe Frankreich dem König von Sardinien eine Entſchädigung geben, die Unabhängigkeit ſeiner Nachbarſtaaten anerkennen und achten und nicht bloß Tarent und Hannover, ſondern auch Etrurien, die italieniſche Republik, die Schweiz und Holland für immer räumen.

Ein Theil dieſer Bedingungen war annehmbar, ein anderer durchaus nicht. Den Engländern Lampeduſa zum Erſatz für Malta abtreten, hieß ihnen das Mittel geben, mit Geld, woran es ihnen nie fehlte, im Mittelmeer ein zweites Gibraltar zu ſchaffen. Bonaparte war nahe daran geweſen, es zu bewilligen, um den Frieden zu erhalten. Jetzt, wo er auf die Bahn des Kriegs geworfen war und gute Hoffnung hatte zu einem glücklichen Ende zu kommen, war er nicht mehr geneigt, ſich zu einem ſolchen Opfer zu verſtehen. Die Entſchädigung des Königs von Sardinien hatte keine Schwierigkeit für ihn; er war geneigt, Parma oder ein entſprechendes Gebiet dafür zu verwenden. Die Räumung von Tarent und Hannover mußte eine nothwendige Folge des wiederhergeſtellten Friedens ſein. Aber die Räumung der italieniſchen Republik, welche kein Heer hatte, Hollands und der Schweiz, welche mit dem Abzug der franzöſiſchen Truppen von einer ſofortigen Contrerevolution bedroht waren, hieß ſo viel wie Ueberlieferung von Ländern, über die zu verfügen man durch zehnjährige Kriege und Siege berechtigt war, an die Feinde Frankreichs. Auf ſolche Bedingungen konnte Bonaparte nicht eingehen. Was ihn noch mehr beſtimmte, dieſe Vermittlung nicht fortgehen zu laſſen, war die Form unter der ſie angeboten wurde. Bonaparte hatte ſich dazu verſtanden, einen ſchiedsrichterlichen

Spruch ohne Appellation, gefällt vom Kaiſer ſelber, gelten zu laſſen, als bei welchem es für dieſen eine Ehrenſache wäre, gerecht zu ſein und für ihn ſelber die ſichere Ausſicht, zu einem Ende zu kommen, vorläge. Aber ſich auf die parteiiſchen, den Engländern ergebenen ruſſiſchen Agenten verlaſſen, hieß, ſich zu einer nachtheiligen und endloſen Unterhandlung verſtehen.

Er erklärte alſo, nachdem er die ruſſiſchen Vorſchläge erörtert und die Unbilligkeit und Gefährlichkeit einiger von ihnen nachgewieſen hatte, daß er ſtets bereit ſei, den ſchiedsrichterlichen Ausſpruch des Zaren ſelber ſich gefallen zu laſſen, nicht aber eine Unterhandlung, welche von ſeinem Kabinet in einer für Frankreich wenig freundſchaftlichen Weiſe geführt würde und ſo verwickelt wäre, daß ſich kein Ende derſelben abſehen ließe. Er danke dem Kabinet von Petersburg für ſeine Gefälligkeit, verzichte aber darauf, ferner von derſelben Gebrauch zu machen, und verlaſſe ſich auf den Krieg für Gewinnung des Friedens. Er ſchloß mit folgenden ganz ſeiner Sinnesart entſprechenden Erklärung: „Der Erſte Conſul hat Alles gethan, um den Frieden zu erhalten. Da ſeine Bemühungen vergeblich geweſen ſind, hat er erkennen müſſen, daß der Krieg vom Schickſal verfügt ſei. Er wird den Krieg führen und ſich nicht vor einer hochmüthigen Nation beugen, die ſeit zwanzig Jahren gewohnt iſt, alle Mächte unter ihren Willen zu beugen.“ (29. Auguſt 1803.) Mit Markow wurden wenig Umſtände gemacht, und er hatte es verdient mit ſeiner Sprache und Haltung zu Paris. Er hatte ſtets zu Gunſten Englands geſprochen und zum Nachtheil Frankreichs. Wenn man ihm ſagte, ein ſolches Benehmen ſei nicht in Uebereinſtimmung mit den wenig-

ſtens ſcheinbaren Abſichten ſeines Gebieters, der ſtrenge Unparteilichkeit zwiſchen England und Frankreich kund gebe, ſo erwiderte er: Der Kaiſer hat ſeine Meinung, und die Ruſſen haben die ihrige. Es ſtand zu fürchten, daß er ſich einen Sturm zuziehen möchte, wie er über Withworth ergangen war, und vielleicht noch einen unangenehmeren, denn Bonaparte hatte für Markow nicht dieſelbe Achtung wie für Withworth.

So wie einmal der Faden dieſer falſchen Vermittlung abgeſchnitten war, ohne deswegen mit Rußland zu brechen, wollte Bonaparte Spanien nöthigen, ſich zu erklären, wie es dem Vertrag von St. Ildefonſo nachzukommen gedächte, ob es Theil am Krieg nehmen oder neutral bleiben und dafür Frankreich eine Unterſtützung an Geld ſtatt an Mannſchaft und Schiffen geben wolle. Vor Erledigung dieſer Frage konnte Bonaparte nicht alle ſeine Kräfte ſeiner Unternehmung widmen.

Spanien hatte eine Abneigung ſich zu entſcheiden, welche bei ihm wieder eine ſehr üble Stimmung gegen Frankreich hervorgerufen hatte. Freilich war es läſtig, einer benachbarten Macht in allen Wechſeln ihrer Politik zu folgen; aber Spanien hatte durch das Schutz- und Trutzbündniß von St. Ildefonſo eine Verbindlichkeit übernommen, deren Folgen nicht beſtritten werden konnten. Abgeſehen von dieſer Verbindlichkeit mußte dieſe Macht völlig entartet ſein, wenn ſie bei Seite ſtehen bleiben wollte, wo es ſich zum letzten Mal um die Frage der Oberherrſchaft zur See handelte. Gewann England den Sieg, dann gab es offenbar für Spanien keinen Handel mehr, keine Kolonien, keine

Galionen, kurz nichts mehr von dem, was ſeit drei Jahrhunderten ſeinen Reichthum ausmachte. Wenn Bonaparte es drängte zu handeln, ſo beſtand er nicht bloß auf Erfüllung einer förmlichen Verbindlichkeit, ſondern auch auf Erfüllung der heiligſten Pflicht gegen es ſelbſt. Mit Rückſicht auf ſeine gegenwärtige Unfähigkeit ließ er es neutral und verſchaffte ihm ſo die Möglichkeit, die Piaſter von Mexiko zu beziehen, verlangte dagegen einen Theil von dieſen Piaſtern als Beitrag für den zum gemeinſamen Beſten geführten Krieg, mit einem Wort, er verlangte, daß es für die Sache der Freiheit der Meere ſeine Schuld an Geld abtragen ſolle, da es dieſelbe in Blut nicht abtragen konnte.

Unſere Verhältniſſe zu Spanien waren, wie wir geſehen haben, getrübt worden aus Anlaß des Kriegs mit Portugal, hatten ſich ſpäter wieder etwas gebeſſert in Folge der Erledigung des Herzogthums Parma, und waren neuerdings wieder ſchlimm, ja faſt feindſelig geworden. Zu Madrid wurde täglich geklagt, daß man Louiſiana abgetreten habe für Etrurien, welches man ein Scheinkönigreich nannte, weil es, unfähig ſich ſelbſt zu hüten, von franzöſiſchen Truppen gehütet werde. Beſonders beſchwerte man ſich über die Abtretung von Louiſiana an die vereinigten Staaten. Man ſagte, wenn Frankreich dieſe werthvolle Kolonie veräußern wollte, ſo hätte es ſich an den König von Spanien wenden müſſen, nicht an die Amerikaner, welche für Mexiko gefährliche Nachbarn würden. Hätte Frankreich die Kolonie dem König Karl IV. zurückgegeben, ſo würde dieſer es übernommen haben, ſie vor den Händen der Amerikaner und der Engländer zu retten. In der That, es war lächerlich, wenn Leute, die bald darauf Mexiko

und ganz Südamerika verloren, verſicherten, ſie könnten Louiſiana behaupten, welches weder in Sprache und Sitten, noch in Geſinnung ſpaniſch war. Zu Madrid ward aus der Veräußerung Louiſianas eine Beſchwerde gemacht, welche jeder Verbindlichkeit gegen Frankreich entbände. Der wahre Grund dieſer üblen Laune war die Weigerung Bonapartes, Parma zu Etrurien zu ſchlagen. Dieſe Weigerung aber war ihm durch die Umſtände abgenöthigt, denn er mußte irgend ein Gebiet zur Verfügung haben, um im Nothfall das Drängen auf Entſchädigung des Königs von Sardinien befriedigen zu können. Zudem war nach Abtretung von Louiſiana Florida kein annehmbarer Tauſch mehr. Das madrider Kabinet beſchränkte ſich nicht bloß auf üble Laune, es erlaubte ſich ſelbſt verletzendes Verfahren. Der franzöſiſche Handel hatte ſich über empörendes Verfahren zu beſchweren. Auf die Anſchuldigung von getriebenem Schleichhandel waren Schiffe weggenommen und die Mannſchaft auf die Preſidios in Afrika geſchickt worden. Alle Beſchwerden von Franzoſen in Spanien wurden zurückgewieſen, unſerem Geſandten ward auf nichts mehr Antwort gegeben. Um das Maß der Schmach voll zu machen, duldete man, daß franzöſiſche Schiffe unter den ſpaniſchen Kanonen auf den Ankerplätzen von Algeſiras und Cadix weggenommen wurden, d. h. man duldete eine Verletzung des Gebiets, die abgeſehen von jedem Bundesverhältniß ſchon ſchimpflich war. Das nach Corunna geflüchtete Geſchwader wurde unter dem falſchen Vorwand von Quarantäne außerhalb des Ankerplatzes gehalten, ſo daß viele Leute an Bord ſtarben, weil ihnen die nothwendigſten Bedürfniſſe und beſonders der Genuß der Luft am Land verſagt wurde.

Von einer engliſchen Flotte eingeſchloſſen, konnte es nicht wieder in See gehen, ohne ausgebeſſert, ausgeruht und mit friſchen Mund- und Kriegsvorräthen verſehen zu ſein. Alles das verweigerte man ihm ſelbſt gegen Zahlung. Und was dem Ganzen die Krone aufſetzte — während die ſpaniſche Seemacht im jämmerlichſten Verfall gelaſſen wurde, beſchäftigte man ſich ſeltſamer Weiſe ſehr mit dem Landheer und organiſirte die Milizen, als wollte man ſich zu einem Volkskrieg gegen Frankreich rüſten.

Was mochte zu ſolcher Tollheit den albernen Günſtling treiben, deſſen Herrſchaft das edle Blut Ludwigs XIV. ſchändete und eine wackere Nation zur ſchimpflichſten Ohnmacht führte? Gedankenloſigkeit, Trägheit, Unfähigkeit, verletzte Eitelkeit. Sonſt hatte Godoy ſich zu Frankreich hingeneigt, ſein Unbeſtand wollte, daß er ſich jetzt zu England hinneigte. Bonaparte hatte ihm ſeine Verachtung nicht verhehlt, und die engliſchen und ruſſiſchen Agenten überhäuften ihn mit Schmeicheleien. Frankreich verlangte von ihm Muth, Rührigkeit und eine gute Verwaltung der ſpaniſchen Angelegenheiten. Einen Verbündeten, der ſo viel begehrte, mußte er verabſcheuen. Früher ſchon hatte Bonaparte geſagt: Das wird mit einem Donnerſchlag enden. Schon kündete Wetterleuchten den Blitzſchlag an, der in der Wetterwolke über dem alten ſpaniſchen Thron verborgen lag.

Eins von den ſechs Lagern am atlantiſchen Meer befand ſich bei Bayonne. Hier wurden die Rüſtungen beſchleunigt und ſo ausgedehnt, daß ein förmliches Heer gebildet wurde. Außerdem wurden Anſtalten getroffen, an den öſtlichen Pyrenäen Truppen zuſammenzuziehen. Dieſe verſchiedenen Truppenmaſſen wurden unter den

Oberbefehl von Augereau geſtellt. Der franzöſiſche Geſandte erhielt den Auftrag, vom ſpaniſchen Hof zu verlangen: Abhülfe für alle Beſchwerden, Freilaſſung der gefangen gehaltenen Franzoſen, Entſchädigung für die von ihnen erlittenen Verluſte, Beſtrafung der Befehlshaber der Forts zu Algeſiras und Cadix, Herausgabe der genommenen Fahrzeuge, Zulaſſung des Geſchwaders zu Corunna in den Docken von Ferrol und ſofortige Ausbeſſerung und Verproviantirung deſſelben unter Vorbehalt alsbaldiger Abrechnung mit Frankreich; Entlaſſung aller Milizen, und endlich die Wahl zwiſchen Leiſtung einer Geldhülfe oder Ausrüſtung von 15 Linienſchiffen und 24,000 Mann gemäß dem Vertrag von St. Ildefonſo. Beurnonville war angewieſen, dem Friedensfürſten zu ſagen: wenn der ſpaniſche Hof in ſeinem thörichten, ſträflichen Benehmen beharre, ſo würde an ihn, den Fürſten, Frankreich ſich deswegen halten, und indem man über die Gränze ginge, würde man den König und das Volk auf das ſchmähliche Joch verweiſen, von welchem man beide befreien wollte. Bliebe dieſe Erklärung erfolglos, dann ſollte Beurnonville eine Audienz beim König und der Königin begehren, ihnen wiederholen, was er dem Fürſten geſagt, und wenn er kein Gehör fände, ſich vom Hof zurückziehen in Erwartung neuer Weiſungen von Paris. Beurnonville beeilte ſich, dem Friedensfürſten jene harten Wahrheiten zu ſagen, und um ihm keinen Zweifel an der Ernſtlichkeit der Drohungen zu laſſen, legte er ihm mehrere Stellen der Depeſchen des Erſten Conſuls vor Augen. Der Friedensfürſt ward bleich, ließ einige Thränen rinnen, war abwechſelnd demüthig und anmaßend und erklärte endlich, Azara ſei beauftragt, ſich zu Paris

mit Talleyrand zu verſtändigen; Ihn, den Friedensfürſten, gehe das Alles gar nichts an. Indem er den franzöſiſchen Geſandten anhöre, trete er aus ſeiner Rolle heraus, denn er ſei Generaliſſimus der ſpaniſchen Heere, ohne ein ſonſtiges Staatsamt. Nicht an ihn, ſondern an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſeien ſolche Erklärungen zu richten. Er verweigerte ſogar die Annahme einer Note, die ihm Beurnonville am Schluſſe der Konferenz zu überreichen hatte. Der Geſandte, ſo aufs Aeußerſte getrieben, ſagte ihm: Herr Fürſt, in Ihrem Vorzimmer ſind fünfzig Perſonen. Ich werde dieſelben als Zeugen aufrufen, daß Sie ſich weigern, eine Note anzunehmen, die für den Dienſt Ihres Königs von Wichtigkeit iſt, und ſo den Beweis herſtellen, daß die Schuld an Ihnen und nicht an mir liegt, wenn ich mich meiner Pflicht nicht entledigen kann. — Eingeſchüchtert nahm der Fürſt die Note an. Beurnonville, um ſeinen Anweiſungen vollſtändig nachzukommen, verſchaffte ſich eine Audienz beim König und bei der Königin. Dieſe thaten überraſcht, erſchrocken und als wenn ſie nicht begriffen, was vorginge. Auch ſie verſicherten, Azara habe Anweiſungen erhalten, um Alles mit dem Erſten Conſul zu erledigen. Beurnonville verließ den Hof, brach alle Verbindung mit den ſpaniſchen Miniſtern ab und meldete nach Paris, was er gethan, und wie wenig er erwirkt habe.

Azara hatte wirklich eine ganz unſchickliche, für ihn äußerſt widerwärtige Mittheilung empfangen. Dieſer beſonnene und geiſtreiche Spanier war ein aufrichtiger Anhänger des Bündniſſes zwiſchen Spanien und Frankreich und ein perſönlicher Freund Bonapartes ſeit den italieniſchen Kriegen, wo er die Rolle des Vermittlers

zwiſchen den Franzoſen und dem Papſt geſpielt hatte. Leider verhehlte er nicht genug den Schmerz und Abſcheu, welchen der Zuſtand des ſpaniſchen Hofs ihm einflößte, und dieſer unzufriedene Hof ſchob die Schuld der Mißachtung, in welcher er ſtand, auf den Geſandten, welcher dieſelbe beklagte. In den ihm kürzlich zugegangenen Depeſchen hieß es: er ſei der gehorſame Diener des Erſten Conſuls, er unterrichte ſeinen Hof von nichts und wiſſe ihn vor keiner Zumuthung zu bewahren. Man ſagte ihm ſogar, wenn Bonaparte nicht ſo ſehr darauf beſtünde, ihn zu Paris zu behalten, würde man einen anderen Repräſentanten gewählt haben. Man reizte ihn ſo zur Abdankung, ohne daß man gewagt hätte, ſie ihm zuzuſchicken. Sein Auftrag war, der Republik 2½ Million monatlich anzubieten. Das ſei Alles, was Spanien thun könne. Azara übermachte dieſe Anträge dem Erſten Conſul und ſchickte ſeine Abdankung nach Madrid.

Bonaparte ließ den Geſandtſchaftsſekretär Hermann, der in perſönlichen Verhältniſſen mit dem Friedensfürſten geſtanden hatte, zu ſich kommen und befahl ihm, nach Madrid zu gehen und dem Fürſten zu erklären, entweder müſſe er ſich fügen oder ſich auf einen augenblicklichen Sturz gefaßt machen, der durch Mittel, die in Hermanns Brieftaſche lägen, vorbereitet ſei. Dieſe Mittel beſtanden in einem Brief Bonapartes an den König, worin dieſem, ohne ſeine Würde zu verletzen, die Schmach ſeiner Krone geſchildert und ihm die Wahl gelaſſen war zwiſchen augenblicklicher Entfernung des Günſtlings und dem Einrücken eines franzöſichen Heeres. Falls nun der Friedensfürſt nach der Unterredung mit Hermann nicht augenblicklich ohne Ausflucht, ohne Ver-

weiſung auf Paris das Begehren Frankreichs vollſtändig erfüllte, dann ſollte Beurnonville eine feierliche Audienz bei Karl IV. begehren, und den donnernden Brief Bonapartes in des Königs Hände legen. Wenn dann binnen 24 Stunden der Friedensfürſt nicht fortgeſchickt wäre, ſollte der Geſandte Madrid verlaſſen und Augereau den Befehl zum Uebergang über die Grenze ſchicken.

Hermann reiſte eilig nach Madrid, verkündete dem Friedensfürſten den Willen des Erſten Conſuls und fand ihn diesmal bloß demüthig. Ein ſpaniſcher Miniſter, welcher die Ueberzeugung gehabt hätte, das Wohl ſeines Landes zu vertheidigen, ſeinen König würdig zu vertreten und nicht ihn mit Schmach zu bedecken, würde ſich lieber der Ungnade und dem Tod ausgeſetzt haben, als einer ſolchen Entfaltung ausländiſcher Gewalt. Allein die Unwürdigkeit ſeiner Lage ließ dem Friedensfürſten keine Willenskraft. Er verſicherte auf Ehrenwort, daß an Azara Vollmacht geſchickt ſei, Alles zu bewilligen, was Bonaparte begehrte. Beurnonville, dem dieſe Antwort gemeldet ward, erklärte, er habe auf eine unmittelbare Löſung zu dringen und ſich nicht mit einer neuen Verweiſung nach Paris abſpeiſen zu laſſen; er ſei ausdrücklich angewieſen, dem Wort des Friedensfürſten keinen Glauben zu ſchenken und eine Unterſchrift zu Madrid ſelber zu verlangen, oder dem König den verhängnißvollen Brief zu übergeben. Der Friedensfürſt wiederholte ſeinen traurigen Satz, Alles werde in dieſem Augenblick zu Paris dem Willen des Erſten Conſuls entſprechend abgemacht. Dieſer elende Hof glaubte ſeine Ehre dadurch zu retten, daß er ſeine Schande 400 Stunden Wegs weit von ſich entfernte, indem er

ſeinem Geſandten zu Paris die traurige Rolle überließ, ſich dem Willen Frankreichs zu unterwerfen. Beurnonville hielt ſich nun verbunden, den Brief Bonapartes dem König zu überbringen. Die Leiter des Königs, die Königin und der Fürſt, hätten die Audienz verweigern können; aber dann würde ein Kurier an Augereau den Befehl zum Einrücken in Spanien gebracht haben. Sie riethen dem König, den Brief in Empfang zu nehmen, nicht aber zu öffnen, weil er beleidigende Ausdrücke enthielte, ſomit durch die Empfangnahme das Einrücken der Franzoſen zu verhüten, und durch das Nichtöffnen ſeine Würde zu retten. Beurnonville ward im Escurial dem König und der Königin vorgeſtellt, in Abweſenheit des Friedensfürſten, deſſen Gegenwart er angewieſen war, nicht zu dulden, und übergab dem König die Anklage. Karl IV. ſagte ohne Verlegenheit (ein Beweis, daß er nichts vom Inhalt wußte): Ich nehme den Brief des Erſten Conſuls in Empfang, weil es ſo ſein muß, aber ich gebe ihn uneröffnet zurück. In wenigen Tagen werden Sie erfahren, daß Ihr Schritt unnöthig war, denn Azara hat zu Paris Alles abgeſchloſſen. Ich ſchätze den Erſten Conſul; ich will ſein treuer Verbündeter ſein und ihm alle Unterſtützung liefern, über welche meine Krone verfügen kann. Nach dieſer amtlichen Antwort nahm der König wieder den Ton einer des Thrones und der gegenwärtigen Lage unwürdigen Vertraulichkeit an und ſprach in Ausdrücken, deren Gemeinheit den Geſandten in Verlegenheit ſetzte, von der Heftigkeit ſeines Freundes Bonaparte und von ſeinem Entſchluß, ihm Alles zu verzeihen, um nicht die Verbindung beider Höfe zu zerreißen. Der Geſandte entfernte ſich voll Eckel und glaubte einen neuen Kurier

26*

von Paris abwarten zu müſſen, ehe er an Augereau die Weiſung zum Aufbruch abgehen ließe.

Dies Mal hatte der Friedensfürſt wahr geſprochen. Dem ſpaniſchen Geſandten zu Paris war Vollmacht gegeben, die von Bonaparte aufgelegten Bedingungen zu unterſchreiben. Es ward ausgemacht, Spanien ſolle neutral bleiben und ſtatt der im Vertrag von St. Ildefonſo zugeſicherten Unterſtützung an Frankreich monatlich 6 Millionen Hülfsgelder zahlen, wovon ein Drittel zur Regelung der Abrechnungen zwiſchen beiden Regierungen zurückbehalten ſei. Für die bereits abgelaufenen vier Monate des Kriegs ſollten ſogleich 16 Millionen auf ein Mal entrichtet werden. Der ſpaniſche Finanzagent Hervas zu Paris ward beauftragt, mit Hope in Holland ein Anlehen auf die aus Mexiko zu ziehenden Piaſter abzuſchließen. Für dieſe Geldhülfe (welche aufhören ſollte, ſobald England an Spanien den Krieg erklärte) verſprach Frankreich beim Gelingen von Bonapartes Planen gegen England den Spaniern Trinidad wieder zu verſchaffen, und bei völligem Gelingen auch Gibraltar. Nach Unterzeichnung dieſer Uebereinkunft beſtand Azara auf ſeiner Abdankung, obwohl er kein Vermögen hatte und, vor der Zeit gealtert, ſich jetzt hülflos ſah. Er ſtarb wenige Monate ſpäter zu Paris. Der Friedensfürſt beauftragte den Agenten Hervas, ſeinen Zwiſt mit Bonaparte beizulegen, mit der Erklärung: das Geſchehene ſei ein Mißverſtändniß, ein Zwiſt zwiſchen Perſonen, die ſich lieben und nachher beſſere Freunde ſind als zuvor.

Mit dem September kam die ſchlechte Jahreszeit herbei und eine der drei in Rechnung gebrachten Gelegenheiten, über die Meerenge zu ſetzen: die Nebel

und die langen Winternächte. Bonaparte beſchäftigte ſich ohne Unterlaß mit ſeiner Unternehmung. Das Ende ſeines Streites mit Spanien war ihm ſehr gelegen gekommen, nicht nur um ihm Geldmittel zu verſchaffen, ſondern auch um einen Theil ſeiner Truppen verfügbar zu machen. Die an den Pyrenäen zuſammengezogenen Truppen wurden nach dem Ocean geſchickt, theils nach Saintes, in die Nähe des Geſchwaders zu Rochefort, theils unter Augereau in die Bretagne, um auf der breſter Flotte eingeſchifft zu werden. Bonapartes Plan reifte immer mehr in ſeinem Kopf. Er meinte, um die Engländer noch mehr zu beunruhigen, müſſe man ſie auf mehreren Punkten zugleich angreifen und einen Theil der 150,000 Mann nach Irland werfen. Der Miniſter Decrès hatte ſich mit den flüchtigen Irländern beſprochen, die ſchon einmal geſucht hatten, ihr Vaterland von England loszureißen. Sie verſprachen einen allgemeinen Aufſtand, wenn man 18,000 Mann mit vollſtändigem Material und vielen Waffen ausſchiffte. Zum Lohn für ihre Bemühungen verlangten ſie, daß Frankreich keinen Frieden mit England machte, ohne die Unabhängigkeit Irlands auszubedingen. Bonaparte verſprach es, wofern wenigſtens 20,000 Irländer zu dem franzöſiſchen Heer ſtießen und während der ganzen Unternehmung gemeinſchaftlich mit ihm kämpften. Die Irländer waren zuverſichtlich und nicht ſparſam mit Verheißungen, wie alle Emigranten; doch waren auch einige unter ihnen, die keine große Hoffnung gaben und riethen, durchaus auf keine wirkſame Hülfe der Bevölkerung zu rechnen. Doch gaben auch die Letzteren zu, daß man das Volk wenigſtens wohlwollend finden werde, und das war ſchon für unſer Heer eine Unter=

ſtützung, welche den Engländern vielleicht 40—50,000 Mann im Schach halten konnte. Zudem hatte die Unternehmung nach Irland den Vortheil, daß der Feind über den wahren Angriffspunkt in Ungewißheit blieb. Ohne dieſe Unternehmung würden die Engländer bloß an den einen Plan über die Meerenge gegen London zu gehen geglaubt haben, wogegen bei den Vorkehrungen zu Breſt Viele glaubten, was zu Boulogne geſchah, ſei eine leere Finte, und der wahre Plan beſtehe in einer großen Unternehmung nach Irland. Solche Zweifel waren ein vorläufiges nützliches Ergebniß.

Das nach Corunna geflüchtete Geſchwader war endlich in die Docken von Ferrol zur Ausbeſſerung gekommen und mit Erfriſchungen verſehen. Die Flotte von Toulon ward ausgerüſtet, desgleichen die von Holland, und neben letzterer die Schaluppen der bataviſchen Flottille. Vornehmlich aber zu Boulogne ging Alles mit ſtaunenerregender Raſchheit von Statten. Ueberzeugt, daß man Alles ſelber ſehen muß, daß die zuverläſſigſten Beauftragten oft ungenau in ihren Berichten ſind, hatte ſich Bonaparte bei Boulogne ein Abſteigquartier genommen und wollte ſich dort oft aufhalten. Dies war ein Schloß im Dorf Pont de Bricques, welches er gekauft und zur Wohnung für ſich und ſeinen militäriſchen Hofſtaat hatte einrichten laſſen. Abends reiſte er von St. Cloud ab und legte die 60 Wegſtunden nach Boulogne mit der Schnelligkeit zurück, welche gewöhnliche Fürſten bei der Jagd nach gemeinen Vergnügungen anwenden, ſo daß er am folgenden Mittag auf dem Schauplatz ſeiner ungeheuren Arbeiten ankam. Und nicht eher gönnte er ſich einen Augenblick des Schlafs, bis er Alles beſehen hatte. Nach ſeinem Willen mußte der

abgemattete, zuweilen durch ſeine Streitigkeiten mit dem Miniſter Decrès aufgeregte Admiral Bruix anſtatt in einem Hauſe zu Boulogne in einer wohlkalfaterten Feldhütte auf einer hohen Uferſtelle wohnen, von wo aus der Hafen, die Rhede und die Lager ſich überſehen ließen *). Eine ähnliche Feldhütte ließ Bonaparte für

---

*) Folgender Auszug aus der Korreſpondenz des Miniſters Decrès beweiſt die Hingebung des Admirals Bruix an die Unternehmung und ſchildert ſeine Sinnesart. Nur waren ſeine Körperleiden weniger eingebildet als der Miniſter ſagt, denn er ſtarb Jahres darauf in ſeiner Feldhütte.

Boulogne, 7. Januar 1804.

Der Miniſter der Marine und der Kolonien an den Erſten Conſul.

Bürger Conſul, der Admiral Bruix hat ſich Ihr Mißvergnügen nicht verhehlt und es ſchien ihm ein großer Troſt zu ſein, daß er mich geneigt fand, mit ihm vertraulich darüber zu ſprechen. Er ſieht ſtets den General Latouche an den Thoren von Boulogne, und dieſe Vorſtellung iſt ihm nichts weniger als angenehm.

Mit wahrem Edelſinn hat er mir geſagt: Dieſe Angelegenheit iſt ſo groß und wichtig, daß ſie nur dem Mann anvertraut werden kann, den der Erſte Conſul für den Würdigſten dazu hält. Ich ſehe ein, daß hier keine Nebenrückſicht gelten kann. Wenn der Erſte Conſul Latouche für fähiger hält, wird er ihn ernennen, und er wird wohl daran thun. Ich meines Theils kann, wie jetzt die Sachen ſtehen, nicht von der Unternehmung abtreten und werde unter Latouche dienen. — Aber erlaubt es dir deine Geſundheit? — Sie muß wohl, und ich bin faſt gewiß, daß ich es vermag. — Der Erſte Conſul verlangt ſo viel Thätigkeit, er gibt ein ſo außerordentliches Beiſpiel derſelben. — Ich habe wohl geſehen, daß er mir damit eine Lection gab und dieſe ſoll nicht

ſich in der Nähe des Admirals errichten und brachte in derſelben Tage und Nächte zu. Er verlangte, daß die Generale Davouſt, Ney und Soult ſich ſtets im Lager aufhielten, perſönlich den Arbeiten und Uebungen beiwohnten und ihm täglich Bericht von den kleinſten Umſtänden erſtatteten. Soult, der ſich durch Wachſamkeit auszeichnete, war ihm hier von großem Nutzen. Bonaparte ſtand mit ſeinen Unterbefehlshabern in täglichem Briefwechſel, beantwortete jedes Schreiben augenblicklich, und erſchien oft an Ort und Stelle, um ſich

---

verloren ſein. — Wie? Du willſt auf alle Einzelheiten eingehen, jedes Fahrzeug beſichtigen? — Ja, ich will es thun, weil er es will, obwohl ich überzeugt bin, dieſe Methode iſt nicht ſo gut als die meinige: arbeiten zu laſſen und ſich ſelten zu zeigen. — Aber der Erſte Conſul? — Ja, der kann ſich immer ſehen laſſen, weil er immer hinreißt; aber wir, die wir nicht er, nicht einmal die Hephäſtione deines Alexanders ſind, wir müſſen, glaub ich, zurückhaltender ſein. Indeß er will es, und er ſoll ſehen, daß ich Alles thun kann, was er wünſcht. —

Dies, Bürger Conſul, iſt der weſentliche Inhalt eines Theiles von meiner Unterredung mit ihm. Er war ganz wohl auf. Am Ende unſers Geſprächs traten einige Generale ein und fragten ihn nach ſeinem Befinden. Da nahm er plötzlich ſeine Sterbensmiene an und klagte mit jämmerlicher Stimme! Dies Opfer muß er nun einmal ſeiner alten Gewohnheit bringen!

Aus Allem, was er mir geſagt hat, geht hervor, daß er zittert bei dem Gedanken, Sie möchten ihm die Befehlshaberſtelle nehmen. Er hat mir nicht verhehlt, daß er dieſe Befürchtung hegt, und mir verſprochen von heute an in allen Stücken genau Ihrem Beiſpiel zu folgen.

Decrès.

mit eignen Augen von der Genauigkeit der Berichte zu überzeugen.

Die Engländer bemühten ſich, die Ausführung der zum Schutz des Ankerplatzes vor Boulogne beſtimmten Werke zu ſtören. Ihre Kreuzerflotte, in der Regel aus 3 bis 4 Linienſchiffen von 74 Kanonen, 5 bis 6 Fregatten, 10 bis 12 Briggs und Corvetten und einer Anzahl Kanonierſchaluppen beſtehend, richtete auf unſere Arbeiter ein ſtetes Feuer. Ihre Kugeln flogen über das hohe Ufer hinaus in den Hafen und auf die Felder. Obwohl dieſelben noch wenig Schaden angerichtet hatten, ſo waren ſie doch läſtig und konnten, wenn erſt einmal eine große Anzahl Fahrzeuge im Hafen beiſammen war, arge Verwüſtungen, vielleicht einen Brand anrichten. In einer Nacht ruderten die Engländer in ihren Boten an die im Bau begriffene hölzerne Batterie in der Mitte des Ankerplatzes, hieben die Rammen ab, mit welchen die Pfähle eingeſchlagen wurden und brachten dadurch eine mehrtägige Störung in die Arbeit. Bonaparte war ſehr ungehalten darüber und gab neue Befehle, um die Wiederholung eines ſolchen Verſuchs zu verhindern. Bewaffnete Schaluppen mußten des Nachts bei den Werken Wache halten. Die Arbeiter wurden durch Erweckung ihres Ehrgefühls dazu gebracht unter dem Feuer der engliſchen Schiffe ihr Tagwerk zu verrichten. Die Arbeit konnte nur bei der Ebbe geſchehen. Sobald die Köpfe der Pfähle entblößt waren, begannen ſie ſingend unter den Kugeln der Engländer zu rammen und fuhren damit fort, bis ſie bei Rückkehr der Fluth mit dem halben Leib im Waſſer ſtanden. Bonaparte, unerſchöpflich in Hülfsmitteln, erdachte neue Vorkehrungen, um den Feind fern zu halten. Er ließ

auf der Küſte Verſuche anſtellen, wie weit ſchwere Geſchütze unter einem Winkel von 45 Grad, faſt wie die Mörſer, abgefeuert, trügen und fand, daß auf dieſe Weiſe 24pfündige Kugeln 2300 Klafter weit getrieben wurden. Auf dieſe Weiſe wurden die Engländer genöthigt, ſich in der angegebenen Entfernung zn halten. Durch weiteres Nachdenken kam er auf ein Mittel, welches ſeitdem große Verwüſtungen anrichtet und großen Einfluß auf den Seekrieg ausüben zu ſollen ſcheint. Er ließ auf die engliſchen Schiffe große Granaten werfen, welche zerplatzend im Holz des Schiffskörpers oder im Segelwerk große Riſſe machten, gefährlicher als die runden Löcher von maſſiven Kugeln. „Mit zerplatzenden Kugeln," ſchrieb er, „muß man das Holz angreifen." Aber das war wider die alte Gewohnheit, und er mußte mehrmals dieſen Befehl wiederholen, bis er ausgeführt ward. Als er endlich geſchah, wurden die Engländer überraſcht und hielten ſich in bedeutender Entfernung. Zu noch größerer Sicherheit ließ Bonaparte Batterien unter dem Waſſer anlegen, d. h. an Stellen, die bei der Fluth unter dem Waſſer, bei der Ebbe trocken lagen. Es koſtete viele Mühe, die Bettungen für die ſchweren Kanonen und Mörſer auf ſolchen Stellen zu befeſtigen und zu verhüten, daß die Stücke ſich nicht mit Sand nnd Schlamm füllten. Es gelang aber doch und wenn bei der Ebbe, wo die Arbeit begann, die Engländer herankamen, wurden ſie unverſehens mit Stückkugeln vom Rand des weichenden Waſſers her empfangen, indem die Batterien hintereinander aufgedeckt wurden und vorzurücken ſchienen. Dieſe Batterien wurden nur ſo lange angewandt, als der Bau der Forts dauerte; nach Vollendung derſelben

wurden ſie überflüſſig *). Das hölzerne Fort wurde zuerſt fertig. Auf den Köpfen der Pfähle, einige Schuh über dem höchſten Waſſerſtand wurden dauerhafte Bettungen errichtet und auf dieſen zehn ſchwere Stücke und mehrere große Mörſer aufgepflanzt. Sobald dieſe einmal angefangen hatten zu feuern, ließen die Engländer ſich nicht mehr am Eingang des Hafens ſehen. Alle hohen Uferſtellen wurden mit 24 und 36 Pfündern und mit großen Mörſern bewaffnet. An 500 Feuerſchlünde machten die Küſte unzugänglich, welche jetzt von Engländern und Franzoſen die Eiſenküſte genannt wurde. Die ſteinernen Forts wurden nun ohne andere Hinderniſſe, als die das Meer darbot, vollendet. Dieſe Hinderniſſe aber waren groß. Beim Eintritt des Winters tobten die von den Winden im Kanal gepeitſchten Wellen manchmal ſo heftig, daß ſie die dauerhafteſten Werke erſchütterten, die höchſten unter Waſſer ſetzten. Zwei Mal ſchwemmten ſie ganze Steinlagen weg und ſtürzten die dickſten Blöcke von den angefangenen Mauern in den Meeresgrund. Nichtsdeſtoweniger ward an den beiden zum Schutz des Ankerplatzes unentbehrlichen Werken fortgebaut.

Während dieſer Arbeiten hatten die an die Küſte gezogenen Truppen ihre Feldhütten und ihre Lager aufgeſchlagen. Dieſe Lager waren wie Städte von langen Straßen durchzogen und in Quartiere getheilt. Sodann war jedem Regiment ein Stück von dem Becken bei Boulogne zum Ausheben des Schlammes und Sandes angewieſen worden. Ein Theil der Mannſchaft grub

*) Alle dieſe Einzelheiten ſind aus der Korreſpondenz zwiſchen Bonaparte und Bruix gezogen.

das Bett der Liane und das Becken darneben aus, ein anderer ſchlug die Pfähle zur Bildung der Kaien ein. Desgleichen wurden die Häfen von Ambleteuſe und Wimereux erweitert und mit Jagdſchleußen zur Gewinnung eines Fahrwaſſers verſehen. Andere Truppenabtheilungen hatten Wege zwiſchen Minereux, Ambleteuſe, Boulogne, Etaples und nach den benachbarten Wäldern zu bauen. Bei der Arbeit löſten ſich die Abtheilungen einander ab. Während die einen ſchanzten, machten die andern Waffenübungen. Sie trugen grobe Arbeitskleider und gegen die Näſſe Holzſchuhe. Gut einquartirt, reichlich genährt (ihr Arbeitslohn bildete die Zulage ihres Soldes), in freier Luft lebend, waren ſie im rauhen Winter ausgezeichnet geſund. Zufrieden, beſchäftigt, voll Vertrauen auf die Unternehmung gewannen ſie immer mehr die leibliche und geiſtige Kraft, welche ihnen dienen ſollte, die Welt zu beſiegen.

Es war jetzt Zeit die Flottille zuſammenzuziehen. Faſt allerwärts war der Bau der verſchiedenen Fahrzeuge vollendet. Man hatte ſie an die Flußmündungen geführt und in den Häfen aufgetakelt und bewaffnet. Die unbeſchäftigten Holzarbeiter im Innern wurden in Compagnien formirt, nach Boulogne und in die nahen Häfen geführt, um dort zur inneren Einrichtung und Unterhaltung der Flottille verwendet zu werden. Auf die Zuſammenziehung der Abtheilungen der Flottille warteten die Engländer mit Ungeduld, um ſie unterwegs zu vernichten. Dieſe Abtheilungen kamen von allen Puncten der Küſte zwiſchen Bayonne und dem Texel. Sie ſollten ſich immer nahe an den Ufern halten, und falls ſie zu ſehr von den engliſchen Kreuzern gedrängt würden, auf den Strand laufen. Einige Un=

fälle, welche Fahrzeugen von der Flottille begegnet waren, hatten den Erſten Conſul auf ſinnreiche Vorkehrungen zu ſchneller Hülfe für ſie gebracht. Er hatte geſehen, wie Schaluppen, welche, um dem Feind zu entgehen, auf den Strand liefen, von Bauern aus den benachbarten Dörfern Hülfe erhielten. Dies führte ihn auf den Gedanken, von Nantes bis Breſt, von Breſt bis Cherbourg, von da bis Boulogne zahlreiche Reiterſchaaren bezirksweiſe zu vertheilen und ihnen fliegende Batterien beizugeben, welche ſich, obwohl aus Sechszehnpfündern beſtehend, im Galopp über den ebenen ſandigen Strand bewegten. Am 29. September 1803 ſchrieb er dem Kriegsminiſter: „Die Huſaren müſſen erinnert werden, daß ein franzöſiſcher Soldat zugleich Reiter, Fußgänger und Kanonier ſein und alles Erforderliche leiſten können muß." — Und er brachte es dahin, daß jeder Strandreiter abſitzen, die Geſchütze bedienen und mit dem Karabiner in der Hand den geſtrandeten Matroſen zu Hülfe eilen konnte. Die Generale Sebaſtiani und Lemarrois hatten dieſe Strandreiter unter ihrem Befehl und waren angewieſen, ſtets zu Pferde zu ſein, täglich die Schwadronen mit ihren Geſchützen manövriren zu laſſen und ſich in fortdauernder Kenntniß von der Bewegung der Schiffszüge zu erhalten, um ihnen das Geleit geben zu können *).

---

*) Folgender, aus Anlaß einer Nachläßigkeit geſchriebene Brief beweiſt, in welchen Stand er die Küſte geſetzt hatte:

30. Oktober 1803.

An den General Davout.

Bürger General Davout, zu meinem Leidweſen habe ich aus dem Bericht des Brigadegenerals Seras erſehen, daß die Engländer Zeit gefunden haben, das zwiſchen Gravelines und

Dieſe Einrichtung brachte, wie wir ſpäter ſehen werden, die beßten Wirkungen hervor. Die Fahrzeuge wurden in Züge von 30, 50, 60 Segeln getheilt. Gegen Ende Septembers ſollten ſie anfangen auszulaufen von St. Malo, Granville, Cherbourg, Caen, Havre, St. Valery. Jenſeits der Spitze von Breſt waren nicht viele, und hier hüteten die Engländer allzu ſorgfältig das Ufer, als daß man die Fahrt hätte wagen ſollen, bevor man zahlreiche Verſuche gemacht. Ein Schiffszug wurde nicht von ſeinem Auslaufen an bis zum Einlaufen bei Boulogne von einem und demſelben Befehlshaber geleitet, ſondern Seeoffiziere waren je nach ihrer Kenntniß der Küſtenſtriche bezirksweiſe vertheilt, empfingen, jeder an der Gränze ſeines Bezirks, den er wie ein Lootſe genau kannte, jeden ankommenden Schiffszug,

---

Calais geſtrandete Schiff zu plündern und abzutakeln. Wie jetzt die Küſte verſehen iſt, hätte von Bordeaux an ſo etwas nicht vorkommen ſollen. Reitertruppen und Feldſtücke hätten zeitig kommen ſollen, um die Engländer an der Plünderung des Schiffs zu hindern. Das iſt der zweite Fall, daß ein geſtrandetes Schiff keine Hülfe empfängt. Der Fehler liegt an dem, welchem Sie die Bewachung der Küſte aufgetragen haben. Beauftragen Sie zwei Brigadegenerale mit der Inſpektion der Küſte, den einen von Calais bis Dünkirchen, den andern von Dünkirchen bis an die Schelde. Reiterpikets müſſen ſo ausgeſandt werden, daß ſie ſich ſtets kreuzen, und beſpannte Stücke müſſen ſo aufgeſtellt werden, daß ſie in kürzeſter Zeit an die Stellen, wo Schiffe geſtrandet ſind, gelangen. Dieſe Inſpektionsgenerale müſſen ſtets zu Pferd ſein, die Landbatterien manövriren laſſen, die Küſtenkanoniere inſpiciren und die Flottillen auf den Strand geleiten. Geben Sie mir alle Poſten an, welche ſie aufgeſtellt haben, und die Orte, wo ſie Feldſtücke bereit halten.

leitete ihn bis an die andere Gränze und übergab ihn dort ſeinem Nachfolger. So kamen die Züge von Hand zu Hand bis Boulogne. Auf dem Weg dahin waren ſie mit Truppen und zum Theil mit Pferden beſetzt, überhaupt ganz ſo beladen, wie ſie es auf der Fahrt nach England ſein ſollten, und Bonaparte hatte befohlen, genau zu beobachten, wie ſie ſich ſo beladen zur See hielten.

In den letzten Tagen des Septembers 1803 (Anfang des Jahres XII) ging eine Diviſion Schaluppen, Kanonierſchiffe und Peniſchen von Dünkirchen ab, um das Kap Grisnez zu umſegeln und zu Boulogne einzulaufen. Ihr Befehlshaber, der Linienſchiffskapitän St. Haouen, obwohl ein kühner Offizier, bewegte ſich äußerſt vorſichtig. Als er auf die Höhe von Calais kam, ſah er die engliſche Kreuzerflotte verſchwinden. In der Meinung, daß ſie Verſtärkung hole, um ihn mit Uebermacht anzugreifen, legte er zu Calais an, anſtatt alle Segel beizuſetzen, um nach Boulogne zu kommen. Der Admiral Bruix, von dieſem Fehler benachrichtigt, eilte nach Calais, um ihn wo möglich wieder gut zu machen. Wirklich waren die Engländer in großer Zahl erſchienen, in der augenſcheinlichen Abſicht, die eingelaufene Diviſion im Hafen feſtzuhalten. Bruix ging von Calais nach Dünkirchen, um eine zweite Diviſion, die dort bereit lag, der erſten zu Hülfe zu ſchicken. Die Engländer, welche unter ihren Schiffen vor Calais mehrere Bombarden hatten, warfen am 27. September eine Menge Bomben in die Stadt und den Hafen. Sie tödteten zwei Menſchen und trafen kein einziges Schiff. Die fliegenden Batterien eilten im Galopp ans Ufer, erwiederten ihr Feuer und nöthigten ſie zum Rückzug. Am folgenden Tag befahl Bruix

der Diviſion St. Haouen in See zu gehen, dem Feind entgegen, um eine neue Beſchießung zu verhindern und je nach den Umſtänden das Kap Grisnez zu umſegeln. Die zweite Diviſion unter Kapitän Pévrieux hatte Befehl, gleichzeitig von Dünkirchen zur Unterſtützung der erſten abzugehen. Beiden Diviſionen, wofern ſie um das Kap herum kämen, ſollte Contreadmiral Mayen mit allen zu Boulogne verfügbaren Fahrzeugen von dieſem Hafen aus entgegen gehen. Am Morgen des 28. Septembers lief St. Haouen von Calais aus und näherte ſich den engliſchen Kreuzern auf Kanonenſchußweite. Dieſe machten eine Bewegung, um unter den Wind zu kommen. St. Haouen benutzte ihre Entfernung, um mit vollen Segeln nach dem Kap zu eilen. Eine kleine Strecke jenſeits des Kaps holten die Engländer ihn ein und eröffneten ein heftiges Feuer auf ihn. Man hätte denken ſollen, ihre 20 Schiffe, worunter mehrere große, müßten unſere leichten Fahrzeuge in Grund bohren; aber St. Haouen ſetzte ſeinen Weg fort, ohne viel von ihren Kugeln zu leiden. Ein Bataillon von der 46. und eine Abtheilung der 22. Halbbrigade, die auf dem kleinen Geſchwader eingeſchifft waren, ruderten kaltblütig fort unter einem lebhaften, aber glücklicher Weiſe nicht ſehr mörderiſchen Feuer. Unterdeſſen waren die fliegenden Batterien am Ufer herbeigekommen und erwiederten mit Vortheil das Feuer der engliſchen Schiffe. Am Nachmittag ging St. Haouen, nachdem ihm Mayen entgegengekommen, auf der Rhede von Boulogne vor Anker. Die zweite Diviſion von Dünkirchen kam an dieſem Tag bis ins Angeſicht des Kaps Grisnez. Durch Windſtille und Ebbe aufgehalten, mußte ſie an einer offenen Küſte vor Anker gehen,

um bis zum folgenden Tag die veränderte Strömung nach Boulogne abzuwarten. Als ſie wieder aufbrach, hatte ſie keinen Wind und mußte ſich mit Rudren fort-helfen. Am Kap harrten ihrer 15 engliſche Fregatten, Corvetten und Briggs. Hier, wo bei tiefem Waſſer die Engländer nahe ans Land kommen und bei hohem Ufer unſere Fahrzeuge nicht auf den Strand laufen konnten, war Gefahr für die letzteren. Aber ſie kamen durch, wie die erſte Diviſion, und die Engländer er-litten von unſern Küſtenbatterien mehr Schaden, als ſie unſern Schaluppen zufügen konnten. Die Flottille von Boulogne und die Tags zuvor eingelaufene Diviſion St. Haouen kamen der Diviſion Pévrieux zu Hülfe. Beim Thurm von Croy vor Wimereux ſtießen ſie zu ihr. Die drei vereinigten Diviſionen ſtellten ſich in Schlacht-linie, gingen auf die Engländer los und eröffneten ein lebhaftes Feuer auf ſie, welches zwei Stunden dauerte. Unſere leichten Fahrzeuge trafen öfter die großen eng-liſchen, als ſie von ihnen getroffen wurden. Endlich zogen dieſe ſich zurück, einige ſo zugerichtet, daß ſie zur Ausbeſſerung nach den Dünen gehen mußten. Eine franzöſiſche Schaluppe ward durch und durch geſchoſſen, warf ſich aber noch auf den Strand, ehe ſie unterſinken konnte. Dies erſte Gefecht, welchem ſpäter andere blu-tigere folgten, hatte eine entſcheidende Wirkung auf die Meinung der Marine und des Heeres. Man ſah, daß dieſe kleinen Fahrzeuge nicht ſo leicht von großen Schiffen in Grund gebohrt werden konnten, und daß ſie ihre Gegner öfter trafen, als ſie von ihnen getroffen wurden. Man ſah ferner, wie nützlich die Mitwirkung der Landtruppen werden konnte, welche, ohne völlig eingeübt zu ſein, recht geſchickt gerudert und das Ge-

ſchütz bedient, wenig Furcht vor dem Meer und viel Eifer in Unterſtützung der Matroſen gezeigt hatten. So hieß es in allen Briefen, welche am Tag nach dieſen beiden Gefechten von Boulogne geſchrieben wurden.

Kaum war dieſer erſte Verſuch gelungen, ſo beeilte man ſich neue zu machen. Zahlreiche Züge gingen nach einander aus allen Häfen des Kanals nach Boulogne ab. Außer den bereits genannten Kapitänen St. Haouen und Pévrieux zeichneten ſich noch die Kapitäne Hamelin und Daugier in dieſer Art von Küſtenfahrt durch Muth und Geſchicklichkeit aus. Unſere Fahrzeuge gingen bald ſegelnd, bald rudernd längs der Küſte her in geringer Entfernung von den Strandreitern, meiſt im Angeſicht und unter dem Feuer der Engländer, zuweilen, wenn ſie Zeit hatten, anhaltend und dem Feind ihr mit ſchwerem Geſchütz beſetztes Vordertheil zeigend. Oft trieben ſie Briggs, Corvetten und ſelbſt Fregatten zurück. Selten wurden ſie vom Feind genöthigt, ſich aufs Ufer zu werfen, öfter ſtrandeten ſie in Folge von Unwetter. Wenn das geſchah, dann ſchickten die Engländer Boote ab, um ſich der geſtrandeten Schaluppen oder Peniſchen zu bemächtigen. Aber unſere Kanoniere oder unſere abgeſeſſenen Reiter kamen mit ihren Karabinern in der Brandung den Seeleuten zu Hülfe und verjagten die Engländer. In den Monaten Oktober, November und December gelangten an tauſend Fahrzeuge aus allen Häfen nach Boulogne. Von dieſer ganzen Zahl nahmen die Engländer nicht mehr als vier, und etwa zwölf gingen zu Grund. Dieſe vielfachen kurzen Fahrten leiteten auf viele nützliche Bemerkungen. Sie bewieſen den Vorzug der Schaluppen vor den Kanonierſchiffen, welche ſchwerer zu bewegen waren, leichter von der

Strömung hingeriſſen wurden und beſonders nicht genug feuern konnten. Dieſe Fehler der Kanonierſchiffe waren Folge ihrer Bauart, ihre Bauart aber entſprach dem weſentlichen Zweck Feldgeſchütz aufzunehmen, und dieſem Zweck zu Liebe mußte man ſich jene gefallen laſſen. Die Peniſchen ließen, was Lenkſamkeit und Schnelligkeit betraf, nichts zu wünſchen. Im Ganzen hatten alle drei Arten zuſammen ſelbſt ohne Segel einen erträglich ſchnellen Gang. Einige Diviſionen, die von Havre nach Boulogne kamen und faſt immer ruderten, legten durchſchnittlich eine geographiſche Meile in der Stunde zurück. Die auf dieſen Fahrten gemachten Beobachtungen gaben Anlaß zu einer veränderten Einrichtung bei den Geſchützen auf der ganzen Flottille. Die ſchweren Kanonen vorn und hinten lagen in Rinnen, wo ſie ſich bloß vor- und rückwärts ſchieben ließen, ſo daß die Schaluppen, wenn ſie feuern wollten, dem Feind das Vordertheil oder das Hintertheil zukehren mußten, unterwegs aber, wenn ſie den Engländern die Seite zukehrten, deren Feuer nicht erwiedern konnten. Auf der Rhede lagen ſie in Folge der Strömungen dem Ufer parallel, boten alſo dem Feind die unbewehrte Seite dar. Nachdem man ſich überzeugt hatte, daß ſie nicht leicht umſchlugen und, um dies noch ſicherer zu verhüten, einige Veränderungen in der Belaſtung vorgenommen hatte, legte man die Stücke auf drehbare Laffetten, ſo daß ſie eben ſo gut rechts und links wie vorwärts und rückwärts ſchießen konnten.

Man beabſichtigte, die Soldaten und die Seeleute mit einander vertraut zu machen, dadurch, daß beſtimmten Truppen beſtimmte Fahrzeuge zugewieſen wurden. Jede Schaluppe und jedes Kanonierſchiff faßte eine

Compagnie Soldaten. Neun Compagnien bildeten ein Bataillon, zwei Bataillone eine Halbbrigade. Neun Schaluppen oder Schiffe, welche zuſammen ein Bataillon trugen, bildeten eine Section, und zwei ſolche Sectionen eine Diviſion der Flottille. Jede ſolche Diviſion ward einer beſtimmten Halbbrigade, jede Section einem beſtimmten Bataillon, jedes Fahrzeug einer beſtimmten Compagnie ein für alle Mal zugewieſen. Auf dieſe Weiſe wurden Land- und Seeoffiziere, Soldaten und Matroſen mit einander genau bekannt, faßten Vertrauen zu einander und wurden geneigt, einander zu helfen. Jede Compagnie hatte den vierten Theil ihrer Leute, 25 Mann, als Beſatzung ihres Fahrzeugs auf vier Wochen an Bord zu ſtellen. Dieſe Beſatzung war Tag und Nacht an Bord, ſowohl auf der See bei Manövern, wie im Hafen, verrichtete alle Arbeiten der Matroſen gemeinſchaftlich mit dieſen und übte ſich beſonders im Rudern und im Bedienen des Geſchützes. Nach Ablauf der vier Wochen ward das erſte Viertel der Compagnie vom zweiten abgelöſt, ſo daß nach und nach die ganze Compagnie auf ihrem Schiff in Dienſt kam. So war jeder Soldat abwechſelnd Landſoldat, Seeſoldat, Kanonier, Matroſe und (als Arbeiter im Hafen) Minirer. Die Matroſen lehrten nicht bloß, ſondern lernten auch. Wenn die Fahrzeuge in dem Hafen lagen, wurden ſie auf den Kaien als Infanteriſten eingeübt. Es waren ihrer 15,000, welche mit den erforderlichen Waffen verſehen, nach der Landung in England dienen konnten, die auf dem Strand ſitzende Flottille zu vertheidigen. Ließ man ihnen 12,000 Mann eigentliche Soldaten als Verſtärkung zurück, ſo konnten ſie getroſt am Ufer die Siege des eindringenden Heeres

abwarten. — Die Peniſchen, welche nicht je eine ganze Kompagnie tragen konnten, wurden in Escouaden getheilt und vorläufig mit ſolchen Truppen beſetzt, denen noch keine beſtimmten Schaluppen oder Schiffe angewieſen waren, und die ſich einſtweilen auf ihnen im Hafen im Rudern und in Bedienung der Haubitzen zu üben hatten. Später wurden ſie ebenfalls in Diviſionen formirt und der aus Grenadieren beſtehenden Vorhut zugewieſen.

Nachdem dies geordnet war, blieb die Schichtung der Ladung in den Fahrzeugen zu regeln. Bonaparte ließ auf einer ſeiner Reiſen einige Schaluppen, Schiffe und Peniſchen mehrmals beladen und beſtimmte auf der Stelle die Schichtung*). Zum Ballaſt beſtimmte er Kugeln, Granaten und Kriegsmunition für einen langen Feldzug. In den Kielraum ſollte Zwieback, Wein, Brandwein, Pökelfleiſch, holländiſcher Käſe auf zwanzig Tage kommen. Dies galt für die Kriegsflottille. Die Transportflottille hatte neben der ergänzenden Beſpannung der Geſchütze, den Pferden für die Hälfte der Reiterei und allem Gepäck für zwei bis drei Monate Lebensmittel einzunehmen. Jeder Diviſion der Kriegsflottille ſollte eine ihr zugetheilte Diviſion der Transportflottille folgen. Auf jedem Fahrzeug war die Auf-

---

*) Am 16. November 1803 ſchrieb er von Boulogne an Fleurieu:

Ich habe den geſtrigen Tag hier zugebracht mit Führung der Aufſicht bei Einſtellung einer Schaluppe und eines Kanonierſchiffs. Hier iſt die Schichtung ein weſentliches Stück im Feldzugsplan, damit nichts vergeſſen und Alles gleich vertheilt wird.

Alles beginnt eine erfreuliche Wendung zu nehmen ....

ſicht über die Munitionen einem Unteroffizier der Artillerie, die über die Lebensmittel einem Infanterieunteroffizier zugewieſen. Auf beiden Flottillen mußte alles Material ſtets eingeſchifft ſein, ſo daß beim Zeichen zur Abfahrt nur die Mannſchaft und Pferde an Bord zu nehmen wären. Die Mannſchaft ward fleißig eingeübt in Ordnung raſch an Bord zu gehen. Die Einſchiffung der Pferde lernte man ſehr raſch bewerkſtelligen. So groß auch der Umfang der Kaien war, konnte doch von neun Schiffen nur eins unmittelbar am Kai liegen. Ein Pferd, an einem um den Bauch gehenden Gurt mit einer Segelſtange gefaßt, ward von der erſten Segelſtange auf eine zweite und ſo weiter bis auf eine neunte hinübergehoben und kam ſo in Zeit von drei Minuten auf das neunte Fahrzeug. Somit konnten Menſchen und Pferde in zwei Stunden auf der Kriegsflottille eingeſchifft ſein. Zur Einſchiffung der 10,000 übrigen Pferde auf die Transportflottille waren drei bis vier Stunden erforderlich. Alſo konnte man immer in wenigen Stunden bereit ſein, die Anker zu lichten, und da die große Zahl der Fahrzeuge nicht insgeſammt mit einer Fluth auszulaufen vermochte, konnte die Einſchiffung nie Zeitverluſt verurſachen.

Mit ſtets wiederholten Uebungen gelang es bald, alle Manöver mit Raſchheit und Pünktlichkeit zu bewerkſtelligen. Jeden Tag, bei jedem Wetter, ausgenommen bei Sturm, liefen 100 – 150 Fahrzeuge aus dem Hafen, um auf der Rhede vor dem Feind zu manövriren oder zu ankern. Ferner wurden an den hohen Ufern Landungen zur Uebung vorgenommen. Man ſäuberte erſt das Ufer durch Geſchützfeuer, näherte ſich dann dem Land und ſetzte Mannſchaft, Pferde und Ka-

nonen an daſſelbe. Oft, wenn die Fahrzeuge nicht ans Land kommen konnten, ließ man die Leute in 5 — 6 Fuß tiefes Waſſer ſpringen. Nie gab es Ertrunkene; der Eifer und die Gewandtheit verhütete es. Zuweilen wurden auch die Pferde ſo ausgeſchifft, daß man ſie ins Waſſer hinabſetzte und von Leuten in Kähnen an Leinen nach dem Ufer leiten ließ. Sonach konnte keine Schwierigkeit bei der Ausſchiffung auf einem feindlichen Ufer für die Leute etwas ungewohntes ſein, denn man übte ſich, alle zu überwinden, ſelbſt die einer Landung bei Nacht*), — ausgenommen natürlich die des feindlichen Feuers. Aber dieſe war eher ein Anreiz als ein Hinderniß für die von Natur und durch Gewöhnung an den Krieg ausgezeichnetſten Soldaten der Welt.

Dieſe Mannigfaltigkeit von Uebungen zu Land und zur See, dieſe mit harten Arbeiten abwechſelnden Manöver machten dieſen waghalſigen Soldaten, voll Einbildungskraft und Ehrgeiz wie ihr Anführer, wahres Vergnügen. Eine Zulage an Nahrung, entſprechend der Soldzulage für geleiſtete Arbeit, eine ſtete Rührigkeit und friſche geſunde Luft mußte ihnen ungewöhnliche Körperkraft geben, zu welcher die Hoffnung, eine Wunderthat zu vollbringen, eine eben ſo große Seelenkraft hinzufügte. So bildete ſich dies unvergleichliche Heer, welches beſtimmt war, in zwei Jahren Europa zu er-

---

*) Boulogne, 9. November 1803.

An den Conſul Cambacérès.

Ich habe einen Theil der letzten Nacht damit zugebracht, die Truppen nächtliche Evolutionen machen zu laſſen, welche von gut geübter Mannſchaft zuweilen mit Vortheil gegen Landſturm angewandt werden können.

obern. Bonaparte brachte einen großen Theil ſeiner Zeit unter ihnen zu. Er ward voll Zuverſicht, wenn er ſie ſo aufgelegt, ſo munter, ſo voll von ſeinem eigenen Gedanken ſah. Sie ihrerſeits wurden durch ſeine Gegenwart immer von neuem aufgeregt. Sie ſahen ihn zu Pferd, bald oben auf den Uferhöhen, bald zu ihren Füßen auf dem Strand, von einem Hafen zum andern galoppirend*), zuweilen auf einer Peniſche den

---

*) Von Etaples ſchrieb er an Cambacérès am 1. Jan. 1804: „Geſtern Morgen bin ich in Etaples angekommen, von wo ich Ihnen in meiner Feldhütte ſchreibe. Es geht ein abſcheulicher Südweſtwind. Dies Land gleicht dem Land des Aeolus. Ich ſteige eben zu Pferd, um über den Strand nach Boulogne zu reiten."

Vorher am 12. November hatte er von Boulogne geſchrieben: „Ich empfange, Bürger Conſul, Ihren Brief vom 18. (Brumaire.) Das Meer ſtürmt und der Regen fällt in Strömen. Geſtern bin ich den ganzen Tag zu Pferd und zu Schiff geweſen, d. h. ich bin ſtets durchnäßt geweſen. In jetziger Jahreszeit thäte man nichts, wenn man nicht dem Waſſer trotzte. Mir bekommt das vortrefflich. Noch nie habe ich mich ſo wohl befunden."

An den Marineminiſter ſchrieb er am 1. Januar 1804 „Morgen früh um 8 Uhr werde ich die ganze Flottille inſpiciren, diviſionsweiſe. Ein Marinekommiſſär wird alle Offiziere und Soldaten der Beſatzung verleſen. Jedermann wird in größter Ordnung auf ſeinem Poſten ſtehen wie in der Schlacht. In dem Augenblick, wo ich den Fuß in jedes Fahrzeug ſetze, wird drei Mal gerufen: Es lebe die Republik! und drei Mal: Es lebe der Erſte Conſul! Ich werde begleitet ſein vom Oberingenieur, vom Rüſtungskommiſſär und vom Artillerieoberſten. Während der ganzen Inſpektion bleiben die Matroſen und die Beſatzungen der Flot-

kleinen Gefechten unſerer Kanonierſchaluppen mit den engliſchen Kreuzern beiwohnend und ſie gegen den Feind treibend, bis er die Fregatten und Corvetten durch das Feuer unſerer gebrechlichen Fahrzeuge zurückgetrieben hatte. Oft trotzte er hartnäckig dem Meer. Einmal hatte er ungeachtet des heftigſten Unwetters den Ankerplatz beſucht und fiel nicht weit vom Ufer ins Waſſer, als er wieder in ſeinen Kahn ſteigen wollte. Glücklicherweiſe war das Waſſer nicht über mannestief. Die Matroſen ſprangen ins Waſſer, bildeten einen Klumpen, um den Wogen zu widerſtehen, und trugen ihn auf ihren Schultern durch die Wellen, die ſich über ihren Köpfen brachen.

Eines Tags als er längs dem Ufer hineilte, gerieth er in Eifer beim Anblick der engliſchen Küſte und ſchrieb an Cambacérès: „Ich habe dieſe drei Tage im Lager und im Hafen zugebracht. Von den Höhen bei Ambleteuſe habe ich die Küſten Englands geſehen, wie man von den Tuilerien aus den Calvarienberg ſieht. Man konnte die Häuſer und die Bewegung unterſcheiden. Das iſt ein Graben, der überſprungen werden wird, wenn man die Kühnheit hat, es zu verſuchen.“ (16. Nov. 1803.) Mit Ungeduld*) ſah er dem Augenblick entgegen, wo

---

tille auf ihrem Poſten, und Schildwachen werden ausgeſtellt, damit Niemand über den Kai geht, von dem aus man die Flottille ſieht.“

*) Folgende Briefe beweiſen ſeine Ungeduld und ſeinen Wunſch, die Unternehmung im Januar oder Februar 1804 auszuführen. Ganteaume, an welchen der eine gerichtet iſt, war erſt beſtimmt, die Flotte von Toulon anzuführen, ſpäter die von Breſt. Die in den Briefen enthaltenen Ziffern ſtim-

er die große Unternehmung ausführen könnte. Er hatte denſelben Anfangs auf das Ende des Herbſtes beſtimmt; jetzt dachte er mit Eintritt oder ſpäteſtens in der Mitte

---

men nicht zu den in unſerer Erzählung angegebenen, welche die erſt ſpäter feſtgeſetzten ſind.

Paris, 23. November 1803.

An den Bürger Rapp.

Reiſen Sie nach Toulon und übergeben Sie beiliegenden Brief dem General Ganteaume. Nehmen Sie Kenntniß von dem Zuſtand der Marine, von der Organiſation der Mannſchaften und von der Zahl der auf der Rhede liegenden und der zum Auslegen bereiten Schiffe. Achtundvierzig Stunden nach Ihrer Ankunft ſchicken Sie mir einen außerordentlichen Kurier mit der Antwort Ganteaumes auf meinen Brief. Nach Abgang dieſes Kuriers ſchreiben Sie mir täglich, was Sie gethan haben, und gehen in die kleinſten Einzelheiten der Verwaltung ein. Gehen Sie täglich eine oder zwei Stunden in das Arſenal. Erfragen Sie, wann das von Antibes nach St. Omer zur Theilnahme an der Unternehmung aufbrechende 3. Bataillon der 8. Leichten vorbeikommen wird, begeben Sie ſich an den nächſten Ort bei Toulon, wo es durchkommt, inſpiciren Sie es und berichten mir darüber.

Beſuchen Sie die hieriſchen Inſeln und ſehen Sie zu, wie dieſelben bewacht und bewaffnet ſind. Ueber alle Gegenſtände, die Sie ſehen, machen Sie mir einen ausführlichen Bericht.

Paris, 23. November 1803.

An den General Ganteaume, Staatsrath und Seepräfekt zu Toulon.

Bürger General, ich ſchicke zu Ihnen meinen Adjudanten, den General Rapp. Er wird ſich einige Tage in Ihrem Hafen aufhalten und ſich genau von Allem unterrichten, was Ihren Wirkungskreis betrifft.

Vor zwei Monaten habe ich Ihnen gemeldet, daß ich

des Winters zu ihr bereit zu ſein. Aber die Arbeiten dehnten ſich immer mehr aus, und da er oder der Admiral Bruix jeden Tag auf eine neue Verbeſſerung

---

darauf rechnete, im Frimaire 10 Linienſchiffe, 4 Fregatten, 4 Corvetten zu Toulon ſegelfertig zu haben, und daß ich wünſchte, dies Geſchwader mit Lebensmitteln auf vier Monate für 25000 Mann guten Fußvolks, welches ſich darauf einſchiffen ſoll, verſehen zu haben. Ich wünſche, daß Sie 48 Stunden nach Empfang dieſes mich durch den außerordentlichen Kurier des Generals Rapp genau den Tag wiſſen laſſen, an welchem ein ſolches Geſchwader von Toulon abſegeln kann, ferner, was Sie im Augenblick des Empfangs meines Briefs auf der Rhede ſegelfertig haben und was Sie am 15. Frimaire und was Sie am 1. Nivoſe haben werden. Mein Wunſch wäre, daß Ihr Geſchwader ſpäteſtens in den erſten Tagen des Nivoſe unter Segel gehen könnte.

Ich komme von Boulogne, wo jetzt große Thätigkeit herrſcht, und wo ich gegen Mitte Nivoſe 300 Schaluppen, 500 Schiffe und 500 Peniſchen beiſammen zu haben hoffe, jede Peniſche mit einer 36pfünder Haubitze, jede Schaluppe mit drei 24 Pfündern und jedes Schiff mit einem 24 Pfünder. Theilen Sie mir Ihre Anſichten über dieſe Flottille mit Glauben Sie, daß ſie uns an die Ufer Albions bringen wird? Sie kann 100,000 Mann tragen. Acht uns günſtige Nachtſtunden würden über das Schickſal der Welt entſcheiden.

Der Marineminiſter hat ſeine Rundreiſe nach Vliesſingen fortgeſetzt, um die bataviſche Flottille zu beſuchen, die aus 100 Schaluppen und 300 Kanonierſchiffen beſteht und 30,000 Mann tragen kann, und die Flotte im Texel, die eben ſo viel tragen kann.

Ich brauche Ihren Eifer nicht anzuregen. Ich weiß, daß Sie das Mögliche thun werden. Rechnen Sie auf meine Hochachtung.

verfiel, ſo opferte er Zeit auf, um ſie einzuführen. Die Einübung der Soldaten und der Matroſen gewann bei dieſer Verzögerung, welche inſofern ihren Vortheil hatte. Im Nothfall hätte man nach dieſen 8 Monaten der Einübung zur Ausführung des Vorhabens ſchreiten können. Wollte man aber Alles bereit und die Ausrüſtung vollendet haben, wollte man es dahin bringen, daß die Abrichtung der Soldaten und Matroſen nichts mehr zu

---

Paris, 12. Januar 1804.

An den Bürger Daugier, Schiffskapitän, Kommandant des Bataillons der Garde-Matroſen.

Bürger Daugier, ich wünſche, daß Sie im Laufe des Tages von Paris geradwegs nach Cherbourg abreiſen. Dort werden Sie Befehle geben zum Abgang der in jenem Hafen befindlichen Fahrzeuge der Flottille, und Sie werden dort ſo lange bleiben, als nöthig iſt, um alle Hinderniſſe zu heben und die Abſendungen zu beſchleunigen.

Sie werden ſich in alle Häfen ſeitwärts von Cherbourg begeben, wo Sie Fahrzeuge der Flottille wiſſen, werden deren Abgang beſchleunigen und Befehle geben, daß ſie nicht Monate lang in den Häfen liegen, namentlich zu Dielette. Denſelben Auftrag wie zu Cherbourg werden Sie zu Granville und zu St. Malo ausrichten. Aus dieſen beiden Häfen werden Sie mir ſchreiben. Zu Lorient, Nantes, Rochefort, Bordeaux, Bayonne werden Sie denſelben Auftrag ausrichten.

Die Jahreszeit rückt vor. Alles, was nicht im Laufe des Pluvioſe zu Boulogne iſt, könnte uns nicht mehr dienen. Demnach müſſen Sie die Arbeiten anordnen und beſchleunigen.

Sie werden ſich Gewißheit verſchaffen, daß die Anordnungen, welche getroffen ſind, um Beſatzungen zu ſtellen, in jedem Hafen genügend ſind.

wünſchen übrig ließe, ſo brauchte man noch ſechs Monate. Unumgänglich nöthig wurde ein weiterer Aufſchub dadurch, daß die bataviſche Flottille, welche den linken Flügel unter Davout überſetzen ſollte, noch im Rückſtand war. Auf Bonapartes Wunſch, einen ausgezeichneten Offizier der holländiſchen Marine bei ſich zu ſehen, hatte man ihm den Contreadmiral Verhuel geſchickt. Die Einſicht und die Kaltblütigkeit, welche er bei dieſem Seeman fand, beſtimmte ihn, zu verlangen, daß demſelben die Organiſation der holländiſchen Flottille ganz überlaſſen würde. Dies geſchah, und bald kam bei dieſer Flotille Alles in den gewünſchten ſchnellen Gang. Sie wurde auf der Schelde gebaut und ſollte nach Oſtende geführt werden, denn unmittelbar von der Schelde nach Boulogne war ein wegen ſeiner Länge gefährlicher Weg. Von Oſtende hoffte man ſie nach Ambleteuſe und Wimereux kommen zu laſſen, wenn dieſe Häfen fertig wären. So hätte man den großen Vortheil gehabt, 120,000 Mann und 15,000 Matroſen und 10,000 Pferde auf ein Mal aus vier nahe bei einander und unter demſelben Wind gelegenen Häfen abgehen zu laſſen. Zur Ausrüſtung der bataviſchen Flottille aber und zur Vollendung der Häfen Wimereux und Ambleteuſe waren noch vier Monate erforderlich. Außer jener Flottille war auch noch das Geſchwader in Breſt zum Ueberſetzen des Heeres unter Augereau nach Irland und das holländiſche Geſchwader im Texel beſtimmt, die zwiſchen Amſterdam und Utrecht ſtehenden 20,000 Mann aufzunehmen, noch nicht in Bereitſchaft.

Nun blieb noch eine letzte Bedingung, deren Erfüllung Bonaparte als die Gewißheit des Gelingens anſah. Die Fahrzeuge der Flottille waren jetzt erprobt,

ſo daß man nicht zweifeln konnte an ihrer Fähigkeit, über die zehn Stunden breite Meerenge zu kommen, nachdem die meiſten von ihnen hundert und zweihundert Stunden zurückgelegt hatten, um nach Boulogne zu kommen, und nachdem ſie oft mit ihrem getheilten, wagrecht ſtreichenden Feuer das concentrirte von oben herabkommende Feuer der großen Schiffe erwidert hatten. Es war die Möglichkeit für ſie vorhanden, unerreicht oder ungeſehen hinüberzukommen, entweder bei Windſtille im Sommer, oder bei Nebel im Winter, und wenn ihnen im ſchlimmſten Fall 25 — 30 engliſche Corvetten, Briggs und Fregatten aufſtießen, mußten ſie durchkommen, auch wenn von den 2300 Schaluppen und Kanonierſchiffen etwa hundert zu Grunde gingen *). Aber

---

*) Der Miniſter Decrès war unter allen Leuten in der Umgebung Bonapartes am wenigſten geneigt, ſich trügeriſche Hoffnungen zu machen. Folgender Auszug aus einem Brief von ihm beweiſt, daß man glaubte mit Aufopferung von etwa hundert Fahrzeugen hinüberkommen zu können.

Boulogne, 7. Januar 1804.

Der Marineminiſter an den Erſten Conſul.

Auf der Flottille fängt man an feſt zu glauben, daß die Abfahrt näher bevorſteht, als man gedacht hatte, und man hat mir verſprochen, ſich ernſtlich darauf vorzubereiten. Man betäubt ſich über die Gefahren, und jeder ſieht nur Cäſar und ſein Glück

Die Gedanken aller niedern Offiziere gehen nicht über die Rhede und ihre Strömung hinaus. Sie ſprechen vom Wind, vom Ankern und von der Ankerlinie wie Engel. Die Ueberfahrt iſt Ihre Sache; Sie wiſſen mehr als ſie; Ihre Augen ſind mehr werth, als ihre Ferngläſer. Sie haben für Alles, was Sie thun werden, einen wahren Köhlerglauben.

es war ein Fall, wo jede ſchlimme Möglichkeit ſchwand: nämlich das plötzliche Erſcheinen einer franzöſiſchen Flotte, welche die engliſchen Kreuzer aus der Meerenge jagte, zwei bis drei Tage des Kanals Meiſter wäre und die Ueberfahrt der Flottille deckte. In dieſem Fall waren alle Einwendungen gegen die Unternehmung zu nichte gemacht, — es mußte denn ein plötzlicher Sturm kommen, der in gut gewählter Jahreszeit nicht zu erwarten ſtand, jedenfalls aber außer aller Berechnung lag. Erſt aber mußte die Flotte zu Toulon völlig ausgerüſtet ſein; und ſie war es noch nicht. Sie war zur Ausführung eines großen Planes beſtimmt, den Bonaparte in ſeinem Kopf reifte ohne einem Menſchen, ſelbſt ſeinem Miniſter nicht ein Wort davon zu ſagen. Die Engländer ſollten auf dem Glauben bleiben, daß die Flottille ſich ſelbſt genügen müſſe, da man ſie ſo vollſtändig ausrüſtete und täglich Fregatten und Linienſchiffen gegenüber ſtellte.

So kühn Bonaparte in ſeinen Gedanken war, ſo behutſam war er in der Ausführung. Obwohl er 120,000 Mann beiſammen hatte, wollte er doch nicht aufbrechen ohne die Texelflotte mit 20,000, die Breſter

---

Der Admiral ſelber ſteht auf dieſem Punkt. Er hat Ihnen nie einen Plan vorgelegt, weil er keinen hat. Auch haben Sie keinen von ihm verlangt. Der Augenblick der Ausführung ſoll entſcheiden. Sehr möglich, daß man hundert Schiffe opfern muß, welche den Feind auf ſich ziehen, während die übrigen hinüberkommen.

Ein Foliant könnte nicht die Entwicklung der Gedanken faſſen, die er über dieſen Gegenſtand ausgebrütet hat. Für welchen wird er ſich beſtimmen? Die Umſtände werden es ihm ſagen ....

Flotte mit 18,000 Mann, und ohne die vereinigten Geſchwader von Rochelle, Ferrol und Toulon, welche durch ein künſtliches Manöver die Meerenge frei machen ſollten. Alle dieſe Mittel bemühte er ſich im Februar 1804 bereit zu haben, und er hoffte es, als bedenkliche Erſcheinungen im Innern der Republik plötzlich ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen und ihn auf einen Augenblick von der großen Unternehmung abzogen, auf welche die ganze Welt die Augen gerichtet hatte.

Achtzehntes Buch.

Verſchwörung Georgs.

Beſorgniſſe Englands beim Anblick der Rüſtungen zu Boulogne. — Was gewöhnlich der Krieg für England iſt. — Anfängliche Meinung von den Anſchlägen Bonapartes, zuletzt Schrecken darüber zu London. — Mittel zum Widerſtand gegen die Franzoſen — Erörterung dieſer Mittel im Parlament. — Pitt erſcheint wieder im Unterhaus. — Seine und ſeiner Freunde Haltung. — Kriegsmacht Englands. — Wyndham verlangt die Errichtung eines regelmäßigen Heeres nach dem Muſter des franzöſiſchen. — Man beſchränkt ſich auf Schöpfung eines Reſerveheeres und auf ein Aufgebot von Freiwilligen. — Maßregeln zur Bewachung der Küſte. — Das engliſche Miniſterium kommt auf die früher von Pitt angewandten Mittel zurück und begünſtigt die Complotte der Emigranten. — Ränke der engliſchen Geſandten Drake, Smith und Taylor. — Die geflüchteten Prinzen in London verbinden ſich mit Georg Cadoudal und Pichegrü zu einem Complott, den Erſten Conſul durch einen Haufen Chouans auf dem Weg nach Malmaiſon anfallen zu laſſen. — Um ſich für den Fall des Gelingens die Zuſtimmung des Heeres zu ſichern, wendet man ſich an Moreau, als das Haupt der Unzufriedenen. — Ränke von Lajolais. — Thörichte Hoffnungen auf einige Aeußerungen Moreaus gebaut. — Abgang eines Trupps Chouans unter der Führung von Cadoudal. — Landung derſelben am Ufer von Biville und Weg durch die Normandie. — Georg, in Paris verſteckt, bereitet Mittel zur Ausführung vor. — Landung von Pichegrü und mehren vornehmen Emigranten. Pichegrü beſpricht ſich mit Moreau, findet ihn aufgebracht gegen Bonaparte, aber keineswegs geneigt, die Rückkehr der Bourbonen zu begünſtigen. — Getäuſchte Er-

wartung und Entmuthigung der Emigranten. — Zeitverluſt in Folge dieſer Entmuthigung. — Bonaparte ſeit der Abdankung Fouché's von der Polizei ſchlecht bedient, entdeckt die ihm drohende Gefahr und läßt mehrere kürzlich verhaftete Chouans vor eine Militärkommiſſion ſtellen, um ſie zum Geſtändniß zu bringen. — So verſchafft er ſich einen Offenbarer. — Das ganze Complott verrathen. – Ueberraſchung bei der Kunde, daß Georg und Pichegrü in Paris ſind und Moreau ihr Mitſchuldiger iſt. — Außerordentliche Berathung; Moreaus Verhaftung beſchloſſen. — Bonaparte, voll Nachſicht gegen die Republikaner, voll Zorn gegen die Royaliſten, beſchließt gegen letztere unbarmherzig einzuſchreiten. — Er beauftragt den Großrichter, ihm Moreau vorzuführen, um Alles in einer freundſchaftlichen Auseinanderſetzung abzuthun. — Moreaus Haltung vor dem Großrichter macht dieſe gute Entſchließung zu nichte. — Die verhafteten Verſchwörer geben alle an, daß ein franzöſiſcher Prinz an ihrer Spitze ſtehen ſollte und über das Ufer von Biville nach Frankreich kommen würde. — Bonaparte beſchließt, dieſen Prinzen zu ergreifen und vor eine Militärkommiſſion zu ſtellen. — Der Oberſt Savary an das Ufer von Biville geſchickt, um ihm aufzulauern. — Todesſtrafe auf Beherbergung der Verſchworenen geſetzt — Paris mehrere Tage geſperrt. — Pichegrü, die beiden Polignac, Rivière und Cadoudal nach einander verhaftet. — Erklärung Georgs, daß er gekommen ſei, Bonaparte mit offener Gewalt anzugreifen. — Neue Verſicherung, daß ein Prinz an der Spitze der Verſchworenen ſtehen ſollte. — Zunehmender Unwille Bonapartes. — Savary lauert vergebens am Ufer von Biville. — Man forſcht, wo ſich Prinzen vom Haus Bourbon finden, und denkt an den Herzog Enghien zu Ettenheim am Rhein. — Ein Gendarmenunteroffizier abgeſchickt, um Erkundigungen einzuziehen. — Irriger Bericht deſſelben und verhängnißvolles Zuſammentreffen dieſes Berichts mit einer neuen Angabe eines Bedienten von Georg. — Irrthum und blinder Zorn Bonapartes. — Außerordentliche Berathung und Beſchluß, den Prinzen aufzuheben — Seine Wegführung nach Paris. – Ein Theil des Irrthums zu ſpät entdeckt. – Der Prinz vor eine Militärkommiſſion geſtellt und im Schloßgraben von Vincennes erſchoſſen. — Weſen dieſer unſeligen Begebenheit.

Beim Anblick der Rüſtungen im Angeſicht ſeiner Ufer gerieth England endlich in Bewegung, nachdem es denſelben anfangs keine Wichtigkeit beigelegt hatte.

Für ein Inſelreich, welches an den Kämpfen der Nationen nur mit Schiffen, die in der Regel ſiegen, Theil nimmt und höchſtens noch mit Heeren, welche die Rolle von Hülfstruppen ſpielen, iſt der Krieg ein Zuſtand, der wenig Beſorgniß einflößt, der die öffentliche Ruhe nicht ſtört und ſelbſt dem Gang der täglichen Geſchäfte nicht ſchadet. Der augenſcheinliche Beweis dafür iſt die Unwandelbarkeit des Credits zu London, während der blutigſten Kriege. Wird das Heer eines ſolchen Reichs durch Miethlinge ergänzt und beſteht die Bemannung ſeiner Flotte aus Seeleuten, denen es wenig darauf ankommt, ob ſie auf Kriegs- oder Handelsſchiffen dienen, und welche vielmehr durch die Priſen auf erſtere gelockt werden, ſo wird man um ſo mehr begreifen, wie für ein ſolches Land der Krieg eine Laſt iſt, die bloß in Steuern beſteht, eine Art Spekulation, in welche man Millionen ſteckt, um Abſatzwege für den Handel zu finden. Nur für den Adel, welcher jene Flotten und Heere befehligt und, indem er dabei ſein Blut vergießt, eben ſo ſehr ſtrebt, den Ruhm ſeines Vaterlandes zu vergrößern, wie neue Abſatzwege zu erobern, iſt der Krieg eine ernſte gefährliche Sache, nie aber etwas Beängſtigendes, weil man einen feindlichen Einfall für unmöglich hält. Einen ſolchen Krieg glaubten Wyndham und Grenville und das ſchwache Miniſterium, welches ſie hinter ſich herſchleppten, ihrem Vaterland zugezogen zu haben. Sie hatten zur Zeit des Direktoriums von Plattſchiffen reden hören, aber ſo oft und ohne einen Erfolg zu ſehen, daß ſie am Ende nicht mehr daran glaubten. Sidney Smith, der in dieſem Punkt mehr Erfahrung hatte als ſeine Landsleute, (denn er hatte Franzoſen, Türken und Engländer in Egypten

landen ſehen theils trotz furchtbaren Kreuzerflotten, theils trotz kräftigen Kriegsmännern am Ufer) ſagte im Parlament, es könnten im Kanal wohl 60—80 Kanonierſchaluppen zuſammen gebracht werden, vielleicht, wenns hoch käme, hundert, aber nie mehr, und 25 – 30,000 Mann ſei die größte Zahl von Truppen, die ſich nach England überſetzen ließe. Nächſt dieſer Gefahr ſei die größte die Landung eines franzöſiſchen Heeres in Irland, etwa doppelt oder dreimal ſo ſtark wie das frühere nach Irland geworfene. Dies Heer würde, nachdem es das Land mehr oder minder aufgeregt und verwüſtet hätte, enden wie das vorige, es würde unterliegen und das Gewehr ſtrecken. Zudem bliebe immer eine verdeckte Feindſchaft in Europa gegen Frankreich: dieſe Feindſchaft würde bald wieder zum Ausbruch kommen und die Macht Bonapartes nach dem Feſtland hinziehen. Man habe alſo höchſtens den Krieg der erſten Revolutionszeit zu fürchten, abermals durch einige Siege Bonapartes über Oeſterreich bezeichnet, aber mit allen Ausſichten auf einen Umſturz in einem ſo beweglichen Lande wie Frankreich, welches ſeit 15 Jahren keine 3 Jahre hinter einander dieſelbe Regierung ertragen hätte, und mit dem ſteten Vortheil neuer Eroberungen zur See für England. — Dieſe Vorausſagungen ſind in Folge vieler Unglücksfälle und Fehler in Erfüllung gegangen; aber man wird ſehen, daß mehre Jahre lang große Gefahren ſelbſt das Daſein Englands bedrohten.

Die Zuverſicht der Engländer ſchwand bald beim Anblick der Rüſtungen auf der Küſte von Boulogne. Man hörte von 1000 — 1200 Plattſchiffen reden (daß ihrer mehr als 2000 ſein ſollten, wußte man nicht). Man war überraſcht. Doch beruhigte man ſich mit dem

Zweifel an der Möglichkeit ſie zuſammenzubringen und beſonders, ſie in den Häfen des Kanals unterzubringen. Aber die wirkliche Zuſammenziehung dieſer Plattſchiffe trotz zahlreichen engliſchen Kreuzern, ihre gute Haltung zur See und im Feuer, der Bau der großen Becken zu ihrer Aufnahme, die Errichtung furchtbarer Batterien zu ihrem Schutz auf dem Ankerplatz, die Vereinigung von 150,000 zur Einſchiffung bereiten Soldaten ließen eine dieſer trügeriſchen Hoffnungen nach der andern ſchwinden. Man ſah, daß ſolche Rüſtungen keine Finte ſein konnten, und daß man leichtſinnig den kühnſten und geſchickteſten Mann herausgefordert hatte. Freilich gab es alte Engländer, die im Vertrauen auf die Unantaſtbarkeit ihrer Inſel nicht an die Gefahr, mit welcher man ſie bedrohte, glaubten. Aber die Regierung und die Parteihäupter meinten, im zweifelhaften Fall dürfe man eben doch nicht die Sicherheit des britiſchen Bodens dem Zufall überlaſſen. Vor 20—30,000, wenn auch noch ſo tapferen und noch ſo gut angeführten Franzoſen würden ſie ſich nicht gefürchtet haben. Aber 150,000 mit Bonaparte an der Spitze, das war eine Vorſtellung, bei welcher es alle Klaſſen der Nation kalt überlief. Und dies war kein Beweis von Mangel an Muth, denn das tapferſte Volk der Welt mußte beunruhigt werden einem Heer gegenüber, welches ſo große Dinge gethan hatte. Was die Lage noch ſchwieriger machte, war die Unbeweglichkeit der Continentalmächte. Oeſterreich hatte nicht Luſt, für 100 oder 200 Millionen, die für England beſtimmten Schläge ſich zuzuziehen. Preußen hatte gemeinſames Intereſſe mit Frankreich, wenn auch nicht gleiche Geſinnungen. Rußland tadelte beide kriegführende Theile, und warf ſich zum

Richter ihres Benehmens auf, ohne ſich für eine oder die andere förmlich auszuſprechen. Wofern die Franzoſen nicht nordwärts über Hannover hinausgriffen, war, wenigſtens für den Augenblick, keine Ausſicht, das ruſſiſche Reich in den Krieg zu ziehen. Und daß die Franzoſen nicht daran dachten, den Ruſſen ſolchen Anlaß zu geben, war klar.

Die Rüſtungen mußten eine der Gefahr entſprechende Ausdehnung erhalten. Bei der Seemacht war wenig zu thun, um die Ueberlegenheit über Frankreich zu behaupten. Unmittelbar vor dem Bruch hatte man 60 Linienſchiffe bewaffnet und die Zahl der Matroſen auf 80,000 gebracht. Sobald der Krieg erklärt war, wurde die Zahl der Linienſchiffe auf 75 und die der Matroſen auf 100,000 geſteigert. Zur Vervollſtändigung dieſer Rüſtung dienten 100 Fregatten und eine Unzahl von Korvetten und Briggs. Nelſon ſollte mit einer auserwählten Flotte das Mittelmeer in Beſitz nehmen, Toulon ſperren und eine neue Unternehmung gegen Egypten hindern. Cornwallis an der Spitze einer zweiten Flotte, war beauftragt, Breſt zu ſperren und Rochefort und Ferrol durch ſeine Unterbefehlshaber ſperren zu laſſen. Keith an der Spitze aller Seeſtreitkräfte im Kanal und in der Nordſee ſollte die Küſten Englands hüten und die Küſten Frankreichs beobachten. Unter Keith ſtand Sidney Smith, der mit Linienſchiffen von 74 Kanonen, mit Fregatten, Briggs, Korvetten und Kanonierſchaluppen von der Mündung der Themſe bis Portsmouth, von der Schelde bis zur Somme kreuzte und einerſeits das engliſche Ufer ſchirmte, andererſeits die franzöſiſchen Häfen ſperrte. Eine Kette leichter Fahrzeuge, die ſich auf dieſer ganzen Meeres-

ſtrecke durch Zeichen mit einander verſtändigten, ſollte bei der geringſten Bewegung, die ſie in den franzöſiſchen Häfen bemerkte, Gefahr melden. Durch dieſe Maßregel glaubten die Engländer unſere Geſchwader zu Breſt, zu Rochefort, zu Ferrol und zu Toulon zur Unbeweglichkeit verdammt und in der Meerenge eine beruhigende Aufſicht angeordnet zu haben.

Aber es war noch mehr nöthig im Angeſicht einer Gefahr ganz neuer Art, der Gefahr eines feindlichen Einfalls in England. Die befragten Seeleute hatten beim Anblick der Rüſtungen Bonapartes faſt alle erklärt, es ſei unmöglich zuzuſichern, daß die Franzoſen nicht unter Begünſtigung eines Nebels, einer Windſtille oder einer langen Nacht auf der Küſte von England landeten. Freilich konnte der neue Pharao in die Fluthen geſtürzt werden, ehe er das Ufer erreicht hätte. Wäre er aber einmal gelandet, nicht mit 150,000, ſondern nur mit 100 oder 80,000 Mann, wer wollte ihm dann widerſtehen? — Dieſe hochmüthige Nation, welche ſich ſo wenig um die Noth des Feſtlandes bekümmert und ſo unbedenklich einen Krieg erneuert hatte, den ſie gewohnt war, mit fremdem Blut zu führen, und mit dem Geld, welches ſie nicht ſpart, war jetzt auf ihre eigenen Kräfte beſchränkt und genöthigt, ſich zu bewaffnen, anſtatt Söldlingen, deren Zahl auch zu klein geweſen wäre, die Vertheidigung ihres Bodens zu überlaſſen. Sie, die ſo ſehr auf ihre Seemacht pochte, bedauerte jetzt, keine Landtruppen zu haben, um ſie den furchtbaren Soldaten Bonapartes entgegenzuſtellen.

Die Bildung eines Heeres war alſo jetzt der Gegenſtand aller Erörterungen im Haus der Gemeinen. Und da gerade bei den größten Gefahren der Partei-

geiſt ſich am heftigſten zeigt, ſo bekämpften ſich über dieſe Kriegsfrage die bedeutendſten Perſonen des Parlaments. Das ſchwache Miniſterium Addington hatte ſeine Fehler überlebt. Es leitete noch auf kurze Zeit den Krieg, den es mit ſo verbrecheriſchem Leichtſinn wieder hatte zum Ausbruch kommen laſſen. Die Mehrheit im Parlament wußte, daß es der übernommenen Aufgabe nicht gewachſen war, aber um nicht einen Umſturz des Kabinets zu veranlaſſen, unterſtützte ſie es wider ſeine Gegner, ſelbſt wider Pitt, obwohl ſie dieſen gern wieder an der Spitze der Geſchäfte geſehen hätte. Dies mächtige Parteihaupt war wieder im Parlament erſchienen, getrieben von ſeiner geheimen Ungeduld, von der Größe der Gefahr und von ſeinem Haß gegen Frankreich. Indeß immer gemäßigter als ſeine Bundesgenoſſen Wyndham, Grenville und Dundas, war er durch eine neuerliche Abſtimmung darauf hingewieſen worden, es noch mehr als gewöhnlich zu ſein. Ein Antrag auf Tadel gegen das Miniſterium hatte nur 53 Stimmen erhalten. Die Mehrheit war, wie politiſche Verſammlungen es gewöhnlich ſind, geneigt, die fähigſten Männer ans Ruder zu bringen, ohne gerade den Sturz der vorhandenen Miniſter zu bewirken. In der Erwartung ſeines baldigen Wiedereintritts ins Kabinet nahm Pitt Theil an allen Erörterungen, faſt wie wenn er Miniſter wäre, mehr um die Maßregeln der Regierung zu unterſtützen und zu vervollſtändigen, als um ſie zu bekämpfen.

Die hauptſächlichſte dieſer Maßregeln war die Bildung eines Heeres. England hatte ein Heer, aber zerſtreut in Indien, Amerika und auf den Poſten im Mittelmeer. Es beſtand aus Irländern, Schotten,

Hannoveranern, Heſſen, Schweizern, ſogar Malteſern, und war durch die vor Einführung der Conſcription in Europa allgemein verbreitete Kunſt der Werber gebildet. Es hatte ſich, wie wir früher geſehen, in Egypten ſehr gut gehalten. Seine Geſammtzahl betrug 130,000 Mann. Bekanntlich aber iſt eine ſehr gute Verwaltung nöthig, wenn von 130,000 Soldaten 80,000 wirklich dienſtfähig ſein ſollen. Wenigſtens ein Drittel dieſer Macht war für Bewachung Irlands in Anſpruch genommen. Neben dem Heer hatte England eine Miliz von 50,000 Mann, neuerdings auf 70,000 vermehrt. Die Mannſchaften dieſer Miliz konnten nicht aus ihren betreffenden Provinzen herausgezogen werden. Sie hatten nie im Feuer geſtanden und wurden angeführt theils von abgedankten Offizieren, theils von Gutsherren, welche wohl voll Vaterlandsliebe waren, aber des Kriegs unkundig und wenig geeignet, den alten Schaaren, welche die europäiſche Coalition beſiegt hatten, entgegengeſtellt zu werden. Um dieſer Mangelhaftigkeit abzuhelfen, entſchied ſich das Miniſterium unter dem Beirath der unterrichtetſten Kriegsmänner zur Schöpfung eines Reſerveheers von 50,000 durch Loosziehung ausgehobenen Engländern, welches nur innerhalb des vereinigten Königreichs verwendet werden könnte. Die Stellung von Erſatzmännern war geſtattet, konnte aber unter den vorliegenden Umſtänden nur zu hohen Preiſen geſchehen. Eine Verſtärkung von 50,000 Mann für das ſtehende Heer war wenig, aber Alles, was man für den Augenblick unternehmen konnte. Wyndham griff vom Geſichtspunkt der Kriegspartei aus den Vorſchlag als ungenügend an. Er verlangte die Bildung eines großen ſtehenden Heeres, gleich dem franzöſiſchen durch Aushebung, wel-

ches, zur unbeſchränkten Verfügung der Regierung ſtehend, überall verwandt werden könnte. Er meinte, was das Miniſterium erſonnen habe, ſei bloß eine erweiterte Miliz und nicht mehr werth als dieſe, zumal den erprobten Banden gegenüber, welche man zu bekämpfen habe, und würde, weil die Stellvertretung dabei geſtattet ſei, der Ergänzung des Heeres ſchaden, da dienſtluſtige Leute mehr Vortheil dabei fänden, ſich für die Reſerve als für das ſtehende Heer anwerben zu laſſen. Ein regelmäßiges aus der Nation gebildetes Heer, welches auf jeden Kriegsſchauplatz gebracht und ſomit an den Krieg gewöhnt werden könnte, ſei das einzige, was ſich den Truppen Bonapartes entgegenſtellen ließe. „Um den Diamant zu ſchneiden," ſagte er, „iſt der Diamant erforderlich." — Pitt ſetzte dieſen Anträgen die Antwort eines kalt überlegenden, die Wirklichkeit berückſichtigenden Kopfes entgegen. Er ſagte: die Anſichten des Herrn Wyndham ſind alle ganz gut. Aber wie läßt ſich in wenigen Tagen ein Heer ſchaffen und an den Krieg gewöhnen? Woher die Stämme und die Offiziere für es nehmen? Eine ſolche Einrichtung kann nicht das Werk eines Augenblicks ſein. Der Plan des Miniſteriums iſt der einzige für jetzt ausführbare. Es wird ſchon ſchwer genug fallen, die begehrten 50,000 Mann zu organiſiren, einzuüben und mit Offizieren aller Grade zu verſehen. — Pitt beſchwor alſo ſeinen Freund Wyndham, auf ſeine Anſichten, wenigſtens für jetzt zu verzichten und mit ihm dem Plan der Regierung Beifall zu geben. Wyndham achtete nicht auf den Rath Pitts und beharrte auf ſeinem Vorſchlag, den er mit neuen, ſtärkeren Gründen unterſtützte. Er verlangte ſogar einen Landſturm, wie 1793 in Frankreich, und warf dem

ſchwachen Miniſterium Addington vor, nicht an dies große Mittel der in ihrer Unabhängigkeit bedrohten Völker gedacht zu haben. In ſeinem Haß fand dieſer Feind Frankreichs und Bonapartes Lobſprüche für das, was er am meiſten verabſcheute, und übertrieb faſt unſere Größe, unſere Macht und die Gefahr, mit welcher Bonaparte England bedrohte, um dem Miniſterium vorwerfen zu können, daß es nicht hinlängliche Maßregeln nehme.

Das Reſerveheer ward bewilligt, trotzdem daß Wyndhams Partei es verächtlich eine Verſtärkung der Miliz nannte. Man rechnete darauf, daß die durchs Loos zum Kriegsdienſt beſtimmten Leute lieber in dem regelmäßigen Heer als in einem andern dienen würden. So gewann man für dies vielleicht 20—30,000 Rekruten. Indeß da die Gefahr ſtündlich größer und die Hülfe des Feſtlandes mit jedem Tag unwahrſcheinlicher wurde, nahm man zu dem Vorſchlag der hitzigſten Partei ſeine Zuflucht und kam auf den Gedanken eines Landſturms. Das Miniſterium begehrte und erlangte die Ermächtigung, alle Engländer vom 17. bis zum 55. Jahr unter die Waffen zu rufen. Freiwillige, und wo dieſe fehlten, die vom Geſetz bezeichneten Leute ſollten in Bataillone formirt und einige Stunden in der Woche eingeübt werden. Diejenigen unter ihnen, welche den arbeitenden Klaſſen angehörten, ſollten zur Entſchädigung für ihren Zeitverluſt einen Sold erhalten. Wyndham mußte nun anerkennen, daß man auf ſeine Anſichten einging, aber er beſchwerte ſich, daß es zu ſpät und nicht recht geſchähe, und fand an manchen Einzelheiten etwas auszuſetzen. Genug, die Maßregel ward angenommen, und bald ſah man in den Städten und Graf-

ſchaften das Volk jeden Morgen in der Uniform der Freiwilligen exerciren. Dieſe Uniform ward von allen Klaſſen getragen. Der ehrſame Addington erſchien in dieſer zu ſeinen Manieren ſo wenig paſſenden Tracht im Parlament und machte ſich dadurch einigermaßen lächerlich. Der König und der Prinz von Wales hielten zu London Muſterungen, denen unverzeihlicher Weiſe die verbannten franzöſiſchen Prinzen beiwohnten. In London zählte man an 20,000 Freiwillige, was für die Bevölkerung dieſer Stadt wenig war. Die Geſammtzahl in ganz England würde eine ehrfurchtgebietende Macht gebildet haben, wenn ſie organiſirt geweſen wäre. Aber man macht Soldaten nicht aus dem Stegreif und noch weniger Offiziere. Hatte man in Frankreich an der Tauglichkeit der Plattſchiffe gezweifelt, ſo zweifelte man noch viel mehr in England an der Tauglichkeit der Freiwilligen, welche Muth haben konnten, aber nicht an den Krieg gewöhnt waren. Zu dieſen Maßregeln kam noch ein Plan, Feldſchanzen um London herum, ſowie auf den zu der Hauptſtadt führenden Straßen und auf den am meiſten bedrohten Punkten der Küſte aufzuwerfen. Ein Theil der dienſtthuenden Mannſchaften ward auf die Strecke zwiſchen der Inſel Wight und der Themſemündung aufgeſtellt. Feuerzeichen ſollten längs der Küſte gegeben werden, ſobald die Franzoſen ſich ſehen ließen. Wagen von eigner Form wurden gebaut, um die Truppen auf der Poſt auf die bedrohten Punkte zu bringen. Mit einem Wort, auf einer Seite der Meerenge wie auf der andern ſtrengte man den Erfindungsgeiſt an, um neue Angriffs- und Vertheidigungsmittel zu erſinnen, um die Elemente zu beſiegen und ſich dienſtbar zu machen. Beide Nationen

ſtanden gleichſam auf beiden Ufern, die eine beunruhigt durch den Gedanken an ihren Mangel an Waffenfertigkeit, und wieder beruhigt bei Betrachtung des ſie umgürtenden Meeres, die andere voll Vertrauen auf ihren Muth und ihre Kriegsgewohnheit und den Geiſt ihres Oberhauptes, die hemmende Meerenge mit den Augen meſſend und immer mehr verachtend, und voll Zuverſicht, ſie bald im Gefolge des Siegers von Marengo und von den Pyramiden zu überſchreiten. Keine von beiden vermuthete andere Mittel, als die vor ihren Augen entfalteten. Die Engländer, in der Meinung, daß Toulon und Breſt ſtreng geſperrt ſeien, ließen ſich nicht träumen, daß eine franzöſiſche Flotte im Kanal erſcheinen könnte. Die Franzoſen, welche ſich jeden Tag übten, in ihren Kanonierſchaluppen zu fahren, dachten an kein anderes Mittel über die Meerenge zu kommen. Die wichtigſte Berechnung Bonapartes ward von niemand vermuthet. Indeß die Einen fürchteten, die Andern hofften eine plötzliche Erfindung ſeines Genies. Daher die Unruhe jenſeits und die Zuverſicht diesſeits des Kanals.

Sicherlich waren die Widerſtandsmittel der Engländer unbedeutend, ſobald die Franzoſen einmal über der Meerenge waren. Angenommen, es wäre ihnen gelungen, zwiſchen London und dem Kanal 50,000 Mann von der Linie, 40,000 von der Reſerve zuſammenzubringen und zu dieſen alle Freiwilligen der Gegend ſtoßen zu laſſen, ſo wären ſie noch nicht einmal an Zahl dem franzöſiſchen Heer gleich geweſen. Und wären ihrer doppelt und dreimal ſo viel geweſen, was hätten ſie vermocht wider die 150,000 Mann, welche unter Napoleon binnen 18 Monaten bei Auſterlitz, Jena und

Friedland alle europäiſchen Heere geſchlagen haben, Heere, welche vermuthlich eben ſo tapfer, ſicher mehr an den Krieg gewöhnt und 4—5 Mal zahlreicher waren, als die engliſche Streitmacht? Die Rüſtungen der Engländer wollten alſo im Grund nicht viel heißen, und das Meer war immer ihre ſicherſte Schutzwehr. Jedenfalls, mochte das Ergebniß ſein, welches es wollte, lag für das Verhalten der engliſchen Regierung ſchon eine harte Strafe in der allgemeinen Aufregung aller Klaſſen, in der Abrufung der Arbeiter aus ihren Werkſtätten, der Handelsleute von ihren Geſchäften, der engliſchen Gutsherren vom Genuß ihres Reichthums. Die Verlängerung einer ſolchen Aufregung würde ein großes Unglück geweſen ſein, vielleicht die öffentliche Ordnung gefährdet haben.

In ihrer Noth nahm die engliſche Regierung zu allen Mitteln ihre Zuflucht, ſelbſt zu ſolchen, welche die Moral am wenigſten billigt. Im vorhergehenden Krieg hatte ſie die Empörungen gegen die Regierungen aller Formen, welche in Frankreich auf einander gefolgt waren, begünſtigt. Obgleich ſolche Empörungen unter der kräftigen Verwaltung Bonapartes nicht wohl zu erwarten ſtanden, hatte die engliſche Regierung doch ſelbſt während des Friedens alle Generalſtäbe der Vendée und der Emigration gehegt und beſoldet. Dieſe Beharrlichkeit, die ſtrafbaren Werkzeuge eines unedlen Kriegs bei der Hand zu behalten, hatte viel dazu beigetragen, beide Länder von neuem in Zwieſpalt zu bringen. Freilich ſind die Diverſionen ein gewöhnliches Kriegsmittel, und den Aufſtand einer Provinz betrachtet man als eine der nützlichſten Diverſionen, die anzuwenden man ſich durchaus kein Gewiſſen macht. Mochten

alſo die Engländer ſich bemühen, die Vendée aufzuwiegeln, Bonaparte übte Vergeltung, indem er Irland zur Empörung zu bringen ſuchte. Aber in dieſem Augenblick lag ein Aufſtand in der Vendée außer aller Wahrſcheinlichkeit. Die Verwendung der Chouans und ihres Oberhauptes Georg Cadoudal konnte nur einen Streich wie die Höllenmaſchine bezwecken. Das Mittel der Empörung bis zum Umſturz einer Regierung treiben, iſt ein Thun von ſehr zweifelhafter Rechtmäßigkeit; aber dieſen Umſturz durch einen Angriff auf die regierenden Perſonen zu erreichen ſuchen, das geht über alle Gränzen des Völkerrechts hinaus.

Georg Cadoudal (meiſt ſchlechtweg Georg genannt), der einzige unter den dem Erſten Conſul vorgeſtellten Vendéern, welcher ſich nicht von ihm bezaubern ließ, hatte ſich erſt in die Bretagne, dann nach England zurückgezogen und lebte in London als ein reicher Mann. Er vertheilte unter die franzöſiſchen Flüchtlinge die ihnen von der engliſchen Regierung bewilligten Gelder und brachte ſeine Zeit in der Geſellſchaft der ausgewanderten Prinzen zu, beſonders des Grafen von Artois und des Herzogs von Berry, der beiden rührigſten. Daß dieſe Prinzen wieder nach Frankreich kommen wollten, war ganz natürlich, daß ſie es durch den Bürgerkrieg wollten, war nichts ungewöhnliches. Aber ſchlimm für ihre Ehre war es, daß ſie nicht mehr auf Bürgerkrieg, ſondern nur auf Complotte rechnen konnten. Der Friede hatte alle Verbannten zur Verzweiflung gebracht, die Prinzen, wie die andern. Der Krieg gab ihnen neue Hoffnung, nicht nur weil er ihnen die Hülfe eines Theils von Europa, ſondern auch, weil er nach ihrer Meinung die Beliebtheit Bonapartes beim Volk zer-

ſtören mußte. Sie correſpondirten mit der Vendée durch Georg, mit Paris durch zurückgekehrte Emigranten. Was ſie in England träumten, das träumten auch ihre Anhänger in Frankreich, und die geringſten Umſtände, welche zu ihren Trugbildern ſtimmten, verwandelten dieſe für ſie zur Gewißheit. In ihren Correſpondenzen ſagten ſie einander, der Krieg würde dem Erſten Conſul einen verderblichen Stoß verſetzen. Seine Gewalt, unrechtmäßig für die Anhänger der Bourbonen, tyranniſch für die Anhänger der Revolution, habe nur zwei Gründe gehabt, um ſich erträglich zu machen: die Wiederherſtellung des Friedens und die Wiederherſtellung der Ordnung. Der erſte dieſer Gründe ſei völlig weggefallen, ſeit dem Bruch mit England, und der andere ſchwebe in großer Gefahr, denn es ſei ſehr zweifelhaft, ob die Ordnung ſich in den Kriegsunruhen erhalten ließe. Alſo würde die Regierung Bonapartes ihre Gunſt beim Volk verlieren, wie alle Regierungen vor ihm. Die ruhige Maſſe müſſe ihm zürnen wegen Erneuerung der Feindſeligkeiten mit Europa; ſie müſſe weniger an ſeinen Stern glauben, ſeitdem die Schwierigkeiten nicht mehr unter ſeinen Schritten zu ſchwinden ſchienen. Zudem habe er Feinde verſchiedener Art, deren man ſich mit Nutzen bedienen könne: erſtlich die Revolutionäre und zweitens die vielen auf ſeinen Ruhm eiferſüchtigen Generale, welche gar nicht zufrieden ſeien, daß ſie aus einem ihres Gleichen einen Gebieter gemacht hätten. Alles, was aus Frankreich gemeldet und was von London zurückgeſchrieben wurde, lief auf den Plan hinaus, die Royaliſten, die Jakobiner und die Mißvergnügten im Heer in eine Partei zu vereinigen zum Sturz des Uſurpators Bonaparte. Mit ſolchen

Gedanken ſchmeichelten die franzöſiſchen Prinzen zu London ſich und dem engliſchen Kabinet, indem ſie von dieſem Geld verlangten zu einem Zweck, welcher wenigſtens im Allgemeinen den Gebern nicht verborgen ſein konnte.

Auf dieſen Plan hin ward eine umfaſſende Verſchwörung angeſponnen und mit der allen Emigranten eignen Ungeduld fortgeführt. Meldung davon ward an Ludwig XVIII. in Warſchau gemacht. Dieſer meiſt in Mißhelligkeit mit ſeinem Bruder, deſſen erfolgloſe und unkluge Thätigkeit er mißbilligte, wies den Plan von der Hand. Der Graf von Artois hatte Gemüth ohne Verſtand, Ludwig XVIII. Verſtand ohne Gemüth. Erſterer ging auf Anſchläge ein, die ſeines Herzens unwürdig waren, während letzterer ſie zurückſtieß, weil ſie ſeines Verſtandes unwürdig waren. Ludwig beſchloß, allen neuen, durch den Krieg veranlaßten Umtrieben fremd zu bleiben. Karl von Artois, von ſeinem älteren Bruder durch weite Ferne getrennt, durch ſeine eigne Hitze, durch die der Emigranten und, was noch ſchlimmer war, durch den Eifer der Engländer getrieben, nahm Theil an allen Anſchlägen, welche durch die Umſtände in erregbaren Köpfen zur Reiſe kamen. Der Verkehr der franzöſiſchen Emigranten mit der engliſchen Regierung ward durch den Staatsſekretar Hammon vermittelt, der bei mehreren Unterhandlungen eine Rolle geſpielt hatte. Außerhalb Englands wandten die Emigranten ſich an drei engliſche Geſandte, Taylor in Heſſen, Spencer Smith zu Stuttgart und Drake zu München. Dieſe drei Geſandten ſuchten Ränke aller Art in Frankreich anzuſpinnen und die zu London angeſponnenen zu befördern. Sie correſpondirten mit

Hammon und hatten bedeutende Gelder zur Verfügung. Es iſt ſchwer zu glauben, daß dies bloße Polizeimanöver waren, welche die Regierungen ſich zuweilen gegen einander erlauben, um Kundſchaft einzuziehen und auf welche ſie ihre Nebengelder verwenden. Es waren eigentliche politiſche Anſchläge, welche durch die Hände hochſtehender Agenten bis ans Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten gingen und Millionen koſteten.

Die am meiſten in dieſe Anſchläge verwickelten franzöſiſchen Prinzen waren Karl von Artois und ſein zweiter Sohn, der Herzog von Berry. Der Herzog von Angoulème wohnte zu Warſchau bei Ludwig XVIII. Die Prinzen von Condé lebten zum Theil in England, aber ohne nähere Verbindung mit den Prinzen der älteren Linie und ſtets ihren Anſchlägen fremd. Condé, der Großvater, und Bourbon, der Vater, befanden ſich zu London. Der Enkel des erſteren lebte im Badiſchen der Jagd und ſeiner Liebe zu einer Prinzeſſin von Rohan. Man betrachtete ſie als Soldaten, ſtets bereit, die Waffen zu ergreifen, und bloß zu dieſer Rolle geeignet. Alle drei ſtanden in engliſchen Dienſten und hatten Befehl ſich bereit zu machen zu neuen Feldzügen. Sie hatten gehorcht, wie Soldaten der ſie bezahlenden Regierung gehorchen — eine traurige Rolle für Condés, aber doch weniger traurig, als die Rolle Complotte zu ſchmieden.

Der Plan der neuen Verſchwörung war folgender. Zur Aufwiegelung der Vendée war wenig Ausſicht. Raſcher und ſicherer ſchien zum Ziel zu führen der Verſuch, die Regierung Bonapartes in Paris ſelbſt anzugreifen. War die Conſularregierung geſtürzt, ſo war nach der Anſicht der Urheber des Complotts keine

andere Möglichkeit als die Bourbons. Da aber die Conſularregierung ganz in der Perſon Bonapartes beſtand, ſo mußte dieſer aus dem Weg geräumt werden und zwar auf eine ſichere Weiſe. Ein Dolchſtoß, eine Höllenmaſchine war unzuverläſſig, abhängig von der ſichern Hand eines Mörders oder von dem Zufall des Losgehens von Pulver. Es gab ein bis jetzt noch nicht verſuchtes und noch nicht entwerthetes Mittel, nämlich mit etwa hundert entſchloſſenen Männern, den unerſchrockenen Georg an der Spitze, die Kutſche Bonapartes auf dem Weg nach Malmaiſon oder St. Cloud anzufallen, ſeine aus höchſtens zwölf Reitern beſtehende Bedeckung zu zerſprengen und ihn ſo in einer Art von Gefecht zu tödten. Cadoudal, der beherzt war und ein Kriegsmann ſein wollte, kein Meuchelmörder, verlangte, daß zwei Prinzen oder wenigſtens einer an ſeiner Seite ſtünden und ſo mit dem Degen in der Fauſt die Krone ihrer Ahnen wieder eroberten. Dieſe durch die Emigration verderbten Menſchen bildeten ſich ein, indem ſie ſo den von ſeinen Garden umgebenen Conſul angriffen, lieferten ſie eine Schlacht und ſeien keine Mörder. Sie ſtellten ſich dem Erzherzog Karl gleich, der am Tagliamento wider Bonaparte gekämpft und nur die größere Zahl Soldaten vor ihnen voraus hatte. Sie ſelbſt konnten nur halb an ſolche Sophismen glauben, welche beweiſen, daß die bourboniſchen Prinzen zwar nicht von Haus aus aber durch den Bürgerkrieg verderbt waren. Unter allen dieſen Leuten war nur einer recht in ſeiner Rolle: Georg. Er war Meiſter in der Kunſt der Ueberfalle, die er in den Waldungen der Bretagne gelernt hatte. Indem er ſeine Kunſt dies Mal an den Thoren von Paris übte, fürchtete er nicht,

in die Klaſſe der Werkzeuge verwieſen zu werden, die man wegwirft, nachdem man ſie gebraucht hat, denn er hoffte Prinzen zu Mitſchuldigen zu haben. Auf dieſe Weiſe ſicherte er ſich alle mit ſeiner Rolle verträgliche Würde, und durch ſeine kecke Haltung vor der Juſtiz bewies er, daß nicht er ſich bei dieſer Gelegenheit erniedrigt hatte.

Nach dem Gefecht aber galt es die Frucht des Sieges zu pflücken. Es mußte Alles ſo vorbereitet werden, daß Frankreich ſich den Bourbonen in die Arme würfe. Die Parteien hatten ſich einander zerſtört und es war keine wahrhaft mächtige mehr übrig. Die heftigen Revolutionäre waren verhaßt, die gemäßigten, welche bei Bonaparte Zuflucht geſucht hatten, waren kraftlos. Aufrecht ſtand nichts mehr als das Heer. Es kam darauf an, das Heer zu gewinnen. Aber das Heer war der Revolution ergeben für welche es ſein Blut vergoſſen hatte. Es fühlte Abſcheu gegen die Emigranten, welche es ſo oft in engliſcher und öſterreichiſcher Uniform geſehen hatte. Hier bot die Scheelſucht den royaliſtiſchen Verſchwörern Beiſtand.

Allgemein war die Rede von der Uneinigkeit zwiſchen Bonaparte und Moreau. Letzterer, im Krieg feſt und beſonnen, war im Privatleben ſchwach, ſorglos und ließ ſich von ſeinen Umgebungen leiten. Unter dieſem ſchlimmen Einfluß war er in ein Laſter zweiten Ranges, den Neid, verfallen. Von Bonaparte mit der größten Rückſicht behandelt, grollte er dieſem, weil derſelbe der Erſte und er ſelber nur der Zweite war. Früher iſt an ſeinem Ort erwähnt worden, daß Moreau ſich unziemlicher Weiſe geweigert hatte, den Erſten Conſul zu einer Muſterung zu begleiten, daß dieſer dafür den

General des Rheinheeres nicht zum Feſtmahl am Stiftungstag der Republik geladen und daß Moreau an dieſem Tag öffentlich mit mißvergnügten Offizieren in einem Gaſthaus geſpeiſt hatte. Elende Zwiſte zwiſchen eitlen Weibern waren der Anfang geweſen, welche zu tragiſchen Auftritten zwiſchen den Männern führen ſollten. Iſt Zwieſpalt zwiſchen hochſtehenden Perſonen ſchwer zu verhüten, ſo iſt er noch ſchwerer nach ſeinem Ausbruch zu hemmen. Seit jenem Tag hatte ſich Moreau immer feindſeliger gegen die Conſularregierung gezeigt. Beim Abſchluß des Concordats hatte er über Prieſterherrſchaft geſchrien, bei Errichtung der Ehrenlegion über Wiederherſtellung der Ariſtokratie, bei Verlängerung des Conſulats auf Lebenszeit, über Wiederherſtellung des Königthums. Am Ende hörte er auf, ſich bei irgend einem der Conſuln ſehen zu laſſen. Der Wiederausbruch des Kriegs wäre für ihn ein ſchicklicher Anlaß geweſen, wieder in den Tuilerien zu erſcheinen, um ſeine Dienſte, nicht dem Erſten Conſul, ſondern dem Land anzubieten. Er aber ſah in dem Bruch des Friedens weniger für das Land als für den verhaßten Nebenbubler einen möglichen Nachtheil und wollte ruhig abwarten, wie ſein Nebenbuhler ſich aus der Verlegenheit zöge. Zu Grosbois lebte er in einem durch ſeine Leiſtungen verdienten Wohlſtand, wie ein großer Bürger, welcher bei einem undankbaren Fürſten in Ungnade gefallen iſt. War Moreau ein Gegner, der Bonaparte um ſeinen Ruhm beneidete, ſo gab es Andere, deren Feindſchaft auf Neid gegen ſeine Verwandten beruhte. Murat, dem er erſt nach langer Weigerung ſeine Schweſter zur Frau gegeben, hatte ein gutes Herz, natürlichen Verſtand und ritterlichen Muth, aber dabei

eine Eitelkeit, durch deren Aeußerung viele verletzt wurden, die, zu klein, um Bonaparte zu beneiden, doch ſcheel auf ſeinen Schwager ſahen. Es gab alſo große und kleine Neider. Beide Arten drängten ſich um Moreau und bildeten im Sommer zu Grosbois, im Winter zu Paris einen Hof von Mißvergnügten, an welchem aus den Geſinnungen kein Geheimniß gemacht wurde. Bonaparte rächte ſich dafür nicht bloß durch ſtete Fortſchritte ſeiner Macht, ſondern auch durch offen an den Tag gelegte Geringſchätzung. Nachdem er ſich lange große Zurückhaltung aufgelegt, erwiderte er die Stachelreden der Mittelmäßigkeit mit denen des Genies. Die ſeinigen wurden wenigſtens eben ſo häufig wiedergeſagt, wie die der Geſellſchaft Moreaus. Die Parteien errichteten Zwiſte, um aus dem Glauben daran Vortheil zu ziehen, noch viel lieber aber benutzten ſie wirklich vorhandene Zwiſte. Moreau war bald von den Mißvergnügten aller Parteien umgeben, die ihn als den vollkommenen Feldherrn, als den beſcheidenen tugendhaften Bürger prieſen. Ihnen war Bonaparte der unbeſonnene aber glückliche Heerführer, der Uſurpator ohne Genie, der freche Corſe, welcher wagte, die Republik umzuſtürzen und den bereits wieder errichteten Thron zu beſteigen, der Thor, den die Republikaner mit ſeiner lächerlichen Unternehmung gegen England in ſein Verderben rennen laſſen müßten, ſich wohl hütend, ihm ihren Degen anzubieten. So wurde der Eroberer von Italien und Egypten zum Abenteurer geſtempelt und ſeine patriotiſche Unternehmung zu einem Narrenſtreich.

Dieſe Parteiung gab den Verſchwornen zu London die Möglichkeit, die zweite Hälfte ihres Anſchlags anzuzetteln. Moreau mußte gewonnen werden und durch

Moreau das Heer. Wäre Bonaparte getödtet, dann ſollte Moreau an die Spitze des Heeres treten und dieſen furchtbaren Theil der Nation mit den Bourbonen verſöhnen, welche den Muth hätten, ihren Thron mit dem Schwert wieder zu erobern. Aber wie war an Moreau zu kommen, der zu Paris von einer ganz republikaniſchen Geſellſchaft umgeben war? Aus den Einöden Amerikas kam ein Mittelsmann, der einen großen Namen und große Eigenſchaften hatte und mit den Republikanern wie mit den Royaliſten zuſammenhing: Pichegru, der Eroberer von Holland. Von Sinnamari, wohin er unter dem Direktorium deportirt worden, war er nach London entkommen und nährte dort die Hoffnung unter Begünſtigung der Politik, welche Schuldige und Unſchuldige von allen Parteien zurückrief, wieder nach Frankreich zu kommen. Aber ehe dieſe Hoffnung in Erfüllung ging, brach der Krieg wieder aus und erweckte von neuem die thörichten Hoffnungen der Emigranten, an welche Pichegru mit ſeiner Ehre ſeine Freiheit verkauft hatte. Er war faſt wider ſeinen Willen in die Verſchwörung verwickelt und beauftragt, Moreau für die Bourbonen zu gewinnen und Royaliſten und Republikaner in eine Partei zu verſchmelzen. Der Plan paßte zu einigen trügeriſchen Erſcheinungen des Augenblicks und hatte, obwohl in Wahrheit gar keine Bedingung des Gelingens vorhanden war, mehr Anlockendes als für Leute nöthig war, die ein dringendes Bedürfniß fühlten, ſich durch irgend ein Getreibe der läſtigen Unthätigkeit der Verbannung zu entziehen. Nachdem er feſtgeſtellt war, ſchritt man zur Ausführung.

Georg wollte in Frankreich einen oder zwei Prinzen bei ſich haben, aber er beſtand nicht darauf, daß ſie mit ihm

hinüber gingen. Er gab zu, daß erſt Alles vorbereitet werden müſſe, ehe man ſie kommen ließe, um ſie nicht unnöthiger Weiſe der Gefahr eines langen Aufenthalts zu Paris unter den Augen einer wachſamen Polizei auszuſetzen. Er beſchloß alſo, ohne ſie nach Paris zu gehen und dort die Bande Chouans zu organiſiren, mit welcher er die Bedeckung Bonapartes angreifen wollte. Unterdeſſen ſollte Pichegru mit Moreau anknüpfen, erſt durch einen Mittelsmann, dann perſönlich, nachdem er ſich nach Paris begeben. Wäre dann Alles von beiden Seiten vorbereitet, wären die Chouans bei der Hand, um das Gefecht zu liefern, und Moreau, um die Zuſtimmung des Heeres zu erwirken, dann ſollten die Prinzen kommen am Tag der Ausführung oder am Tag zuvor. Demgemäß verließ Georg mit einem Trupp Chouans, auf deren Entſchloſſenheit und Treue er rechnen konnte, London, um ſich nach Frankreich zu begeben. Alle waren mit Waffen verſehen, wie ſie die Räuber tragen. Georg hatte in einem Gürtel eine Million in Wechſeln. Natürlich konnten die bettelarmen Prinzen ſolche Summen nicht liefern. Sie kamen aus dem britiſchen Schatz. Der engliſche Kapitän Wright von der königlichen Marine, ein unerſchrockener Seemann, pflegte zu Deal oder Hastings die reiſenden Emigranten auf einem leichten Fahrzeug aufzunehmen und ſie auf dem von ihnen angegebenen Punkt der franzöſiſchen Küſte auszuſetzen. Seitdem Bonaparte, von häufigen Landungen der Chouans benachrichtigt, die Küſten der Bretagne mit größter Sorgfalt bewachen ließ, pflegten ſie einen andern Weg einzuſchlagen und durch die Normandie zu gehen. Der Eingang dort war eine bloß von Schleichhändlern beſuchte Felſenſpalte

in dem ſteilen Ufer von Biville zwiſchen Dieppe und Tréport. Auf der höchſten Stelle des Ufers war ein Tau befeſtigt, welches durch die Felsſpalte bis ins Meer hinab reichte. Auf einen gewiſſen Ruf warfen die geheimen Hüter dieſes Schlupfwegs das Tau hinab, der Schleichhändler faßte es und kletterte mit ſeiner Hülfe, ſein ſchweres Bündel auf den Schultern, den 2 bis 300 Fuß hohen Abhang hinauf. Die Vertrauten Georgs hatten dieſen Weg entdeckt und ſich mit Geld die Benutzung deſſelben möglich gemacht. Ferner hatten ſie ſich eine Reihe Nachtlager bis Paris ausgemacht, theils auf einſamen Pachthöfen, theils auf Schlöſſern treuer und verſchwiegener royaliſtiſcher Edelleute in der Normandie. So konnten ſie vom Ufer des Kanals bis nach Paris kommen, ohne eine Landſtraße oder ein Wirthshaus zu benutzen. Um dieſen Weg nicht durch zu häufige Benutzung der Entdeckung auszuſetzen, behielt man ihn den wichtigſten Perſonen der Partei vor. Reichlich geſpendetes Geld machte diejenigen Beherberger ſchweigſam, welche es nicht ſchon aus Treue waren, und zudem gab die Entfernung der heimlichen Herbergen von bewohnten Orten wenig Anlaß zum Ausplaudern, ſo daß das Geheimniß wenigſtens auf einige Zeit geſichert war.

Auf dieſem Weg kam Georg nach Frankreich. Er ſchiffte ſich auf dem Fahrzeug des Kapitän Wright ein und ſtieg am 21. Auguſt 1803 am Ufer von Biville aus in dem Augenblick, wo Bonaparte die Küſten beſichtigte. Ueber den Schlupfpfad der Schleichhändler gelangte er von Nachtlager zu Nachtlager bis Chaillot, in eine der Vorſtädte von Paris. Dort war ihm eine kleine Wohnung bereitet, aus welcher er Nachts nach

Paris kommen konnte zum Beſuch ſeiner Genoſſen und zur Vorbereitung des Streichs, um deſſentwillen er ſich eingeſtellt hatte. Beherzt und verſtändig hatte Georg die Leidenſchaften ſeiner Partei, ohne ſich deren Täuſchungen hinzugeben. Er beurtheilte beſſer als die Andern, was thunlich war. Er verſuchte von Muth getrieben, wozu die Emigranten, ſeine Mitſchuldigen, durch Verblendung gedrängt wurden. Zu Paris angekommen fand er bald, daß Bonaparte nicht die Gunſt des Volks verloren hatte, wie nach London geſchrieben worden war, daß die Royaliſten und die Republikaner keineswegs ſo geneigt waren, ſich in Abenteuer zu ſtürzen, und daß hier wie immer die Wirklichkeit hinter den Verſprechungen weit zurückblieb. Aber er war nicht der Mann dazu, den Muth ſinken zu laſſen, noch weniger, ſeinen Genoſſen den Muth zu nehmen durch Mittheilung ſeiner Beobachtungen. Alſo ging er ans Werk. Zu einem Handſtreich bedurfte er nicht der öffentlichen Meinung. War Bonaparte einmal todt, dann ließ ſich Frankreich ſchon nöthigen, wenn es nichts beſſeres hatte, zu den Bourbonen zurückzukehren. Aus ſeiner undurchdringlichen Dunkelheit ſchickte er Sendlinge in die Vendée, um zu ſehen, ob ſie ſich nicht aus Anlaß der Aushebung von neuem empören möchte, und ob nicht die Ausgehobenen in dieſem Land wie vordem ſagen möchten: müſſe man denn einmal dienen, ſo ſei es beſſer, gegen die revolutionäre Regierung die Waffen zu tragen, als für ſie. Aber er fand in der Vendée die größte Unluſt zu ſolchem Thun. Unter allen vendéeiſchen Namen galt nur der ſeine noch etwas, weil man ihn als einen unbeſtechlichen Royaliſten betrachtete, der die Verbannung der Gunſt Bonapartes vorgezogen

habe. Man hatte Mitgefühl für den Vertreter einer Sache, welche den geheimſten Neigungen des Volks entſprach; aber auf Haiden und Landſtraßen umherzuſtreifen, wollte den Leuten nicht mehr behagen. Die Prieſter, von welchen die Stimmung des Vendéevolks abhing, waren zu Bonaparte hingezogen. Einige unbedeutende Zuſammenrottungen waren Alles, was ſich hoffen ließ. Am niederſchlagendſten war es für die Verſchwörer, daß man ſchon viel weniger als ſonſt entſchloſſene Chouans fand, die eher zu Allem bereit waren, als zu einem ruhigen, arbeitſamen Leben. Georg welcher ſolche Chouans und zwar tapfere und verſchwiegene bedurfte, brachte in zwei Monaten zu Paris kaum dreißig zuſammen. Ihnen wurde nichts Näheres von dem Zweck offenbart, auch wurden ſie nicht mit einander bekannt gemacht. Nur im Allgemeinen wußten ſie, daß ſie zu einer baldigen Unternehmung für die Bourbonen beſtimmt ſeien. Das war ihnen recht. Einſtweilen wurden ſie gut bezahlt, und das war ihnen nicht weniger recht. Georg ſchaffte einſtweilen Uniformen und Waffen für ſie an. Obwohl der die Republikaner betreffende Theil des Planes ihn nichts anging, ſuchte er doch in ſeiner Heimlichkeit unter Anwendung großer Vorſicht zu erfahren, ob auf dieſer Seite die Sachen beſſer gingen als auf der royaliſtiſchen. Durch einen treuen Bretagner ließ er dem Sekretär Moreaus, dem Bretagner Fresnières auf den Zahn fühlen, welcher mit allen Parteien Verbindungen hatte und ſelbſt mit Fouché. Dies hieß nahe an der Gefahr vorbeiſtreifen, denn Fouché ſpähte jetzt ſcharf umher, um Gelegenheit zu finden, dem Erſten Conſul einen Dienſt zu leiſten. Fresnières ſagte nichts beſonders Ermuthigendes in Be-

treff Moreaus. Trotzdem drängte Georg, entſchloſſen, Alles zu verſuchen, ſeine Auftraggeber in London zum Handeln. Er war ſeit mehreren Monaten in Paris der Gefahr bloßgeſtellt ohne Nutzen für ſeine Sache.

Unterdeſſen hatten die Beauftragten Pichegrus ihr Heil bei Moreau verſucht. Ehemalige Proviantmeiſter, eine Art Leute, die zuweilen die Vertrauten der Generale werden, hatten den Auftrag, einige Worte von Pichegru an Moreau auszurichten. Man fragte ihn, ob er ſich ſeines alten Waffengefährten erinnerte und ob er noch Unwillen gegen ihn hege. Moreau war nicht derjenige, welcher dem Pichegru zu zürnen hatte, denn er hatte ihn dem Direktorium als Verräther angezeigt, indem er die Papiere aus dem Packwagen Klinglins lieferte *). Und hätte er alten Haß gehabt, ſo würde er über dem neuen nicht daran haben denken können. Er gab nur Wohlwollen und Mitgefühl für das Unglück ſeines alten Freundes zu erkennen. Nun fragte man ihn, ob er nicht ſeinen Einfluß verwenden wollte, damit Pichegru nach Frankreich zurückkommen könnte, da die allen Vendéern, allen Soldaten Condés bewilligte Amneſtie doch auch wohl für den Eroberer Hollands gelten könnte. Moreau antwortete: er wünſche von Herzen die Rückkehr ſeines alten Waffengefährten, er betrachte ſie als eine Handlung gerechter Berückſichtigung ſeiner Dienſte, er würde gern dazu beitragen, wenn ſein Verhältniß zur Regierung es ihm geſtattete. Aber er ſei mit den Regierenden geſpannt und würde nie mehr die Tuilerien betreten. Darauf folgten natür-

*) Nachdem er ſie ſo lange zurückbehalten, bis Pichegru verurtheilt war. Anm. d. Ueberſ.

lich vertrauliche Mittheilungen über ſeine Beſchwerden, über ſeine Abneigung gegen den Erſten Conſul und über ſeinen Wunſch, Frankreich bald von ihm befreit zu ſehen.

Nachdem man die Stimmung Moreaus erforſcht hatte, ſchickte man an ihn einen ſeiner ehemaligen Unterbefehlshaber, den General Lajolais, einen der gefährlichſten Vertrauten für einen ſchwachen Mann. Lajolais, ein kleiner, hinkender Menſch, ganz zu Ränken gemacht, brauchte ſtets Geld und war faſt bettelarm. Man ſchickte an ihn einen als Spitzenhändler verkleideten Ueberläufer vom republikaniſchen Heer mit Briefen von Pichegru und einer ſtarken Geldſumme. Lajolais, ohne Mühe für die Verſchwörung gewonnen, drängte ſich an Moreau und entlockte ihm das Geheimniß ſeines Haſſes und ſeiner auf Umſturz der Conſularregierung durch jedes mögliche Mittel gerichteten Wünſche. Lajolais ging nicht ſo weit, daß er förmliche Eröffnungen gemacht hätte. Aber leichtgläubig wie alle Zwiſchenträger, bildete er ſich ein, er brauche nur ein letztes Wort zu ſagen, um Moreau zur thätigen Theilnahme an der Verſchwörung zu beſtimmen. Glaubte er mehr, als wirklich der Fall war, ſo ſagte er ſeinen Auftraggebern noch mehr, als er glaubte. So werden immer dergleichen Ränke angezettelt durch Beauftragte, welche halb ſich ſelber, halb ihre Auftraggeber täuſchen. Lajolais gab alſo den Abgeſandten Pichegrus die größten Hoffnungen und verſtand ſich, von ihnen gedrängt, zu einer Reiſe nach London, um den hohen Perſonen, deren Werkzeug er geworden war, mündlichen Bericht zu erſtatten. Um ſicher nach London zu kommen, mußte er mit ſeinem Führer über Hamburg gehen. Damit ver-

loren ſie viele Zeit. Bei ihrer Landung in England fanden ſie Befehle der engliſchen Regierung zu ihrer unverweilten Zulaſſung vor. Sie kamen ſchnell nach London und wurden bei Pichegru und den Leitern des ganzen Handels eingeführt. Die Ankunft von Lajolais erfüllte dieſe Ungeduldigen mit voller Freude. Der Graf von Artois war unbeſonnen genug, an den heimlichen Berathſchlagungen Theil zu nehmen und ſeine und ſeiner Familie Würde aufs Spiel zu ſetzen. Anfangs kannten ihn nur die Hauptperſonen; aber ſeine lebhaften Aeußerungen verriethen ihn bald allen übrigen. Als er hörte, wie Lajolais mit lächerlicher Uebertreibung erzählte, was er aus Moreaus Mund vernommen, und wie er verſicherte, Pichegru brauche nur zu erſcheinen, um den republikaniſchen General zur Theilnahme fortzureißen, rief der Graf von Artois freudig, „Wenn unſere beiden Generale in Uebereinſtimmung ſind, dann werde ich bald in Frankreich ſein.“ Alle Verſchwornen ſahen ihn an, fragten und erfuhren bald, daß er der erſte Prinz von Geblüt, der Thronfolger ſei. Die Freude war nach der Verſicherung eines der Betheiligten, welcher ſpäter Alles offenbarte, ſo groß, daß der König von England, wäre er zugegen geweſen, Luſt bekommen hätte, die Reiſe mitzumachen *).

*) Dieſe Worte ſo wie die ganze Erzählung dieſer kläglichen Geſchichte ſind mit gewiſſenhafter Treue aus den weitläufigen Akten der nachher geführten Unterſuchung gezogen, welche theils veröffentlicht worden, theils in den Archiven der Regierung geblieben ſind. Als glaubwürdig haben wir nur diejenigen Einzelheiten angenommen, in welchen alle Ausſagen übereinſtimmen und die augenſcheinlich das Gepräge der Wahrheit haben.

Es wurde beſchloſſen, ohne weitere Zögerung nach Frankreich zu gehen und die letzte Hand ans Werk zu legen. Es war Zeit zu eilen, denn Georg, auf dem Vorpoſten allein, ſchwebte unter den Agenten der Conſularpolizei in der größten Gefahr. Damit er ſich nicht verlaſſen glaubte, hatte man Ende Dezembers eine weitere Abtheilung Emigranten zu ihm geſchickt. Jetzt ſollte Pichegru, begleitet von den vornehmſten Herren wie Rivière und Polignac, ſich einſchiffen und auf dem bereits gebahnten Weg zu Georg ſtoßen. Wenn ſie alles vorbereitet haben würden und wenn Rivière, der kaltblütigſte unter ihnen, verſicherte, die Unternehmung ſei ſo weit reif *), daß die Prinzen ſelber ſich daran wagen könnten, dann ſollte der Graf von Artois oder der Herzog von Berry oder beide nach Frankreich kommen, um an dem angeblichen Gefecht gegen Bonaparte Theil zu nehmen. Pichegru ging alſo mit den vornehmſten franzöſiſchen Emigranten zu der Unternehmung ab, in welcher ſein ſchon befleckter Ruhm zu Grund gehen ſollte ſammt ſeinem Leben, welches anders angewandt zu werden verdient hätte. In den erſten Tagen des Jahres 1804 ſchiffte er ſich auf dem Fahrzeug Wrights ein und landete am 16. Januar am Ufer von Biville. Der Eroberer Hollands, begleitet von den vornehmſten Mitgliedern des franzöſiſchen Adels, nahm den Weg der Schleichhändler, fand Cadoudal, der ihm bis faſt ans Meer entgegengekommen war und gelangte von Herberge zu Herberge durch die Wälder der Normandie am 20. Januar nach Chaillot.

*) S. unten die Ausſage Rivières.

Georg hatte noch nicht all ſeine Leute beiſammen; aber in ſeiner Verwegenheit war er bereit, mit dieſen Wenigen ſich auf die Kutſche Bonapartes zu werfen und ihn unfehlbar zu tödten. Vor allen Dingen jedoch mußte man mit Moreau aufs Reine kommen, um auf ein Morgen rechnen zu können. Die Zwiſchenträger beſuchten ihn abermals und ſagten ihm, Pichegru ſei heimlich angekommen und wünſche mit ihm zu ſprechen. Moreau verſtand ſich dazu. Er wollte den General nicht in ſeiner Wohnung empfangen, ſondern beſtellte ihn auf das Magdalenenboulevard. Pichegru wäre gern dort allein mit ihm geweſen, denn kalt und behutſam liebte er nicht die Geſellſchaft gemeiner unruhiger Köpfe, welche ihn zur Strafe für ſein Verhalten mit ihrer Ungeduld beläſtigten. Aber er konnte nicht verhindern, daß mehrere ihn begleiteten, namentlich Georg, der wiſſen wollte, auf welchen Grund hin er ſein Leben wagen ſollte.

In einer dunklen kalten Januarnacht traten Moreau und Pichegru auf ein gegebenes Zeichen zuſammen. Es war das erſte Mal, daß ſie ſich wiederſahen ſeit der Zeit, wo ſie zuſammen am Rhein gekämpft hatten mit noch unbeflecktem Ruhm. Kaum hatten ſie ſich von der Erregung erholt, welche ſolche Erinnerungen hervorbringen mußte, als Georg herbeikam und ſich zu erkennen gab. Moreau, überraſcht, zeigte ſich plötzlich kalt und unzufrieden und ſchien dem Pichegru ſehr wegen einer ſolchen Begegnung zu zürnen. Sie trennten ſich, ohne etwas Weſentliches geſagt zu haben. Anderwärts und in anderer Weiſe wollten ſie ſich wiederſehen.

Dies erſte Zuſammentreffen brachte auf Georg den ſchlimmſten Eindruck hervor. „Das geht ſchlecht!“ war

ſein erſtes Wort. Pichegru ſelber fürchtete, ſich zu weit gewagt zu haben. Indeß die Zwiſchenträger gingen abermals zu Moreau und ſagten ihm nun unverholen, es handle ſich um den Sturz Bonapartes. Gegen dieſen Sturz durch Mittel, welche, ohne ausgeſprochen zu ſein, ſich errathen ließen, hatte Moreau nichts. Nur zeigte er einen unbeſiegbaren Widerwillen, für die Bourbonen zu arbeiten und beſonders ſich perſönlich in eine ſolche Unternehmung zu mengen. Offenbar wollte er für die Republik und für ſich den Sturz Bonapartes benutzen. Eine ſolche Sache konnte nur zwiſchen Pichegru und ihm verhandelt werden. Dies Mal wollte er ihn in ſeiner Wohnung empfangen. Nach verſchiedenen Zufällen, welche beinahe Alles entdeckt hätten, hatte er eine lange und ernſtliche Beſprechung mit ihm. Hier ward Alles geſagt. Moreau wollte aus einem gewiſſen Kreis von Gedanken nicht herausgehen. Er behauptete, er habe einen bedeutenden Anhang im Senat und im Heer. Gelänge es, Frankreich von den drei Conſuln zu befreien, dann würde die Gewalt beſtimmt in ſeine Hände gelegt werden. Er würde ſie benutzen, um denjenigen das Leben zu retten, welche die Republik von ihrem Unterdrücker befreit haben würden, aber die befreite Republik würde er nicht den Bourbonen überliefern. Dem Eroberer Hollands, einem der berühmteſten Feldherrn Frankreichs würde man nicht bloß das Leben retten, man würde ihn auch in ſeinen Rang wieder einſetzen und zu den höchſten Stellen im Staat erheben. Hartnäckig auf ſeinen Gedanken drückte Moreau gegen Pichegru ſein Erſtaunen aus, ihn mit ſolchen Leuten vermengt zu ſehen. Pichegru bedurfte nicht der Erinnerung Moreaus, um die Geſellſchaft von

Chouans, in welcher er lebte, unerträglich zu finden. Aber Moreau ſelber war ein Beweis, daß wer ſich in Komplotte einläßt, bald der jämmerlichſten Umgebung anheimfällt. Pichegru war zu verſtändig, um die trügeriſchen Hoffnungen Moreaus zu theilen, und ſuchte ihn zu überreden, daß nach dem Tod Bonapartes nichts anderes möglich ſei, als die Bourbonen. Das ging über Moreaus Faſſungskraft hinaus, die außer dem Schlachtfeld mittelmäßig war. Hartnäckig blieb er auf dem Glauben, ſobald Bonaparte nicht mehr lebte, würde er Erſter Conſul werden. Obwohl nie von Bonapartes Tod geſprochen ward, hatte man ihn doch ſtets im Sinn, als das Mittel, die Bühne von der Perſon, welche ſie inne hatte, zu befreien. Ohne dieſe unſeligen Verhandlungen entſchuldigen zu wollen, muß man doch zu ihrer richtigen Würdigung erwägen, die Leute dieſer Zeit hatten ſo viele Menſchen auf dem Schafott und auf dem Schlachtfeld umkommen ſehen, ſie hatten ſo viele ſchreckliche Befehle gegeben oder über ſich ergeben laſſen, daß der Tod eines Menſchen für ſie nicht das Abſchreckende hatte, was das Ende der Bürgerkriege und die mildernde Wirkung des Friedens ihm glücklicher Weiſe bei uns wieder gegeben haben.

Dies Mal ging Pichegru in Verzweiflung weg und ſagte zu dem Vertrauten, welcher ihn zu Moreau geführt hatte und in ſeinen Schlupfwinkel zurückführte: „Der hat auch Ehrgeiz! Er will Frankreich regieren. Der arme Menſch! er vermöchte es keine 24 Stunden.“ Georg, von Allem benachrichtigt, rief in ſeiner gewöhnlichen kernhaften Sprache: „Wenn ich die Wahl zwiſchen zwei Uſurpatoren habe, ſo iſt mir der regierende lieber als dieſer Moreau ohne Kopf und Herz!“ — So beur-

theilten ſie bei näherer Betrachtung den Menſchen, welchen ihre Schreiber und Schwätzer als das Muſter bürgerlicher und kriegeriſcher Tugenden ſchilderten. Die ſo erworbene Kenntniß von den Abſichten Moreaus ſtürzte die Verſchwörer in Verzweiflung. Es fand noch eine Zuſammenkunft mit ihm ſtatt zu Chaillot bei Georg, vermuthlich ohne daß er wußte, bei wem er ſich befand. Georg, beim Beginn der Unterredung anweſend, ging weg mit den eilig hingeworfenen Worten: „Ich entferne mich. Vielleicht werdet ihr, wenn ihr unter euch ſeid, am Ende euch verſtändigen.“ — Allein die beiden Generale verſtändigten ſich nicht. Allen Verſchwornen ward es klar, daß ſie ſich in eine Unternehmung eingelaſſen hatten, welche nur zu einem Unglück führen könnte. Rivière war troſtlos. Er und ſeine Freunde ſagten, was man immer ſagt, wenn man ſeine Leidenſchaften nicht bei andern findet: Frankreich iſt gefühllos; es will nur Ruhe; es iſt ſeinen alten Geſinnungen untreu. — In der That war Frankreich nicht, wie man ihnen geſagt hatte, gegen die Conſularregierung aufgebracht, und die Parteien waren keineswegs geneigt, ſich zum Sturz derſelben zu verſtändigen. Nur die Eiferſüchtigen ohne Genie dachten an ſeine Zerſtörung und dabei wollten ſie ſich nicht einmal in einem entſchiedenen Complott bloßſtellen. Wenn Frankreich auch den ſo ſchnell gebrochenen Frieden bedauerte, wenn es auch vielleicht mit Argwohn auf die bei Bonaparte zum Vorſchein kommende Luſt an Macht und Krieg ſah, ſo hörte es doch darum nicht auf, ihn als ſeinen Retter zu betrachten. Es war eingenommen von ſeinem gewaltigen Geiſt und wollte ſich um keinen Preis in die Gefahren einer neuen Revolution geſtürzt ſehen.

Schon fühlten die Verſchwörer ſich geneigt nach England und nach Bretagne zurückzukehren. Durch die Kenntniß der Wirklichkeit enttäuſcht, hatten die höher Stehenden einen wahren Ekel an der Geſellſchaft, in welcher ſie leben mußten. Rivière und Pichegru, die Beſonnenſten unter ihnen, vertrauten ſich ihren Widerwillen und ihren Kummer einander an. Eines Tags, als Pichegru die gar zu läſtigen Chouans in Schranken weiſen wollte, und einer von ihnen zu ihm ſagte: General, Sie ſind aber doch in unſerer Geſellſchaft — erwiderte er: „Nein, ich bin in eurer Mitte.“ Er wollte ſagen, ſeine Perſon ſei bei ihnen, nicht aber ſein Verſtand und ſein Wille. Alle zuſammen ſchwebten ſie in peinlicher Ungewißheit. Georg war immer bereit über Bonaparte herzufallen und dann weiter zuzuſehen, was Tags darauf zu thun wäre; aber die andern fragten: wozu ein unnützes Beginnen? Auf dieſem Punkte ſtanden ſie, als ihr Treiben, welches nun ſchon ein halbes Jahr gedauert hatte, endlich die Polizei aufſichtig machte, freilich ſpät genug, um ihr nicht eben den Ruf großer Wachſamkeit zu verſchaffen. Bonapartes Scharfblick rettete die Ehre ſeiner Polizei und brachte die unbeſonnenen Feinde ins Verderben, welche auf ſein Verderben ſannen. Das gewöhnliche Unglück derer, die ſich in ſolche Unternehmungen einlaſſen, iſt, daß ſie zu ſpät innehalten. Oft werden ſie entdeckt, ergriffen, beſtraft, nachdem das Gewiſſen, die Vernunft, die Angſt angefangen hatte, ihnen die Augen zu öffnen, und ſie in Begriff geweſen, auf dem Weg des Böſen zurückzugehen.

Jenes Hin- und Hergehen vom Auguſt bis Januar, beſonders in der Nähe eines Menſchen, wie Fouché,

der große Luſt hatte Entdeckungen zu machen, mußte nothwendig einmal bemerkt werden. Fouché hatte das Polizeiportefeuille verloren, als Bonaparte das lebenslängliche Conſulat durch Aufhebung eines Miniſteriums der Strenge einweihen wollte. Seitdem war die Polizei im Juſtizminiſterium untergeſteckt. Der Großrichter Régnier, einer ſolchen Verwaltung ganz fremd, hatte ſie dem Staatsrath Réal überlaſſen, einem Mann von Kopf, der aber hitzig und leichtgläubig war und bei weitem nicht den ſicheren ſcharfen Blick Fouchés beſaß. Die Polizei ward ſehr mittelmäßig geleitet und gab dem Erſten Conſul die Verſicherung, nie ſeien weniger Anſchläge gegen die Regierung gemacht worden. Bonaparte ſah die Sachen nicht in ſo günſtigem Licht und daß er es nicht konnte, dafür ſorgte Fouché, der ſich als unbeſchäftigter Senator langweilte und mit ſeinen ehemaligen Beauftragten fortwährend verkehrte. Fouché war gut unterrichtet und machte dem Erſten Conſul ſeine Mittheilungen. Bonaparte hörte an, was Fouché und Réal ihm ſagten, las fleißig die Berichte der Gendarmerie, welche ſtets die nützlichſten ſind, weil genau und ehrlich abgefaßt, und gewann die Ueberzeugung, daß Complotte gegen ſeine Perſon im Gang ſeien. Schon ganz im Allgemeinen war er darauf gefaßt geweſen, daß die Erneuerung des Kriegs für die Emigranten und die Republikaner ein Anlaß zu einem Verſuch ſein müſſe. Verſchiedene Anzeichen, wie die Verhaftung von Chouans auf den verſchiedenſten Punkten, und Warnungen, von ihm ergebenen Vendéern ausgehend, bewieſen ihm die Richtigkeit ſeiner Vermuthung. Auf eine heimliche Meldung aus der Vendée, daß widerſpenſtige Ausgehobene Banden bildeten, ſchickte er den Oberſten Savary, deſſen

Ergebenheit unbegränzt und deſſen Verſtand und Muth erprobt war, in die Weſtgegenden, um mit einigen Leuten von der auserleſenen Gendarmerie die Bewegung einiger mobilen Colonnen zu leiten, welche er die Vendée durchziehen ließ. Savary beobachtete mit eignen Augen und gewahrte die Zeichen einer verborgenen Einwirkung. Sie ging von Cadoudal in Paris aus. Aber von dem Geheimniß Cadoudals fand er keine Spur, und nach Zerſtreuung der Banden kam er nach Paris zurück, ohne etwas wichtiges melden zu können.

Eine andere Intrigue, deren Faden dem Erſten Conſul in die Hände gefallen war, und den zu verfolgen er ſich ein Vergnügen machte, verſprach Licht, gab aber noch keins. Die drei engliſchen Geſandten in Heſſen, Würtemberg und Bayern, beauftragt, ebenfalls Ränke in Frankreich anzuſpinnen, thaten es mit Eifer, aber ohne Geſchick, als welches Ausländern zu ſolchen Dingen abgeht. Drake, der Geſandte in Baiern, war der thätigſte. Er hatte ſeine Wohnung außerhalb München genommen, um die Agenten, welche aus Frankreich zu ihm kamen, leichter empfangen zu können; und um ſeine Correſpondenz recht ſicher gehen zu laſſen, hatte er einen bayriſchen Poſtdirektor beſtochen. Ein ſehr ränkeſüchtiger Franzoſe, ſeiner Zeit Republikaner, mit welchem Drake dies Getreibe unternommen, hatte alles der franzöſiſchen Polizei verrathen. Drake wollte ſich anfangs die Geheimniſſe Bonapartes in Betreff der Landung verſchaffen, dann einen bedeutenden General gewinnen, ſich wo möglich einer Feſtung wie Straßburg oder Beſançon bemächtigen und dort eine Empörung beginnen. Das Hauptſtück des Plans war immer in mehr oder minder deutlichen Ausdrücken, ſich Bonapartes zu ent-

ledigen. Bonaparte, erfreut, einen engliſchen Diplomaten auf der That zu ertappen, ließ dem Zwiſchenträger, welcher den Geſandten betrog, viel Geld geben, unter der Bedingung, daß er die Intrigue fortſetzte. Er lieferte ſelber das Muſter zu den Briefen, welche an Drake geſchrieben werden ſollten. In dieſen Briefen gab er viele wahre Einzelheiten, über ſeine perſönlichen Gewohnheiten, über ſeine Weiſe, ſeine Plane zu entwerfen, ſeine Befehle zu dictiren, und fügte hinzu, das Geheimniß ſeiner Operationen ſei in einer großen ſchwarzen Mappe enthalten, die er immer ſeinem Sekretär Meneval oder einem vertrauten Pedellen anvertraue. Meneval ſei unbeſtechlich, der Kanz'eibote aber nicht. Dieſer verlange eine Million für Ueberlieferung der Mappe. Weiter gab er zu verſtehen, es ſeien gewiß in Frankreich noch andere Umtriebe im Gang, als die von Drake. Es ſei von Wichtigkeit, ſie genau zu kennen, um ſich nicht wechſelſeitig zu ſchaden, ſondern zu nützen. Endlich fügte er als wichtige Offenbarung hinzu, der wahre Landungsplan habe Irland zum Ziel; was zu Boulogne geſchehe, ſei eine bloße Finte, die man wahrſcheinlich zu machen ſuche durch die Größe der Vorbereitungen; Ernſt ſei es bloß mit den beiden zu Breſt und im Texel angeordneten Unternehmungen *).

---

*) Folgendes ſind die merkwürdigen Auszüge aus den von Bonaparte dictirten Briefen:

9. Brumaire d. J. XII. (1. Nov. 1803.)

An den Großrichter.

Es wäre von Wichtigkeit, bei Drake zu München einen geheimen Agenten zu haben, der alle in dieſer Stadt erſcheinenden Franzoſen aufmerkte.

Dieſer ſtrafbare und ungeſchickte Diplomat, welcher den doppelten Fehler beging, das heiligſte Gefühl bloßzuſtellen und ſo ungeſchickt Polizeigeſchäfte zu machen,

---

Ich habe alle Berichte geleſen, die Sie mir geſchickt haben. Sie ſcheinen mir Aufmerſamkeit zu verdienen. Man muß ſich mit den Verhaftungen nicht beeilen. Wenn der Verfaſſer erſt alle Nachweiſungen gegeben haben wird, dann macht man mit ihm einen Plan und ſieht, was zu thun iſt.

Ich wünſche, daß er an Drake ſchreibt, und, um ihm Vertrauen einzuflößen, ihm ſagt, einſtweilen, ehe der große Schlag geführt werden könne, glaube er verſprechen zu können, auf dem Tiſch des Erſten Conſuls in ſeinem geheimen Kabinet ſeine eigenhändigen Noten über ſeine große Expedition und jedes ſonſt wichtige Papier wegnehmen zu laſſen. Dieſe Hoffnung gründe ſich auf einen Pedellen des Kabinets, welcher Jakobiner geweſen und jetzt, obwohl mit dem Vertrauen des Erſten Conſuls beehrt, Mitglied des geheimen Ausſchuſſes ſei. Aber zwei Dinge ſeien erforderlich: 1) das Verſprechen von 100,000 Pfd. St. wenn wirklich dieſe wichtigen von der Hand des Erſten Conſuls geſchriebenen Stücke überliefert würden, und 2) die Abſendung eines franzöſiſchen Royaliſten, welcher beſagten Pedellen ein Verſteck verſchaffen könnte, da beim Verſchwinden der Papiere unfehlbar ſeine Verhaftung verfügt werden würde.

. . . .

Bonaparte ſchreibt faſt niemals. Er diktirt, in ſeinem Kabinet auf- und abgehend alles einem jungen Mann von 20 Jahren, Namens Meneval, und dieſer iſt der einzige Menſch, welcher in ſein Kabinet und in die drei Zimmer hinter demſelben kommt. Dieſer junge Mann iſt an die Stelle von Bourienne gekommen, den Bonaparte von Kind auf kannte, den er aber fortgeſchickt hat . . . . Meneval iſt nicht von der Art, daß man von ihm irgend etwas hoffen könnte.

nahm alle dieſe Nachrichten mit Begierde auf, verlangte weitere, beſonders über die Rüſtungen zu Boulogne, und erklärte, er würde in Betreff der ſchwarzen Mappe,

---

Aber die Notizen, welche zu den größten Berechnungen gehören, diktirt der Erſte Conſul nicht, ſondern ſchreibt ſie ſelber. Auf ſeinem Tiſch hat er eine große Mappe mit eben ſo viel Abtheilungen, als es Miniſterien gibt. Dieſe ſorgfältig gearbeitete Mappe wird vom Erſten Conſul verſchloſſen und ſo oft der Conſul aus ſeinem Kabinet geht, hat ſie Meneval in einen am Fußboden feſtgeſchraubten Schrank unter ſeinen Schreibtiſch zu legen.

Dieſe Mappe kann weggenommen werden. Der Verdacht kann nur auf Meneval fallen, oder auf den Pedellen, welcher das Feuer anmacht und das Zimmer aufräumt. Der Pedell müßte alſo verſchwinden. In dieſer Mappe muß Alles ſein, was der Erſte Conſul ſeit mehren Jahren geſchrieben hat, denn dieſe Mappe iſt die einzige, welche ſtets mit ihm reiſt, welche unaufhörlich von Paris nach Malmaiſon und nach St. Cloud geht. In ihr müſſen ſich alle geheimen Notizen über die Militäroperationen finden und da man ſeine Gewalt nur dadurch zerſtören kann, daß man ſeine Anſchläge zu Schanden macht, ſo zweifelt man nicht, daß die Entwendung dieſer Mappe ſie alle zu Schanden machen wird.

Paris, 3. Pluvioſe d. J. XII.
(24. Januar 1804.)

An den Großrichter.

Die Briefe Drakes ſcheinen ſehr wichtig. Ich wünſche, daß Méſén in ſeinem nächſten Büllетin ſagt, der Ausſchuß ſei in der größten Freude geweſen bei dem Gedanken, daß Bonaparte ſich in Boulogne einſchiffen wolle, jetzt aber habe man die Gewißheit, daß dieſe Demonſtrationen zu Boulogne falſche Demonſtrationen ſind, zwar koſtſpielig, aber doch weniger, als man beim erſten Blick glauben möchte. Alle Schiffe

für welche ſo viel gefordert werde, an ſeine Regierung berichten. Von weiteren Umtrieben, die man kennen müſſe, um ſich nicht wechſelſeitig zu ſtören, verſicherte

---

der Flottille könnten zu gewöhnlichen Zwecken benutzt werden und dieſe Einrichtung beweiſe, daß die Rüſtungen bloße Drohungen ſind, nichts Bleibendes, was man erhalten wollte. Man dürfe ſich nicht verhehlen, daß der Erſte Conſul zu liſtig ſei und jetzt viel zu feſt zu ſtehen glaube, als daß er eine zweifelhafte Unternehmung verſuchen ſollte, bei welcher eine Maſſe von Streitkräften aufs Spiel geſetzt wäre. Seine wahre Abſicht ſei, ſo weit man nach ſeinen auswärtigen Verhältniſſen urtheilen könne, die Unternehmung nach Irland, welche durch das Geſchwader in Breſt und durch das im Texel gemacht werden ſolle . . . .

Man ſagt nichts über die Unternehmung vom Texel, obgleich man weiß, daß ſie bereit iſt, und man macht großen Lärm von den Lagern bei St. Omer, Oſtende und Vlieſſingen. Die große Maſſe von Truppen, welche in Form von Lagern zuſammengezogen ſind, hat einen politiſchen Zweck. Bonaparte will ſie gern bei der Hand haben auf dem Kriegsfuß, um eine Viertelswendung machen und wieder über Deutſchland herfallen zu können, wenn er den Continentalkrieg zu ſeinen Abſichten nöthig hält.

Eine andere Unternehmung iſt die nach Morea, welche feſt beſchloſſen iſt, Bonaparte hat 40,000 Mann zu Tarent. Die Flotte von Toulon wird ſich dorthin begeben. Er hofft ein bedeutendes Hülfsheer von Griechen zu finden.

Immer muß die Geſchichte von der Mappe fortgeſetzt werden. Man muß ſagen, daß der Pedell, um ſich Glauben zu verſchaffen, mehre Stücke von der Hand Bonapartes geſchriebener Briefe vorgelegt hat, daß man alſo von dieſem Menſchen den größten Nutzen ziehen kann, daß er aber viel Geld verlangt. — Es iſt wirklich die Abſicht dieſe Mappe zu überliefern, und der Erſte Conſul will in dieſelbe alle An-

er (mit Wahrheit), nichts zu wiſſen, meinte aber, wenn man Gleichgeſinnte träfe, müſſe man ſich an einander anſchließen und demſelben Ziel zuſtreben. „Denn,“ ſagte er, „es iſt einerlei, wer das Thier erlegt, genug, wenn ihr nur alle bereit ſeid, euch der Jagd anzuſchließen*).“ Zu einer ſo unwürdigen Rolle erniedrigte ſich ein hoher Beamter, eine ſo ſchändliche Sprache führte er.

Alles das aber gab nicht das geſuchte Licht. Drake wußte nichts von der großen Verſchwörung Georgs, deren Geheimniß nicht ausgeplaudert worden war, und konnte ſeinem Verräther nichts offenbaren. Bonaparte war noch immer der Meinung, die Menſchen, welche

---

gaben legen, an die ſie glauben ſollen. Damit ſie aber die Mappe für wichtig halten, müſſen ſie genöthigt werden, zum voraus wenigſtens 50,000 Pfd. St. zu zahlen.

Malmaiſon, 28. Ventoſe d. J. XII.
(19. März 1804.)

An den Bürger Réal.

Ich bitte Sie, dem Bürger Maret den letzten von Drake geſchriebenen Brief zu ſchicken, damit er ihn hinter der Sammlung der auf dieſe Geſchichte bezüglichen Stücke abdrucken läßt. Ich bitte Sie auch zwei Noten beizufügen, 1) daß der vermeintliche Adjutant des Generals nichts als ein vom Präfekten zu Straßburg abgeſchickter Offizier iſt, und 2) daß der Pedell eine bloße Erfindung des Agenten iſt, und daß jeder Angeſtellter der Regierung engliſcher Beſtechung unzugänglich iſt.

*) Dies ſind die eigenen Worte Drakes. Die von ſeiner Hand geſchriebenen Briefe wurden im Senat niedergelegt und allen Agenten des diplomatiſchen Corps, die ſie ſehen wollten, gezeigt.

die Höllenmaſchine erſonnen hätten, müßten um ſo mehr unter den gegenwärtigen Umſtänden etwas verſuchen. Mit Bezug auf verſchiedene Verhaftungen zu Paris, in der Vendée, in der Normandie ſagte er zu Murat, dem Gouverneur von Paris, und zu Réal, der an der Spitze der Polizei ſtand: „Ganz gewiß ſind die Emigranten an der Arbeit. Mehrere Verhaftungen ſind vorgenommen worden. Man muß unter den Verhafteten einige auswählen, ſie vor eine Militärkommiſſion ſtellen, die ſie zum Tod verurtheilt, und ſie werden ſprechen, ehe ſie ſich erſchießen laſſen.“ Dieſe Aeußerung geſchah zwiſchen dem 25. und 30. Januar während der Zuſammenkünfte Pichegrus mit Moreau, als die Verſchwornen ſchon anfingen, den Muth ſinken zu laſſen. Bonaparte ließ ſich die Liſte der Verhafteten bringen. Unter ihnen fanden ſich einige Helfer Georgs, die vor oder mit ihm gekommen waren, beſonders ein ehemaliger Arzt beim Vendéeheer, welcher im Auguſt mit Georg gelandet war. Nachdem er die Verhältniſſe eines jeden geprüft, zeichnete Bonaparte fünf derſelben aus und ſagte: Wenn ich nicht ſehr irre, ſo ſind das Leute, welche etwas wiſſen und etwas ſagen werden. — Seit langer Zeit hatte man die früher gegebenen Geſetze, welche die Errichtung von Militärgerichten verſtatteten, nicht in Anwendung gebracht. Im Frieden hatte Bonaparte ſie außer Gebrauch kommen laſſen; nach Wiederausbruch des Kriegs aber glaubte er ſie benützen zu müſſen, beſonders gegen die Spione, welche ſeine Rüſtungen gegen England auskundſchafteten. Von dieſen hatte er einige feſtnehmen, richten und erſchießen laſſen. Die von ihm bezeichneten fünf Leute wurden vor Gericht geſtellt. Zwei erlangten ihre Freiſprechung, drei,

todeswürdiger Verbrechen überwieſen, wurden verurtheilt. Von den Verurtheilten ließen ſich zwei erſchießen, ohne etwas geſtanden zu haben, vielmehr erklärend, ſie ſeien gekommen, der Sache des rechtmäßigen Königs zu dienen, welche bald über den Trümmern der Republik triumphiren würde, und entſetzliche Drohungen gegen Bonaparte ausſtoßend. Der fünfte, welchen Bonaparte als den bezeichnet hatte, welcher Alles ſagen ſollte, erklärte in dem Augenblick, wo er zum Tod abgeführt werden ſollte, er habe große Geheimniſſe zu entdecken. Man ſchickte ſofort einen der geſchickteſten Polizeibeamten zu ihm. Er geſtand Alles und gab an, er ſei im Auguſt am Ufer von Biville mit Georg gelandet, und ſie ſeien durch die Wälder von Nachtlager zu Nachtlager bis nach Paris gekommen in der Abſicht, den Erſten Conſul nach einem gewaltſamen Angriff auf ſeine Bedeckung zu tödten. Er gab einige Orte an, wo unter dem Befehl Georgs ſtehende Chouans wohnten, namentlich mehrere Weinhäuſer.

Dieſe Erklärung gab auf einmal Licht. Die Anweſenheit Cadoudals zu Paris war bedeutſam. Um eines unwichtigen Verſuchs willen würde dieſer Menſch nicht ſechs Monate mit einer Mörderbande in der Hauptſtadt verweilt haben. Man kannte alſo jetzt den Ausſchiffungsplatz am Ufer von Biville nnd das Daſein eines Etappenwegs durch die Wälder, und einige der Orte, wo die Verſchwornen verſteckt waren. Ein ſeltſamer Zufall hatte einen Namen offenbart, der auf die Spur der wichtigſten Umſtände führte. Früher einmal waren Chouans am Ufer von Biville gelandet und hatten Flintenſchüſſe mit den Gendarmen gewechſelt. Auf einem Stück Papier, welches als Propf beim La-

den gedient, hatte man den Namen Troche gefunden. Zu Eu war ein Uhrmacher Troche. Dieſer hatte einen Sohn, der ſehr jung war und bei Beförderung der Reiſenden verwendet wurde. Man ließ den Knaben heimlich aufheben und nach Paris bringen. Ins Verhör genommen geſtand er Alles, was er wußte. Er erklärte, daß er die Verſchwornen am Ufer von Biville in Empfang nahm und auf die erſten Stationen führte. Er erzählte die drei eben berichteten Landungen, die Georgs im Auguſt, die im Dezember, und die von Pichegru, Rivière und Polignac im Januar, jedoch ohne Namen und Stand der Perſonen, welchen er als Führer gedient hatte, zu kennen. Er wußte aber, daß zu Anfang Februars eine vierte Landung ſtattfinden ſollte, wobei er ebenfalls zum Führer beſtimmt geweſen.

Sofort wurden jetzt in den erſten Tagen des Februar Nachforſchungen angeſtellt und von Paris bis an die Küſte die bezeichneten Orte durchſucht, um die Nachtlager der Emigranten zu entdecken. Bei den von dem Gehülfen Georgs angegebenen Weinwirthen wurde aufgepaßt, und in wenigen Tagen waren verſchiedene wichtige Verhaftungen bewerkſtelligt, beſonders zwei, welche großes Licht auf die ganze Geſchichte warfen. Erſtlich ward ein junger Menſch, Namens Picot ergriffen, ein Bedienter Georgs, ein herzhafter Chouan, der, mit Piſtolen und Dolchen bewaffnet, auf die Polizeidiener ſchoß und ſich erſt, als er aufs Aeußerſte gebracht war, ergab unter der Erklärung, er wolle im Dienſt ſeines Königs ſterben. Mit ihm ward Louvet von Lozier ergriffen, einer der Erſten unter Georgs Offizieren, der ſich, ohne ſolchen Lärm zu machen, ergreifen ließ. Dieſe Menſchen waren wie Räuber be-

waffnet, und außer ihren Waffen hatten ſie viel Geld bei ſich. Im erſten Augenblick ſchienen ſie ſehr hitzig zu ſein, dann beruhigten ſie ſich und endlich machten ſie Geſtändniſſe. Der am 8. Februar verhaftete Picot wollte Anfangs nichts ſagen, ließ ſich aber nach und nach dazu bringen und geſtand, er ſei mit Georg aus England gekommen und befinde ſich ſeit ſechs Monaten mit ihm zu Paris; auch verhehlte er den Zweck der Reiſe nicht. Mithin konnte die Anweſenheit Georgs in Paris zu einem großen Zweck nicht mehr in Zweifel geſtellt werden. Weiter aber wußte man nichts. Bouvet von Lozier, der bedeutend höher ſtand, als Picot, ſagte nichts. Plötzlich in der Nacht auf den 14. Febr. rief er ſeinen Kerkermeiſter. Er hatte verſucht, ſich zu erhenken, es war ihm nicht gelungen und in einer Art von Wahnſinn begehrte er jetzt, man ſolle die Angaben, die er zu machen hätte, anhören. Und nun erklärte er, bevor er für die Sache des rechtmäßigen Königs ſterbe, wolle er den Treuloſen entlarven, welcher brave Leute ins Verderben gezogen hätte, indem er ſie unnützer Weiſe bloßſtellte. Réal war erſtaunt, als er folgende Erzählung anhörte. Wir waren zu London bei den Prinzen, als Moreau an Pichegru einen ſeiner Offiziere ſchickte, ſich erbot, an die Spitze einer Bewegung zu Gunſten der Bourbonen zu treten, und verhieß, das Heer durch ſein Beiſpiel fortzureißen. Auf dieſe Kunde ſind wir alle mit Georg und Pichegru abgereiſt, um zu dieſer Revolution mitzuwirken. Zu Paris angelangt ſind Georg und Pichegru zu Moreau geeilt, um ſich mit ihm zu verſtändigen. Da hat Moreau ſeine Sprache geändert und verlangt, man ſolle zu ſeinem Vortheil, damit er Diktator werden könne,

den Conſul ſtürzen. Georg, Pichegru und ihre Freunde wieſen dieſen Vorſchlag zurück, und bei den unſeligen Zögerungen in Folge der Anſprüche Moreaus ſind wir der Polizei in die Hände gefallen. Im tragiſchen Ton ſagte Bouvet: er ſei den Finſterniſſen des Todes entgangen, um ſich und ſeine Freunde an dem Menſchen zu rächen, der ſie ins Verderben geſtürzt habe *).

*) Ich theile die wörtliche Ausſage Bouvets mit, welche wie alle noch weiter citirten Aktenſtücke in Bezug auf Georgs Verſchwörung aus einer Sammlung in acht Oktavbänden gezogen iſt, betitelt: Prozeß vor dem Spezial-Criminalgerichtshof des Seinedepartements zu Paris gegen Georg, Pichegru und Andere, beſchuldigt der Verſchwörung gegen die Perſon des Erſten Conſuls. Paris, bei G. F. Patris, Buchdrucker des Criminalgerichtshofs. 1804. (Exemplar der königlichen Bibliothek.)

Erklärung von Athanaſius Hyacinthus Bouvet von Lozier, gemacht im Beiſein des Großrichters Juſtizminiſters. Bd. 2. Seite 168:

Ein Menſch, der aus den Pforten des Grabes kommt, noch bedeckt von dem Schatten des Todes, verlangt Rache über die, ſo durch ihre Falſchheit ihn und die Seinen in den Abgrund geſtürzt haben.

Abgeſandt die Sache der Bourbonen zu verfechten, findet er ſich genöthigt, entweder für Moreau zu kämpfen, oder auf eine Unternehmung zu verzichten, welche der einzige Zweck ſeiner Sendung war.

Monſieur ſollte nach Frankreich kommen, um ſich an die Spitze einer royaliſtiſchen Partei zu ſtellen; Moreau verſprach, ſich der Sache der Bourbons anzuſchließen. Als die Royaliſten in Frankreich erſchienen, nimmt Moreau ſein Wort zurück. Er ſchlägt ihnen vor, für ihn zu arbeiten und ihn zum Diktator ernennen zu laſſen.

Alſo ging aus einem geſtörten Selbſtmord eine furchtbare Anſchuldigung gegen Moreau hervor, eine Anſchuldigung, welche durch die Verzweiflung übertrieben war,

---

Die Anklage, welche ich gegen ihn verbürge, ruht vielleicht nur auf halben Beweiſen.

Folgendes ſind die Thatſachen. Euch kommt es zu, ſie zu würdigen.

Ein General, welcher unter Moreau gedient hat, Lajolais, wird von ihm zu dem Prinzen nach London geſchickt. Pichegru war der Mittelsmann. Lajolais gibt zu den Hauptpunkten des vorgelegten Planes ſeine Zuſtimmung im Namen und von Seiten Moreaus.

Der Prinz rüſtet ſich zur Abreiſe. Die Zahl der Royaliſten in Frankreich wird vermehrt, und in den Conferenzen zu Paris zwiſchen Moreau, Pichegru und Georg offenbart der erſtere ſeine Abſichten und erklärt, er könne nur für einen Diktator wirken, nicht für einen König. Daher Zögerung, Mißhelligkeit und faſt völliges Verderben der royaliſtiſchen Partei.

Lajolais war zu Anfang Januars d. J. beim Prinzen, wie ich von Georg erfahren habe.

Mit eigenen Augen aber habe ich geſehen, wie er am 17. Januar, am Tag nach ſeiner Landung, mit Pichegru auf dem euch nur zu gut bekannten Weg in der Töpferei ankam.

Denſelben Lajolais habe ich weiter geſehen am 25. oder 26. Januar, als er Georg und Pichegrü aus dem Wagen, wo ich mit ihnen ſaß, auf dem Magdalenenboulevard abholte und ſie zu Moreau führte, der einige Schritte von da wartete. Auf den elyſeiſchen Feldern fand zwiſchen ihnen eine Beſprechung ſtatt, die uns ſchon ahnen ließ, was Moreau in der folgenden, die er mit Pichegru allein hatte, offen vorſchlug: da es nicht möglich ſei, den König wieder einzuſetzen, ſo ſolle man ihn unter dem Titel Diktator an die Spitze der

aber doch den Zuſammenhang des Komplottes zeigte. Réal lief wie betäubt nach den Tuilerien. Dort fand er den Erſten Conſul nach ſeiner Gewohnheit früh auf, um an die Arbeit zu gehen. Bonaparte befand ſich

---

Regierung ſtellen, — womit er den Royaliſten nur die Ausſicht ließ, ſeine Helfer und Soldaten zu ſein.

Ich weiß nicht, welchen Werth bei euch die Angabe eines Menſchen haben kann, der ſeit einer Stunde dem freiwilligen Tod entriſſen, den von einer beleidigten Regierung ihm zugedachten vor ſich ſieht.

Aber ich kann den Schein der Verzweiflung nicht unterdrücken, noch mich der Anklage gegen einen Menſchen, der mich zur Verzweiflung bringt, enthalten.

Uebrigens könnt ihr meinen Ausſagen entſprechendes im Fortgang des großen Prozeſſes, in den ich verwickelt bin, finden. Unterzeichnet Bouvet,

Generaladjutant des königlichen Heeres.

Auszug aus der zweiten Erklärung von Ludig Picot am 24. Pluvioſe d. J XII. (14. Februar, 1 Uhr Morgens) vor dem Polizeipräfekten. Bd. 2 S. 392. Hat erklärt:

Die Anführer hätten gelooſt, wer den Erſten Conſul angreifen ſollte; ſie wollten ihn aufheben, wenn ſie ihn auf dem Weg nach Boulogne träfen, oder ihn ermorden, indem ſie ihm auf der Parade, oder wenn er ins Schauſpiel geht, eine Bittſchrift überreichten; er glaube feſt, Pichegru ſei nicht nur in Frankreich, ſondern noch in Paris.

Auszug aus der dritten Erklärung von Ludwig Picot, 24. Pluvioſe (14. Februar). Bd. 2. S. 395. Hat erklärt:

Pichegru habe ſtets den Namen Karl geführt, und er habe ihn mehrmals ſo nennen hören; er habe oft von dem General Moreau reden hören, und die Anführer hätten oft vor ihm wiederholt, es ſei ihnen leid, daß die Prinzen Moreau in die Geſchichte gebracht hätten; indeß wiſſe er nicht, wann Georg den Moreau geſehen habe.

noch unter den Händen ſeines Kammerdieners Conſtant, als er die erſten Worte Réals hörte. Schnell legte er ihm die Hand auf den Mund und ſchloß ſich mit ihm ein, um ſeinen Bericht anzuhören. Er ſchien nicht überraſcht zu ſein. Doch wollte er die Angabe in Betreff Moreaus nicht ganz glauben. Er begriff recht gut den Plan, alle Parteien gegen ihn zu vereinigen und Pichegru als Mittelsmann zwiſchen den Royaliſten und den Republikanern zu benutzen; aber um an die Schuld Moreaus zu glauben, wollte er die Anweſenheit Pichegrus zu Paris erwieſen haben. Wenn neue Offenbarungen alle Zweifel in dieſer Beziehung beſeitigt hätten, dann wäre die Verbindung zwiſchen den Royaliſten und Moreau erwieſen und dann könnte man geradewegs an dieſen gehen. Uebrigens entſchlüpfte ihm kein Laut des Zorns oder der Rache. Er ſchien mehr neugierig und nachdenklich als aufgebracht.

Man wollte ſehen, ob Picot, Georgs Bedienter, etwas von der Anweſenheit Pichegrus zu Paris wüßte. Man nahm ihn noch in derſelben Nacht in ein zweites Verhör, und indem man ſehr ſanft mit ihm verfuhr, brachte man ihn dazu, ſich völlig auszuſprechen. Er ſagte Alles, was er in Betreff von Pichegru und Moreau wußte. Er wußte nicht ſo viel wie Bouvet, aber was er wußte, war inſofern bedeutſam, als es bewies, daß die durch Moreaus Benehmen verurſachte Verzweiflung ſich bis in die unterſten Reihen der Verſchwornen verbreitet hatte. Den General Pichegru verſicherte er beſtimmt, einige Tage zuvor geſehen zu haben, und er meinte, derſelbe müſſe noch da ſein. In Betreff Moreaus erzählte er, er habe von Offizieren Georgs das größte Bedauern ausdrücken hören, daß ſie ſich an dieſen

General gewendet hätten, welcher durch ſeine ehrgeizigen Anſprüche Alles verderben würde.

Nachdem man dies im Lauf des Tages erfahren hatte, berief Bonaparte einen geheimen Rath, beſtehend aus den beiden andern Conſuln, aus den hauptſächlichſten Miniſtern und aus Fouché, der, obwohl nicht Miniſter, den größten Antheil an dieſer Kunde hatte. Die Berathung fand in der Nacht vom 14. auf den 15. Februar in den Tuilerien ſtatt. Die Verſchwörung war erwieſen. An dem Plan, den Erſten Conſul mit einer Bande Chouans unter Georg anzugreifen, war nicht zu zweifeln. Auch das Zuſammenwirken von Royaliſten und Republikanern ward durch die Anweſenheit Pichegrus, als des Mittelsmanns zwiſchen beiden, einleuchtend. In wie weit Moreau ſtrafbar ſei, ließ ſich ſchwer beſtimmen; aber den ſeltſamen Umſtand, daß Moreaus perſönliche Abſichten der royaliſtiſchen Sache geſchadet hätten, konnte weder Bouvet in ſeiner Verzweiflung, noch Picot in ſeiner Einfalt erfunden haben. Es war klar, wenn man den General nicht verhaftete, würde man ihn im weiteren Verlauf der Unterſuchung jeden Augenblick angegeben finden. Dieſe Angaben würden ruchbar werden, und dann würde man das Anſehen gewinnen, entweder ihn boshaft zu verleumden, oder ihn zu fürchten und das Einſchreiten gegen einen Verbrecher nicht zu wagen, weil dieſer die zweite Perſon in der Republik ſei. Dieſe Rückſicht war für Bonaparte entſcheidend. Die Feſtigkeit ſeiner Regierung in Zweifel ziehen zu laſſen, that ſeinem Stolz und ſeiner Politik am weheſten. Er rief: Man würde ſagen, ich habe Angſt vor Moreau. Das darf nicht ſein. Ich bin der nachſichtigſte Menſch geweſen, aber ich werde,

wenn es nöthig iſt, der furchtbarſte ſein. Ich werde Moreau treffen, wie einen andern, da er ſich in Complotte einläßt, welche ihrem Zweck nach abſcheulich und den Verbindungen nach, welche ſie vorausſetzen, ſchimpflich ſind. — Er ſchwankte alſo keinen Augenblick, ſich zur Verhaftung Moreaus zu entſchließen. Es war noch ein beſonderer dringender Grund. Georg und Pichegru waren nicht verhaftet. Man hatte etwa vier ihrer Mitſchuldigen eingezogen; aber die Bande, welche den Streich vollführen ſollte, war noch außer den Händen der Polizei und die Furcht entdeckt zu werden konnte ſie beſtimmen, plötzlich zu dem Verſuch zu ſchreiten, um deßwillen ſie nach Frankreich gekommen waren. Darum mußte man die Unterſuchung beſchleunigen und ſich aller Häupter bemächtigen, die man faſſen konnte. So würde man unfehlbar auf weitere Entdeckungen geleitet werden. Alſo ward ſofort beſchloſſen, Moreau zu verhaften und Lajolais und andere Zwiſchenträger, deren Namen genannt worden waren. Bonaparte war aufgebracht, aber nicht gerade gegen Moreau. Er ſah mehr aus wie ein Mann, der ſich zu wahren ſucht, als wie ein Mann, der Rache ſucht. Er wollte Moreau in ſeiner Gewalt haben, ihn überführen, von ihm die nöthige Auskunft erlangen und ihn dann begnadigen. Er meinte, es ſei die höchſte Geſchicklichkeit und das höchſte Glück, auf dieſe Weiſe aus der Sache herauszukommen. — Weiter war die Frage, welche Gerichtsbarkeit gewählt werden ſollte. Cambacérès, der große Rechtskundige, zeigte, wie gefährlich die gewöhnliche Gerichtsbarkeit bei einer derartigen Sache ſei, und ſchlug vor, Moreau, als Militärperſon, vor ein Kriegsgericht, zuſammengeſetzt aus den höchſten Perſonen im Heer,

zu ſtellen. Die beſtehenden Geſetze machten es möglich. Bonaparte war dagegen *). Er meinte: Man würde ſagen, ich habe mich Moreaus entledigen wollen und ihn durch meine Kreaturen morden laſſen. — Er erſann einen Mittelweg. Man beſchloß, Moreau vor das Criminalgericht der Seine zu ſtellen, aber von der verfaſſungsmäßigen Befugniß Gebrauch zu machen, die Geſchwornen bei dem Gericht nicht zuzuziehen. Dies war ein Fehler, deſſen Grund ehrenwerth war. Das Publikum betrachtete die Weglaſſung der Geſchwornen als eine eben ſo ſtrenge Handlung wie die Verweiſung vor ein Kriegsgericht, und ohne den Ruhm zu erwerben, die Formen der Juſtiz geachtet zu haben, zog man ſich, wie wir bald ſehen werden, alle Nachtheile davon zu. Weiter ward beſchloſſen, der Großrichter Régnier ſollte einen Bericht über das entdeckte Complott und über die Gründe der Verhaftung Moreaus abfaſſen, welcher dem Senat, dem geſetzgebenden Körper und dem Tribunat mitzutheilen wäre.

Dieſe Berathung hatte die ganze Nacht durch gedauert. Am Morgen des 15. Februar wurde eine Abtheilung Elitegendarmen mit Juſtizbeamten in die Wohnung Moreaus geſchickt. Sie fanden ihn dort nicht und nahmen ihren Weg nach Grosbois. An der Brücke von Charenton trafen ſie ihn auf ſeinem Weg nach Paris, verhafteten ihn ohne Geräuſch mit vielen Rückſichten und führten ihn in den Tempel. Gleichzeitig wurden Lajolais und die Proviantmeiſter, welche als Zwiſchenträger gedient hatten, verhaftet.

An demſelben Tag ward die Botſchaft mit dem

*) Ich wiederhole hier das Zeugniß von Cambacérès ſelber.

Bericht Régniers an den Senat, den geſetzgebenden Körper und das Tribunat gebracht. Sie bewirkte ein ſchmerzliches Staunen bei den Freunden der Regierung und eine Art boshafter Freude bei ihren mehr oder minder offenen Feinden, welche ſich noch in den großen Staatskörperſchaften befanden. Nach der Behauptung der letzteren war die Sache eine Erfindung der Polizei, ein Kniff des Erſten Conſuls, um ſich eines Nebenbuhlers, auf den er eiferſüchtig war, zu entledigen, und ſeine ſchwankende Popularität durch Erregung von Beſorgniſſen um ſein Leben wieder zu befeſtigen. Die Zungen entfeſſelten ſich, wie es bei ſolchen Gelegenheiten geht, und anſtatt zu ſagen: die Verſchwörung von Moreau, ſagten die Witzlinge: die Verſchwörung gegen Moreau. Der Bruder des Generals, Mitglied des Tribunats, ſtürmte auf die Rednerbühne und erklärte, ſein Bruder ſei verleumdet, und er verlange, um ſeine Unſchuld zu beweiſen, nur eins: vor die gewöhnliche Juſtiz und nicht vor eine Specialjuſtiz gewieſen zu werden. Er verlange für ſeinen Bruder bloß Mittel, die Wahrheit an den Tag zu bringen. — Man hörte ſeine Worte kalt, aber mit Bedauern an. Die Mehrheit in den drei Körperſchaften war der Regierung ergeben und betrübt. Es ſchien, als wäre ſeit dem Bruch des Friedens das Glück dem Erſten Conſul ein wenig untreu geworden. Man glaubte nicht, daß er die Verſchwörung erfunden habe, ſondern man ſah mit Schmerz, daß ſein Leben noch in Gefahr ſchwebe und vertheidigt werden müſſe durch Schläge auf die höchſten Häupter der Republik. Man beantwortete alſo die Botſchaft der Regierung mit einer Botſchaft, welche den bei ſolchen Anläſſen gewöhnlichen Ausdruck der

Theilnahme, der Anhänglichkeit für das Oberhaupt des Staats und glühende Wünſche für raſche und redliche Uebung der Gerechtigkeit enthielt.

Der Lärm über dieſe Verhaftungen war groß, wie es nicht anders ſein konnte. Die Maſſe des Publikums war geneigt zum Unwillen über jeden Verſuch, welcher das koſtbare Leben des Erſten Conſuls in Gefahr ſetzte. Indeß man zweifelte noch an dem Complott. Die Höllenmaſchine hatte freilich alles glaublich gemacht; aber damals war das Verbrechen der Unterſuchung vorhergegangen und hatte ſich unter der ſcheußlichſten Geſtalt gezeigt, diesmal wurde ein Mordplan angekündigt, und auf die bloße Anzeige eines Plans fing man an, einen der ruhmreichſten Männer der Republik zu verhaften, welcher als der Gegenſtand größter Eiferſucht des Erſten Conſuls galt. Die Boshaften fragten: Wo iſt denn Georg? Wo iſt denn Pichegru? Sie ſind gewiß nicht zu Paris; man wird ſie nicht finden, denn die ganze Sache iſt eine ungeſchickt erfundene ſchändliche Fabel.

War Bonaparte anfangs ruhig geweſen beim Anblick der neuen Gefahr für ſein Leben, ſo gerieth er in Zorn, als er fand, zu welchen Verleumdungen dieſe Gefahr Anlaß gebe. Sein Zorn wuchs mit dem Fortſchreiten der Unterſuchung. Mit einer gewiſſen Gier ſuchte er die Urheber der Verſchwörung zu entdecken, nicht weil ihm daran lag, ſein Leben zu erhalten, für deſſen Wahrung er ſeinem Glück vertraute, ſondern um die Afterredner zu Schanden zu machen, welche ihn als den Urheber von Planen hinſtellten, deren Opfer er beinahe geworden wäre und noch werden konnte. Diesmal wandte ſich ſein Zorn weniger gegen die Republikaner als gegen die Royaliſten. Bei der Höllenmaſchine,

deren Urheber doch nur Royaliſten waren, hatte er ſich hartnäckig an die Republikaner gehalten, weil er in ihnen das Hinderniß alles von ihm beabſichtigten Guten ſah. Jetzt hatte ſein Unwille einen andern Gegenſtand. Seitdem er zur Macht gelangt war, hatte er alles für die Royaliſten gethan. Er hatte ſie der Unterdrückung und Verbannung entzogen, er hatte ihnen die Eigenſchaft von Franzoſen und Bürgern wiedergegeben, er hatte ihnen, ſo weit er konnte, ihre Güter wiederverſchafft, dem Rath und Willen ſeiner treueſten Anhänger zuwider. Um die Prieſter zurückzurufen, hatte er tief gewurzelten Vorurtheilen des Landes und des Jahrhunderts getrotzt, um die Emigranten zurückzurufen, hatte er die Beſorgniſſe der ſo argwöhniſchen Käufer von Nationalgütern nicht geachtet. Einigen dieſer Royaliſten hatte er die wichtigſten Aemter anvertraut, ja er fing ſogar ſchon an, ihnen Anſtellungen bei ſeiner Perſon zu geben. Vergleicht man den Zuſtand, in welchem er ſie unter der Convention und dem Directorium gefunden, mit dem Zuſtand, in welchen er ſie verſetzt hatte, ſo muß man anerkennen, daß nie mehr für eine Partei gethan worden, und daß nie ein Beſchützer mit ſchwärzerem Undank belohnt worden iſt. Bonaparte hatte den Royaliſten zu Liebe ſeine Popularität aufs Spiel geſetzt und noch mehr, das Vertrauen aller ehrlichen Anhänger der Revolution, denn er hatte glauben und ſagen laſſen, er denke an Wiedereinſetzung der Bourbonen. Zum Lohn dafür hatten die Royaliſten ihn im Jahr 1800 mit einem Pulverfaß in die Luft ſprengen wollen; jetzt wollten ſie ihn auf der Landſtraße erwürgen, und jetzt ſagten ſie in ihren Salons, er erfinde Complotte. Solche Gedanken erfüllten ſeine Seele

und brachten in ihm eine plötzliche Wendung ſeiner Gefühle gegen die undankbare Partei hervor. Seine Rache ſuchte diesmal nicht Republikaner. Es war ihm ganz recht, Moreau genöthigt zu ſehen, die demüthigende Wohlthat ſeiner Gnade anzunehmen; aber das ganze Gewicht ſeines Zorns wollte er auf die Royaliſten fallen laſſen, — ihnen wollte er kein Quartier geben. Die weiteren Entdeckungen verſtärkten noch dieſe Stimmung und verwandelten ſie in eine Art von Leidenſchaft.

Während man nach Georg und Pichegru ſpähte, bewerkſtelligte man neue Verhaftungen und erhielt von Picot und Bouvet umſtändlichere und bedeutſamere Angaben als die bisherigen. Dieſe Menſchen, um nicht als Meuchler dazuſtehen, erzählten, ſie ſeien in der vornehmſten Geſellſchaft nach Paris gekommen, ſie hätten die größten Herren vom Hof der Bourbonen, namentlich die Herren von Polignac und von Rivière bei ſich gehabt, und endlich erklärten ſie beſtimmt, ſie hätten einen Prinzen an ihrer Spitze haben ſollen. Sie hätten ihn jeden Augenblick erwartet, ſie glaubten ſogar, er müſſe unter denjenigen ſein, deren Landung auf den Februar angekündigt worden. Es habe bei ihnen geheißen, der Herzog von Berry ſei es *).

*) Auszug aus der vierten Erklärung von L. Picot vor dem Polizeipräfecten, 25. Pluvioſe (15. Febr.) Bd. 2. S. 398. Hat erklärt:

Ich bin mit Georg zwiſchen Dünkirchen und Eu gelandet. Ich weiß nicht, ob frühere Landungen ſtattgefunden haben, aber zwei ſind ſeitdem vorgekommen. Es war die Rede von einer vierten weit bedeutenderen Landung von 25 Perſonen, darunter der Herzog von Berry. Ob dieſe bewerkſtelligt wor-

Die Angaben über dieſen Punkt wurden ſo beſtimmt, ſo übereinſtimmend und vollſtändig wie nur möglich. Das Complott erhielt in den Augen Bonapartes eine ſchreckliche Klarheit. Er ſah den Grafen von Artois und den Herzog von Berry, umgeben von Emigranten, durch Pichegru mit den Republikanern verbrüdert, mit einem Trupp Mörder in ihren Dienſten, denen ſie ſogar verſprachen, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, um ihn in einem Hinterhalt, wie ſie es nannten, in einem ehrlichen Gefecht mit gleichen Waffen, umzubringen. In einer Art von Wuth hegte er nur einen Wunſch, ſich dieſes Prinzen zu bemächtigen, der über das Ufer von Biville nach Paris kommen ſollte. Die heftige

---

den, weiß ich nicht. Ich weiß, daß Bouvet und ein gewiſſer Armand den Prinzen abholen ſollten.

Auszug aus dem zweiten Verhör Bouvets, 30. Pluvioſe (20. Febr.) Bd. 2. S. 172:

Frage. Zu welcher Zeit und auf welche Weiſe glauben Sie, daß Moreau und Pichegru ſich über den Plan verſtändigt haben, zu deſſen Ausführung Georg nach Frankreich gekommen war und der die Wiedereinſetzung der Bourbonen bezweckte?

Antwort. Ich glaube, ſeit langer Zeit unterhielten Pichegru und Moreau einen Briefwechſel mit einander. Nur auf die Verſicherung, welche Pichegru dem Prinzen gab, daß Moreau mit all ſeinen Mitteln eine Bewegung zu ihren Gunſten in Frankreich unterſtütze, ward der Plan in unbeſtimmten Umriſſen entworfen: Wiedereinſetzung der Bourbonen, Bearbeitung der Körperſchaften durch Pichegru, eine Bewegung in Paris, unterſtützt durch die Gegenwart des Prinzen, ein gewaltſamer Angriff auf den Erſten Conſul, Vorſtellung des Prinzen bei den Heeren, durch Moreau, welcher zuvor alle Gemüther vorbereitet haben ſollte.

Sprache, welche er aus Anlaß der Höllenmaſchine gegen die Jakobiner geführt hatte, wandte ſich jetzt ganz gegen die Prinzen und die großen Herren, die ſich zu einer ſolchen Rolle herabließen. Er ſagte: Die Bourbonen meinen, man könne mein Blut vergießen, wie das eines Stück Viehs. Mein Blut iſt ſo gut wie das ihrige. Ich will ihnen den Schrecken zurückgeben, den ſie mir einflößen wollen. Dem Moreau verzeihe ich ſeine Schwäche und wozu er ſich durch alberne Scheelſucht hat hinreißen laſſen. Aber den erſten von dieſen Prinzen, welcher mir in die Hände fällt, laſſe ich ohne Barmherzigkeit erſchießen. Ich will ihnen weiſen, mit wem ſie es zu thun haben. — Eine ſolche Sprache führte er fortwährend im Verlauf dieſer Unterſuchung. Er war düſter, aufgeregt, drohend und was man ſelten bei ihm bemerkte, er arbeitete viel weniger. Er ſchien für einen Augenblick Boulogne, Breſt und den Texel vergeſſen zu haben.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, beſchied er den Oberſten Savary zu ſich, auf deſſen Ergebenheit er feſt baute. Savary war kein boshafter Menſch, mögen die Läſterer einer geſtürzten Herrſchaft von ihm ſagen, was ſie wollen. Er beſaß ausgezeichneten Verſtand, aber er hatte ſeine Zeit beim Heer verlebt, ſich über nichts feſte Grundſätze gebildet und kannte keine andere Tugend als Treue gegen ſeinen Herrn, von dem er die größten Wohlthaten empfangen. Kürzlich hatte er verkleidet unter den größten Gefahren einige Wochen im Bocage zugebracht. Bonaparte befahl ihm, ſich abermals zu verkleiden und ſich mit einer Abtheilung Elitegendarmen an das Ufer von Biville zu ſtellen. Die Elitegendarmen verhielten ſich zu den übrigen Gendarmen, wie die

Conſulargarde zum Heer, ſie waren die ausgezeichnetſten ihrer Gattung. Man konnte ihnen die häkeligſten Aufträge geben, ohne die geringſte Untreue zu befürchten. Zuweilen wenn ein unvorhergeſehenes Bedürfniß des Dienſtes es erforderte, fuhren zwei von ihnen in einer Poſtkutſche mit einigen Millionen in Gold nach Calabrien oder Bretagne und lieferten den Schatz treulich ab. Es waren alſo keine Mörder, wie man behauptet hat, ſondern Soldaten, welche ihren Befehlshabern mit größter Pünktlichkeit gehorchten. Freilich war dieſe Pünktlichkeit furchtbar unter einer willkürlichen Herrſchaft und bei den damaligen Geſetzen. Savary war angewieſen, etwa fünfzig dieſer Leute verkleidet und wohlbewaffnet an das Ufer von Biville zu führen, Tag und Nacht auf demſelben Wache zu halten, die Landung abzuwarten und alle Gelandeten zu faſſen und nach Paris zu führen. Keiner der ausſagenden Gefangenen zweifelte daran, daß ein Prinz unter dem zunächſt landenden Trupp ſei, nur nannten die einen den Grafen von Artois, die andern den Herzog von Berry. Bonaparte war feſt entſchloſſen, denjenigen, welcher ihm in die Hände fiele, vor eine Militärcommiſſion zu ſtellen und erſchießen zu laſſen. Die entſetzlichen Folgen dieſes Entſchluſſes werden wir bald ſehen.

Während Bonaparte dieſe Befehle gab, zeigte er ganz andere Geſinnungen in Betreff Moreaus. Ihn hatte er als einen bloßgeſtellten des Anſehns verluſtigen Menſchen zu ſeinen Füßen; ihn wollte er mit grenzenloſem Edelmuth behandeln. Am Tag ſeiner Verhaftung ſagte er zum Großrichter: Alles, was die Republikaner betrifft, muß zwiſchen mir und Moreau abgethan werden. Verhören Sie ihn in ſeinem Gefängniß, bringen

Sie ihn in Ihrem Wagen in die Tuilerien; er ſoll mir Alles geſtehen und ich will die Verirrungen einer Scheelſucht verzeihen, welche mehr die ſeiner Umgebung als ſeine eigne geweſen iſt. Leider war es für Bonaparte leichter zu verzeihen, als für Moreau Verzeihung anzunehmen. Alles geſtehen, alſo ſich dem Erſten Conſul zu Füßen werfen, war eine Handlung der Niedergeſchlagenheit, welche man nicht wohl von einem Menſchen erwarten konnte, deſſen ruhige Seele ſich nicht hoch erhob, aber auch nicht tief herabſank. Fouché, wenn er noch Polizeiminiſter geweſen wäre, hätte an Moreau geſchickt werden ſollen. Er mit ſeinem vertraulichen, einſchmeichelnden Weſen hätte ſich am erſten Zugang verſchaffen können in einer durch Stolz und Unglück verſchloſſenen Seele; er hätte dieſen Stolz beruhigen können etwa durch die Worte: Sie haben den Erſten Conſul ſtürzen wollen, aber Sie haben den Kürzeren gezogen. Sie ſind ſein Gefangener. Er weiß Alles, er verzeiht Ihnen und will Ihnen Ihre Stellung wiedergeben. Nehmen Sie ſeinen guten Willen an, laſſen Sie ſich nicht durch ein falſches Gefühl von Würde ſo weit bethören, daß Sie eine unverhoffte Gnade ausſchlagen, welche Sie auf die Stelle ſetzt, wo Sie ſein würden, wenn Sie nicht durch Theilnahme an einer Verſchwörung Ihr Daſein aufs Spiel geſetzt hätten. Anſtatt dieſes nicht ſehr gewiſſenhaften, aber gewandten Zwiſchenträgers wurde zu Moreau ein ehrlicher Mann geſchickt, der vor dem ruhmreichen Angeklagten den Prunk ſeines Amtes entfaltete und die guten Abſichten Bonapartes vereitelte. Régnier erſchien in der Simarre (dem langen Amtskleid des Großrichters) begleitet vom Staatsſekretär Locré im Gefängniß. Er

ließ Moreau vorführen und verhörte ihn lange und mit froſtiger Höflichkeit. Der verhaftete Lajolais hatte ſo ziemlich alles geſagt, was das Verhältniß zwiſchen Moreau und Pichegru betraf. Er hatte geſtanden, der Mittelsmann geweſen zu ſein, um Pichegru und Moreau einander zu nähern, nach London gegangen zu ſein, Pichegru mit herübergebracht und in die Arme Moreaus geführt zu haben — Alles in der Abſicht, die Zurückberufung des einen durch die Verwendung des andern zu bewirken. Lajolais hatte nur die Verbindung mit Georg verſchwiegen, welche, einmal zugeſtanden, ſeine Deutung der Sache unzuläſſig gemacht haben würde. Er wußte nicht, daß die Verbindung Pichegrus mit den Prinzen und mit Georg durch andere Ausſagen außer Zweifel geſtellt war, und daß durch Offenbarung der Zuſammenkünfte Moreaus mit Pichegru eine verhängnißvolle Verbindung zwiſchen Moreau, Georg und den ausgewanderten Prinzen bewieſen wurde. Sonach genügten die Ausſagen von Lajolais, um die Schuld Moreaus klar zu ſtellen. Vor allen Dingen hätte nun Moreau freundſchaftlich mit dem Stand der Unterſuchung bekannt gemacht werden ſollen, um ihn vor unnützen Lügen zu bewahren. Man hätte ihm beweiſen ſollen, daß man Alles wußte, und ihn damit bewegen, die Wahrheit zu ſagen. Wäre dies in einem Ton und in einer Sprache geſchehen, welche Vertrauen erwecken konnten, ſo würde man vielleicht eine augenblickliche Offenheit erzielt haben, welche den Unglücklichen gerettet hatte. Statt deſſen verhörte ihn der Großrichter über ſeine Verhaltniſſe zu Lajolais, Pichegru und Georg, und ließ ihn über jeden Punkt ſagen: Ich weiß nichts davon — ich habe ihn nicht geſehen — ich weiß nicht,

warum man mir dieſe Fragen ſtellt, ſo daß Moreau ungewarnt ſich in ein Labyrinth unnützer, ihn bloßſtellender Ableugnungen verlor. Dieſe Zuſammenkunft mit dem Großrichter hatte alſo nicht das von Bonaparte gehoffte Ergebniß, welches eine Handlung edler und nützlicher Gnade möglich gemacht haben würde.

Régnier kam in die Tuilerien zurück und berichtete. „Wohlan,“ ſagte Bonaparte, „wenn er ſich gegen mich nicht äußern will, ſo ſoll er ſich vor Gericht äußern.“ Er ließ alſo die Sache mit der äußerſten Schärfe verfolgen und entwickelte die größte Thätigkeit, um die Schuldigen zu faſſen. Es lag ihm beſonders am Herzen, die Ehre ſeiner Regierung zu retten, welche ſehr bloßgeſtellt war, wenn nicht der Beweis des Komplotts durch die Verhaftung von Georg und Pichegru geliefert wurde. Ohne dieſe Verhaftung galt er für einen gemeinen Neider, welcher den zweiten Feldherrn der Republik verderben wolle. Jeden Tag wurden neue Verſchworne eingezogen, welche keine Zweifel über das Ganze und die Einzelheiten des Planes ließen, beſonders über den Entſchluß, Bonapartes Kutſche zwiſchen St. Cloud und Paris anzufallen, über die Anweſenheit eines Prinzen an der Seite der Verſchwornen, über die Ankunft Pichegrus, um ſich mit Moreau zu verſtändigen, über ihre abweichenden Anſichten, über die hieraus erwachſenen Zögerungen, welche ihrer aller Verderben herbeigeführt hätten. Man wußte alſo alle Dinge, aber man hatte noch keine der Hauptperſonen, deren Gegenwart die ungläubigſten Seelen überzeugt haben würde. Man hatte beſonders noch nicht den lange erwarteten Prinzen gefangen, aus welchem Bonaparte in ſeinem Zorn ein blutiges Opfer machen

wollte. Savary meldete vom Ufer des Biville, er habe alles an Ort und Stelle unterſucht und gefunden, daß die Angaben in Betreff der Weiſe der Ausſchiffungen in Betreff des geheimnißvollen Wegs zwiſchen Biville und Paris und im Betreff des Schiffchens, welches jeden Abend längs der Küſte hinſchoß, völlig richtig ſeien. Dies Schiffchen ſcheine ſtets ſich nähern zu wollen und nähere ſich nie. Wahrſcheinlich ſei die neue Landung abbeſtellt oder wenigſtens verſchoben, weil die verabredeten (unbekannten) Zeichen auf dem Ufer nicht gemacht würden, oder weil Meldungen von Paris nach London gekommen ſeien. Auf dieſen Bericht erhielt Savary Befehl, in Geduld weiter zu warten.

In Paris kam man auf die Spur von Georg und Pichegru. Man war nahe daran geweſen, ſie zu verhaften, aber jedesmal einen Augenblick zu ſpät gekommen. Bonaparte, welcher kein Mittel ſparte, beſchloß ein Geſetz vorzuſchlagen, welches beweiſt, welche Vorſtellung man ſich kurz nach der Revolution von den heutzutag ſo ſehr geachteten Garantien des Bürgers machte. Dem geſetzgebenden Körper ward vorgeſchlagen zu beſchließen: wer Georg, Pichegru und ſechszig näher bezeichnete Mitſchuldige derſelben hehlte, ſollte mit dem Tod, wer ſie geſehen oder ihre Schlupfwinkel erfahren hätte und nicht anzeigte, ſolle mit ſechs Jahr Eiſen beſtraft werden. Dies Geſetz, welches bei Todesſtrafe eine barbariſche Handlung gebot, ward an dem Tag, wo es vorgeſchlagen war, ohne Einſpruch angenommen. Kaum war es gegeben, ſo wurden noch andere ſtrenge Maßregeln getroffen. Man konnte fürchten, daß die ſo gehetzten Verſchwörer auf die Flucht denken möchten. Paris ward alſo geſperrt. Mehrere Tage lang konnte

Jedermann hinein, Niemand hinaus. Um den Vollzug dieſer Maßregel zu ſichern, wurde die Garde zu Fuß an alle Thore der Hauptſtadt vertheilt und die reitende Garde patrouillirte längs der Acciſemauer mit dem Befehle, Jeden, der über die Mauer käme, zu ergreifen, und auf Jeden, der entlaufen wollte, zu ſchießen. Desgleichen hielten die Gardematroſen, in Kähnen auf der Seine vertheilt, Tag und Nacht Wache. Nur die Kuriere der Regierung konnten heraus, nachdem ſie durchſucht und untrüglich als ſolche erkannt waren.

Einen Augenblick ſchien es, als wäre man in die ſchlimmſten Zeiten der Revolution zurückgekommen. Eine Art Schrecken hatte ſich in Paris verbreitet. Die Feinde der Regierung benutzten ihn, um dem Erſten Conſul alles nachzuſagen, was man früher dem Heilsausſchuß nachgeſagt hatte. Da er ſelber die Polizei leitete, ſo ward er von all dieſem Gerede unterrichtet und ſo gereizt, daß er ſich zu den größten Ausbrüchen von Heftigkeit hinreißen laſſen konnte. Er war mürriſch und gegen Jedermann unfreundlich. Seit den letzten Begebenheiten verhehlte er nicht mehr ſeinen Unwillen gegen Markow; die jetzigen Umſtände ließen dieſen Unwillen in einer bösartigen Weiſe zum Ausbruch kommen. Unter den Verhafteten befand ſich ein Schweizer, der unter irgend einem Titel zur ruſſiſchen Geſandtſchaft gehörte. Dies war ein ächter Ränkemacher, den in Dienſt zu nehmen einer fremden Macht übel ziemte. Noch unziemlicher war es, daß Markow ſeine Freilaſſung verlangte. Bonaparte gab Befehl, ihn nur noch ſtrenger einſperren zu laſſen. Bei dieſer Gelegenheit fielen ihm zwei Umſtände ein, auf die er bisher nicht geachtet, nämlich daß Entraigues, ehemaliger Agent

der emigrirten Prinzen, ſich zu Dresden befand mit einem diplomatiſchen Auftrag des ruſſiſchen Kaiſers, und daß Vernègues, ein anderer Emigrant, von den Bourbonen nach Neapel geſchickt, ſich zu Rom aufhielt und dort den Titel ruſſiſcher Unterthan annahm. Bonaparte verlangte vom Hof zu Dresden die Zurückweiſung Entraigues und von dem zu Rom die Verhaftung und Auslieferung Vernègues in einem Ton, welcher keine Weigerung zuließ. Beim nächſten diplomatiſchen Empfang ſtellte er Markows finſtern Stolz auf eine eben ſo harte Probe wie Jahrs zuvor die Starrheit Withworths. Er ſagte ihm: Ich finde es ſeltſam, daß Geſandte Verſchwörer in ihren Dienſten haben und ſich auch noch unterſtehen, ihre Freilaſſung zu begehren. Meint Rußland, über uns eine Ueberlegenheit zu haben, die ihm ein ſolches Verfahren erlaube? Glaubt es uns ſo entmannt, daß wir ſolche Dinge duldeten? Es irrt ſich. Ich dulde nichts unziemliches, von keinem Fürſten auf der Welt.

Zehn Jahre zuvor war die wohlwollende Revolution von 1789 die blutige Revolution von 1793 geworden in Folge der ſteten Herausforderungen unſinniger Feinde. Eine Wirkung ähnlicher Art kam jetzt in der glühenden Seele Napoleons zum Vorſchein. Gegen ihn benahmen ſich jene Feinde ebenſo, wie ſie ſich gegen die Revolution benommen hatten, und damit trieben ſie von der Mäßigung zur Gewaltthätigkeit denjenigen, welcher bisher nur ein Weiſer an der Spitze des Staats geweſen war. Die Royaliſten, welche er aus der Unterdrückung gezogen, Europa, welches er durch ſeine Mäßigung zu überwinden geſucht, nachdem er es mit ſeinem Schwert beſiegt hatte, kurz alles, was er am meiſten geſchont

hatte, war er jetzt geneigt, wörtlich und thätlich zu mißhandeln. Es war ein Sturm, in einer großen Seele erregt durch den Undank der Partei und durch das unkluge Uebelwollen Europas.

In Paris herrſchte Angſt. Das furchtbare Geſetz gegen die Hehler von Pichegru, Georg und deren Mitſchuldige hatte in Niemand den niederträchtigen Entſchluß erweckt, ſie auszuliefern, aber Niemand wollte auch ihnen Zuflucht geben. Die Unglücklichen, getrennt und verwirrt durch ihre abweichenden Neigungen, irrten Nachts von Haus zu Haus und bezahlten manchmal 6 bis 8000 Fr. für eine Zuflucht auf wenige Stunden. Pichegru, Rivière und Georg waren in entſetzlicher Verlegenheit. Letzterer ertrug mit Muth ſeine Lage, denn er war an die Abenteuer des Bürgerkriegs gewöhnt. Er fühlte ſich nicht erniedrigt. Er hatte neben ſich die höchſten Perſonen bloßgeſtellt und dachte nur daran, ſich aus dieſer ſchlimmen Lage wie aus ſo mancher andern durch ſeinen Muth und Verſtand zu ziehen. Aber die Herren vom Adel, welche geglaubt hatten, Frankreich oder wenigſtens ihre Partei würde ihnen die Arme öffnen, und die nur Kälte, Verlegenheit und Tadel fanden, waren troſtlos über ihre Unternehmung. Sie fühlten jetzt beſſer das Gehäſſige eines Anſchlags, der ſich nicht mehr in den täuſchenden Farben zeigte, welche die Hoffnung auf Erfolg allen Dingen leiht. Sie fühlten die Unwürdigkeit der Verbindungen, zu denen ſie ſich verurtheilt hatten, indem ſie ſich mit einem Trupp Chouans in Frankreich einſchlichen. Pichegru, welcher mit bösartigen Fehlern Kaltblütigkeit, Klugheit und Scharfblick verband, ſah, daß er, anſtatt ſich von ſeinem erſten Fall zu erheben, auf den Boden eines

Abgrunds gefallen war. Der Fehler, den er einige Jahre zuvor begangen, ſich in ſträfliche Verbindungen mit den Condés einzulaſſen, hatte ihn erſt zum Verräther, dann zum Geächteten gemacht, und jetzt ſollte er unter den Mitſchuldigen eines Mordanſchlags gefunden werden. Diesmal blieb ihm nichts von ſeinem Ruhm als Eroberer Hollands. Als er die Verhaftung Moreaus erfuhr, ahnte er ſein Loos und rief: Ich bin verloren! Die Vertraulichkeit der Chouans war ihm verhaßt. Eines Abends ergriff er in Verzweiflung eine Piſtole, um ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Rivière verhinderte ihn daran. Ein Mal, als er kein Nachtlager hatte, kam ihm ein Gedanke, der ihm Ehre macht und mehr noch dem Mann, an den er ſich wandte. Marbois, einer der Miniſter Bonapartes, war einer der Geächteten vom 18. Fructidor. Pichegru klopfte in der Nacht an die Thür des Geächteten von Sinnamari und bat ihn, das Geſetz ſeines Gebieters zu Gunſten eines andern Geächteten von Sinnamari zu verletzen. Marbois nahm ihn auf mit Bedauern aber ohne Beſorgniß für ſich ſelber. Die Ehre, welche ihm erwieſen war durch Vertrauen auf ſeinen Edelmuth, erwies er dem Erſten Conſul, indem er nicht an deſſen Billigung zweifelte. Es tröſtet über dieſe traurigen Erſcheinungen, wenn man dieſe drei ſo ſehr von einander verſchiedenen Männer auf einander rechnen ſieht. Als ſpäter Marbois geſtand, was er gethan hatte, antwortete Bonaparte durch einen Brief, welcher ſein edles Benehmen in edler Weiſe billigte.

Aber eine ſolche Lage mußte bald enden. Ein Offizier, der früher unter Pichegru geſtanden hatte, verrieth ihn der Polizei. In der Nacht, während der

General ſchlief, umgeben von Waffen, von denen er ſich nie trennte, und von Büchern, die er zu leſen pflegte, drang die Elitegendarmerie in ſein Zimmer, wo die Lampe ausgelöſcht war. Durch den Lärm geweckt, wollte er zu den Waffen greifen, fand aber nicht Zeit und ward nach kräftigem Widerſtand in den Tempel abgeführt, wo ſein einſt glanzvolles Daſein unglücklich enden ſollte.

Kaum war er verhaftet, ſo wurden erſt Armand von Polignac, dann Julius von Polignac und endlich Rivière ergriffen, nicht in Folge von Verrath, ſondern weil ſie bei ſtetem Wechſel ihres Aufenthalts bemerkt wurden. Dieſe Verhaftungen brachten eine durchgreifende Wirkung auf die öffentliche Meinung hervor. Die Maſſe der parteiloſen ehrlichen Leute gewann die Ueberzeugung von der Wirklichkeit des Komplotts. Pichegru und die perſönlichen Freunde des Grafen von Artois waren doch wohl nicht von der Polizei nach Frankreich geführt worden, um zur Erdichtung eines Komplotts zu dienen. Man ſah jetzt die Größe der Gefahr, in welcher der Erſte Conſul geſchwebt hatte, und man empfand lebhaftere Theilnahme als je für ein ſo koſtbares Leben. Er war nicht mehr der neidiſche Nebenbuhler Moreaus, auf deſſen Verderben ausgehend, ſondern der Retter Frankreichs, ſtets den Anſchlägen der Parteien ausgeſetzt. Indeß die Uebelgeſinnten, obwohl ein wenig aus der Faſſung gebracht, ſchwiegen nicht. Ihnen zufolge waren die Polignacs und Rivière unverſtändige Menſchen, die keinen Augenblick in Ruhe bleiben konnten, ewig in Verbindung mit dem Grafen von Artois ſich zu ſchaffen machten und bloß gekommen waren, um zu ſehen, ob die Umſtände ihrer Partei günſtig

wären. Aber es ſei weder an ein ernſtliches Komplott noch an eine ſo drohende Gefahr zu denken, daß die Theilnahme, welche man für die Perſon Bonapartes einzuflößen ſuchte, gerechtfertigt wäre. Um dieſen Schwätzern den Mund zu ſtopfen, wär noch die Verhaftung Georgs nöthig. War ſie erfolgt, dann ließ ſich nicht wohl ſagen, die Polignacs, Rivière, Pichegru und Georg ſeien als bloße Beobachter zu Paris. Mit den furchtbaren Mitteln, welche die Regierung anwandte, mußte dieſer letzte Beweis bald erlangt werden.

Georg, dem eine Menge Agenten nachſpürten, mußte täglich ſein Nachtlager wechſeln und konnte nicht aus Paris heraus, welches zu Land und zu Waſſer bewacht war. Man war auf ſeiner Spur; aber zur Ehre jener Zeit muß man ſagen, daß Niemand ihn verrathen wollte, obgleich ſeine Verhaftung allgemein gewünſcht ward. Wer es wagte, ihn aufzunehmen, wollte es höchſtens auf einen Tag thun. Am Abend des 9. März umringten mehrere Friedensrichter ein Haus, welches durch das Ab- und Zugehen von Leuten von üblem Ausſehen verdächtig geworden war. Georg, der darin war, ſuchte herauszukommen, um ſich eine andere Zuflucht zu verſchaffen. Gegen ſieben Uhr ſchlüpfte er heraus und ſtieg beim Pantheon in ein von einem vertrauten Diener, einem entſchloſſenen jungen Chouan geführtes Cabriolet. Die Friedensrichter liefen dieſem Cabriolet bis zum Kreuzweg von Baſſy nach. Georg drängte ſeinen Begleiter raſcher zu fahren, als ein Polizeiagent, welcher zuerſt ankam, dem Pferd in die Zügel fiel. Georg ſtreckte ihn mit einem Piſtolenſchuß todt nieder, ſprang aus dem Cabriolet, um zu Fuß zu entkommen, und brachte mit einem zweiten Schuß einem zweiten Agenten

eine ſchwere Wunde bei. Aber vom Volk umringt, ward er trotz ſeinen Anſtrengungen feſtgehalten und der herbeieilenden Polizei überliefert. Man erkannte ihn ſogleich als den furchtbaren Georg, den man ſo lange geſucht hatte. Die Freude war in Paris allgemein. Man fühlte ſich erleichtert von der Beklemmung, in welcher man bisher gelebt hatte. Mit Georg ward ſein Diener verhaftet.

Georg wurde auf die Polizeipräfektur geführt. Nachdem ſeine erſte Aufregung vorüber war, zeigte er ſich völlig ruhig. Er war jung, kräftig, breitſchulterig und hatte ein volles, mehr offenes und heiteres, als düſteres und boshaftes Geſicht, wie ſeine Rolle hätte erwarten laſſen. Er trug Piſtolen, einen Dolch und an 60,000 Fr. in Gold und Bankzetteln bei ſich. In dem Verhör, welches ſogleich vorgenommen ward, geſtand er ohne Zaudern ſeinen Namen und den Grund ſeiner Anweſenheit in Paris. Er ſagte, er ſei gekommen, den Erſten Conſul anzugreifen, nicht indem er ſich mit vier Mördern in ſeinen Palaſt einſchliche, ſondern im offnen Feld, wo er von ſeiner Conſulargarde umgeben wäre, in Geſellſchaft eines franzöſiſchen Prinzen, der nach Frankreich habe kommen wollen, aber noch nicht gekommen ſei. Er war faſt ſtolz auf die ganz neue Art dieſes Komplotts, welches er ſorgfältig von einem Meuchelmord unterſchied. „Aber,“ entgegnete man ihm, „Sie haben St. Réjant nach Paris geſchickt, um hier die Höllenmaſchine zu bereiten.“ „Ich habe ihn geſchickt,“ erwiderte Georg, „aber ich hatte ihm nicht die Mittel vorgeſchrieben, deren er ſich bedienen ſollte.“ Dieſe Ausflucht bewies, daß Georg jenem gräulichen Komplott nicht fremd war. Ueber alles übrigens, was

andere betraf, ſchwieg dieſer kühne Verſchwörer hartnäckig. Es ſeien Opfer genug da, ſagte er, er wolle ihre Zahl nicht vermehren *).

---

*) Auszug aus dem erſten Verhör Georgs durch den Polizeipräfekten, 18. Ventoſe (9. März). Bd. 2. S. 79.

Wir, Staatsrath, Polizeipräfekt, haben Georg Cadoudal vor uns erſcheinen laſſen und folgendermaßen verhört:

Frage. In welcher Abſicht ſind Sie nach Paris gekommen?

Antwort. In der Abſicht, den Erſten Conſul anzugreifen.

Fr. Welche Mittel hatten Sie, den Erſten Conſul anzugreifen?

A. Ich hatte noch wenige; ich hoffte, welche zuſammenzubringen.

Fr. Von welcher Art waren Ihre Angriffsmittel gegen den Erſten Conſul?

A. Mittel offener Gewalt.

Fr. Hatten Sie viele Leute bei ſich?

A. Nein, ich ſollte den Erſten Conſul nicht eher angreifen, als bis ein franzöſiſcher Prinz zu Paris wäre, und der iſt noch nicht da.

Fr. Sie haben um die Zeit des 3. Nivoſe an St. Réjant geſchrieben und ihm Vorwürfe gemacht über die Langſamkeit, mit welcher er Ihre Befehle gegen den Erſten Conſul vollziehe?

A. Ich hatte dem St. Réjant geſagt, er ſolle zu Paris Mittel ſchaffen, nicht aber, er ſolle die Geſchichte vom 3. Nivoſe machen ....

Auszug aus dem zweiten Verhör von Georg Cadoudal, 18. Ventoſe (9 März) Bd. 2. S 83:

Fr. Seit wann ſind Sie zu Paris?

A. Seit etwa 5 Monaten. Im Ganzen habe ich mich keine 14 Tage hier aufgehalten.

Fr. Wo haben Sie gewohnt?

A. Das will ich nicht ſagen.

Fr. Welcher Beweggrund hat Sie nach Paris geführt?

Nach der Verhaftung und nach den Erklärungen Georgs war das Complott erwieſen, und man konnte

---

A. Die Abſicht, den Erſten Conſul anzugreifen.

Fr. Welches waren Ihre Angriffsmittel?

A. Es ſollte ein Angriff mit offener Gewalt ſein.

Fr. Wo hofften Sie die zu dieſem Angriff erforderliche Macht zu finden?

A. In ganz Frankreich.

Fr. Es gibt alſo in ganz Frankreich eine organiſirte Macht, die zu Ihrer und Ihrer Mitſchuldigen Verfügung ſteht?

A. Das iſt nicht unter der Gewalt zu verſtehen, von der ich ſpreche.

Fr. Was iſt denn darunter zu verſtehen?

A. Eine zu Paris zuſammengebrachte Mannſchaft. Sie iſt noch nicht zuſammengebracht, ſie würde es aber geworden ſein, ſo bald der Angriff feſt beſchloſſen geweſen wäre.

Fr. Was war alſo Ihr und der Verſchwornen Plan?

A. Einen Bourbon an die Stelle des Erſten Conſuls zu ſetzen.

Fr. Wer ſollte dieſer Bourbon ſein?

A. Karl Xaver Staniſlav, vordem Monſieur, von uns als Ludwig XVIII anerkannt.

Fr. Welche Rolle ſollten Sie beim Angriff ſpielen?

A. Die, welche einer der vormaligen franzöſiſchen Prinzen, der ſich zu Paris einfinden ſollte, mir angewieſen haben würde.

Fr. Der Plan war alſo gemacht und ſollte ausgeführt werden in Uebereinſtimmung mit den vormaligen franzöſiſchen Prinzen?

A. Ja, Bürger Richter.

Fr. Sie haben alſo mit den vormaligen franzöſiſchen Prinzen in England ſich beſprochen?

A. Ja, Bürger.

Fr. Wer ſollte das Geld und die Waffen liefern?

A. Das Geld hatte ich ſchon lange, die Waffen nicht.

nicht mehr, was ſeit einem Monat geſagt worden war, wiederholen, daß die Polizei die angeblich von ihr entdeckten Complotte erfinde. Wer zur Royaliſtenpartei gehörte, dem blieb nichts übrig, als die Augen niederzuſchlagen, wenn er ſah, wie ein franzöſiſcher Prinz verſprochen hatte, mit einer Bande Chouans nach Frankreich zu kommen, um auf einer Landſtraße eine angebliche Schlacht zu liefern. Freilich konnte man einwenden, er würde nicht gekommen ſein. Das iſt möglich, ſelbſt wahrſcheinlich; aber beſſer wäre es geweſen, Wort zu halten, als Unglücklichen, welche auf ſolche Zuſicherungen ihre Köpfe wagten, leere Verſprechungen zu geben. Uebrigens meldete nicht bloß Georg von einem Prinzen. Die Herren von Polignac und von Rivière, Freunde des Grafen von Artois, führten dieſelbe Sprache. Sie geſtanden den wichtigſten Theil des Plans. Den Gedanken der Theilnahme an einem Meuchelmord ſtießen ſie weit zurück. Aber ſie geſtanden, nach Frankreich gekommen zu ſein wegen einer Sache, die ſie nicht deutlich bezeichneten, wegen einer Art Bewegung, an deren Spitze ein franzöſiſcher Prinz figuriren ſollte. Dieſem ſeien ſie nur vorausgegangen, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob es nützlich und paſſend ſei, daß er käme*). Gleich Georg ſuchten dieſe Herren

*) Auszug aus dem erſten Verhör des Herrn von Rivière vor dem Staatrath Réal, 16. Ventoſe (7. März). Bd. 2. Seite 259.

Fr. Wie lange ſind Sie zu Paris?

A. Seit etwa einem Monat.

Fr. Auf welchem Weg ſind ſie von London nach Frankreich gekommen?

den Vorwurf, ſich in ſo ſchlechter Geſellſchaft haben finden zu laſſen, mit der Verſicherung zu begegnen, ein franzöſiſcher Prinz habe bei ihnen ſein ſollen. Da die=

A. Ueber die Küſte der Normandie, auf einem engliſchen Schiff unter Kapitän Wright, glaub ich.

Fr. Wie viele Reiſende waren darauf, und wer waren dieſe Reiſende?

A. Ich weiß es nicht.

Fr. Sie wiſſen nicht, daß der Exgeneral Pichegru und Lajolais darunter waren, ſo wie Herr Julius v. Polignac?

A. Das geht mich nichts an; ich weiß es nicht.

. . . .

Fr. Auf welchem Weg ſind Sie von der Küſte nach Paris gekommen?

A. Auf dem Weg von Rouen, theils zu Fuß, theils zu Pferd.

Fr. Welches ſind die Beweggründe Ihrer Reiſe und Ihres Aufenthaltes in dieſer Stadt?

A. Mich von dem Stand der Dinge und von der inneren politiſchen Lage genau zu unterrichten, um den Prinzen Meldung machen zu können, die darnach beurtheilt haben würden, ob ihr Beßtes erheiſche, nach Frankreich zu kommen oder in England zu bleiben. Ich muß jedoch ſagen, daß ich in dieſem Augenblick keinen beſondern Auftrag von ihnen hatte. Da ich Ihnen jedoch vielfach mit Eifer gedient . . . .

Fr. Was war das Ergebniß Ihrer Beobachtung der politiſchen Lage, der Regierung und der Meinung? Was würden Sie den Prinzen berichtet haben, wenn Sie ihnen ſchreiben oder zu ihnen hätten kommen können?

A. Im Allgemeinen habe ich in Frankreich viel Selbſtſucht, Gleichgültigkeit und Wunſch, die Ruhe zu erhalten, zu ſehen geglaubt.

Auszug aus dem zweiten Verhör des Herrn Armand von Polignac, 22. Ventoſe (13. März) Bd 2. S. 239:

Ich bin auf der Küſte der Normandie gelandet. Nach

ſer Prinz nicht gekommen war und nicht mehr die Abſicht hatte zu kommen, ſo wußten ſie, daß ſie ihn nicht in Gefahr brachten, denn er war durch die ganze Breite

---

mehrem Raſten war ich in der Nähe von Isle Adam eingekehrt an einem Ort, wo Georg, ſonſt bekannt unter dem Namen Lorière, ſich befand. Mit ihm und einigen ſeiner Offizieren bin ich nach Paris gekommen.

Als ich das letzte Mal von London abging, kannte ich die Abſichten des Grafen von Artois. Ich hatte zu große Anhänglichkeit an ihn, um ihn nicht zu begleiten. Seine Abſicht war, nach Frankreich zu kommen und dem Erſten Conſul die Niederlegung der Regierung vorſchlagen zu laſſen, damit er ſie ſeinem Bruder übergeben könnte. Hätte der Erſte Conſul dieſen Vorſchlag zurückgewieſen, ſo würde der Graf einen Angriff mit offener Gewalt gemacht haben, um die Rechte, welche er als ſeiner Familie gehörig betrachtete, wieder zu erobern.

Als ich abreißte, wußte ich wohl, daß er noch nicht bereit war, herüberzukommen. Ich bin ihm bloß deswegen vorausgegangen, weil ich, wie geſagt, meine Verwandten, meine Frau und meine Freunde ſehen wollte. Als die Rede von der zweiten Landung war, gab mir der Graf von Artois zu verſtehen, ich möchte dabei ſein, da er auf mich und auf meinen Eifer großes Vertrauen ſetze. Dies hat mich beſtimmt, auf dem erſten Schiff herüber zu kommen. Ich muß Ihnen bemerken, daß ich im Augenblicke der Abreiſe laut erklärte, wenn nicht alle Mittel das Gepräge der Ehrlichkeit trügen, würde ich mich nach Rußland zurückziehen . . . . .

Fr. Wiſſen Sie davon, daß der General Moreau mit Pichegru und Georg Cadoudal zuſammen geweſen iſt?

A. Ich habe erfahren, eine ſehr ernſthafte Beſprechung habe ſtattgefunden zu Chaillot im Haus Nr. 6, wo Cadoudal wohnte, zwiſchen Cadoudal, dem General Moreau und dem Exgeneral Pichegru. Man hat mich verſichert, nach verſchiedenen Eröffnungen und Erklärungen habe G. Cadoudal zum

des Kanals geſchützt. Sie bedachten nicht, daß es andere weniger beſchützte gebe, welche vielleicht mit ihrem Blut die zu London ausgeheckten Plane bezahlen müßten.

Wollte Gott, der Erſte Conſul hätte ſich mit dem begnügt, was er in der Hand hatte, um ſeine Feinde zu Schanden zu machen! Er konnte ihnen Schrecken einjagen, indem er die in unſern Geſetzbüchern enthaltenen Strafen auf ordentlichem Weg über ſie verhängte; er konnte ſie ferner noch beſchimpfen, denn die erlangten Beweiſe waren erdrückend. Das war mehr als zu ſeiner Sicherheit und zu ſeiner Ehre erforderlich war. Aber empört über den Undank der Royaliſten wollte er

---

General Moreau geſagt: Wenn Sie wollen, laſſe ich Sie mit Pichegru allein, vielleicht verſtändigen Sie ſich dann mit einander. Das Ergebniß ſei aber am Ende nur ärgerliche Ungewißheit geweſen, da Georg und Pichegru der Sache des Prinzen treu zu ſein ſchienen, Moreau aber unentſchieden blieb und eigennützige Abſichten vermuthen ließ. Später habe ich erfahren, daß andere Beſprechungen zwiſchen Moreau und Pichegru ſtattgefunden haben.

Auszug aus dem Verhör des Herrn Julius v. Polignac vor dem Staatsrath Réal, 16. Ventoſe (7. März), welches in der Anklageakte angeführt iſt. Bd. 1. S. 61. Befragt .... hat er geantwortet: Da es ihm und ſeinem Bruder vorgekommen ſei, als wäre das Vorhaben nicht ſo edler Art, wie ſie natürlich gehofft, ſo hätten ſie davon geſprochen, ſich nach Holland zurückzuziehen

Aufgefordert, ſich über den Grund ſeiner Befürchtungen zu erklären, hat er geantwortet: Er habe vermuthet, anſtatt der Erfüllung eines Auftrags in Betreff einer Regierungsveränderung ſei ein Handeln gegen eine einzige Perſon beabſichtigt geweſen, und die Partei Georgs habe vorgehabt, den Erſten Conſul anzugreifen.

ſie das Gewicht ſeiner Macht fühlen laſſen. Neben der Nachſicht regte ſich in ſeinem Herzen auch Stolz. Er ſagte laut zu jedem, der ihm vorkam, ein Bourbon ſei ihm nicht mehr als Moreau oder Pichegru und ſogar noch weniger. Dieſe Prinzen hielten ſich für unverletzlich, ſetzten nach Belieben eine Menge Menſchen dem Verderben aus und verſteckten ſich dann hinter dem Meer. Sie hätten Unrecht, ſo ſehr auf dieſe Freiſtätte zu rechnen. Er würde endlich einmal einen fangen und erſchießen laſſen wie einen gewöhnlichen Verbrecher. Man ſolle endlich einmal wiſſen, mit wem man es zu thun habe, wenn man ihn angriffe. Er habe ſo wenig Scheu, das Blut eines Bourbon zu vergießen wie das des geringſten Chouan. Er wolle bald der Welt zeigen, daß in ſeinen Augen alle Parteien gleich ſeien. Wer ſeine furchtbare Hand über ſein Haupt ziehe, ſolle das Gewicht derſelben fühlen, möge er ſein, was er wolle. Man ſolle ſehen, daß er der ſchrecklichſte Menſch werden könne, nachdem er der nachſichtigſte geweſen.

Niemand wagte, ihm zu widerſprechen. Der Conſul Lebrun ſchwieg. Der Conſul Cambacérès ſchwieg ebenfalls, ließ jedoch ſeine ſchweigende Mißbilligung ſehen, welche ſein Widerſtand gegen gewiſſe Handlungen Bonapartes war. Fouché, der ſich wieder in Gunſt ſetzen wollte, und, obwohl im Allgemeinen zu Milde geneigt, die Regierung in Zwieſpalt mit den Royaliſten zu bringen wünſchte, fand es ſehr gerathen, ein Exempel zu ſtatuiren. Talleyrand, der gewiß nicht grauſam war, der aber nie der herrſchenden Gewalt widerſprechen konnte, wofern er nicht ihr Feind geworden war, und der in einem bedauerlichen Maße die Neigung hatte, ihr gefällig zu ſein, wenn er ihr Freund war, auch

Talleyrand ſagte wie Fouché, man habe zu viel für die Royaliſten gethan, man habe ihre gute Behandlung ſo weit getrieben, daß man in den Männern der Revolution arge Zweifel erweckt habe; man müſſe endlich ſtrafen, ſtreng und ohne Ausnahme. Cambacérès abgerechnet ſchmeichelte Jedermann dieſem Zorn, welcher jetzt der Schmeichelei nicht bedurfte, um furchtbar, vielleicht grauſam zu werden.

Der Gedanke, alle Strafe blos auf die Royaliſten fallen zu laſſen und den Republikanern bloß Nachſicht zu zeigen, war in Bonapartes Herzen ſo feſt gewurzelt, daß er für Pichegru verſuchte, was er für Moreau hatte thun wollen. Tiefes Mitleid hatte ihn ergriffen bei dem Gedanken an die entſetzliche Lage des ruhmreichen Feldherrn, welcher in Gefahr ſtand, als Genoſſe von Chouans vor Gericht das Leben zu verlieren und zugleich den letzten Reſt ſeiner Ehre. „Ein ſchönes Ende für den Eroberer Hollands!“ ſagte er zu Réal. „Aber die Männer der Revolution ſollen ſich nicht unter einander auffreſſen. Ich denke ſchon lange an Cayenne. Das iſt das ſchönſte Land in der Welt zur Gründung einer Colonie. Pichegru iſt dorthin verbannt geweſen; er kennt es, und unter all unſern Generalen iſt er am erſten im Stand, dort eine großartige Niederlaſſung zu ſchaffen. Beſuchen Sie ihn in ſeinem Gefängniß. Sagen Sie ihm, ich verzeihe ihm, und weder ihm noch Moreau, noch ſeinesgleichen, will ich die Härte der Juſtiz fühlen laſſen. Fragen Sie ihn, wie viel Menſchen und Millionen erforderlich ſind, um in Cayenne eine Colonie zu gründen. Ich will ſie ihm geben und er wird ſeinen Ruhm wieder herſtellen, indem er Frankreich Dienſte leiſtet.“ — Réal richtete

dies an Pichegru aus. Der General wollte anfangs nicht daran glauben und meinte, man wolle ihn verführen, ſeine Unglücksgenoſſen zu verrathen. Da aber Réal durchaus keine Offenbarung von ihm verlangte, weil man Alles wußte, und weiter in ihn drang, öffnete ſich ſein Herz. Er vergoß Thränen und ſprach lange von Cayenne. Er geſtand, in der Verbannung oft daran gedacht zu haben, was man dort thun könne, und ſogar Entwürfe gemacht zu haben. Wir werden bald ſehen, durch welch unſeliges Zuſammentreffen von Umſtänden die edlen Abſichten Bonapartes nur zu einer beklagenswerthen Kataſtrophe führten.

Bonaparte wartete noch immer mit Ungeduld auf Nachrichten von dem Oberſten Savary, der ſeit drei Wochen mit 50 Mann am Ufer von Biville Schildwacht ſtand, ohne daß eine Landung ſtattgefunden hätte. Die Brigg Wrights erſchien jeden Abend, ſchoß am Ufer hin, legte aber niemals an. Zuletzt mußte Savary erklären, ſein längeres Lauern ſei zwecklos. Voll Verdruß, daß er nicht einen der Prinzen, die ihm nach dem Leben trachteten, faſſen konnte, ließ Bonaparte ſeine Blicke überall herumſchweifen, wo ſie wohnten. Eines Morgens, als Talleyrand und Fouché in ſeinem Kabinet bei ihm waren, ließ er ſich die Mitglieder der entfernten Königsfamilie herzählen. Man ſagte ihm, Ludwig XVIII. und der Herzog von Angoulême wohnten zu Warſchau, der Graf von Artois und der Herzog von Berry befänden ſich zu London, desgleichen die Prinzen von Condé, außer dem jüngſten und unternehmendſten, dem Herzog von Enghien, welcher zu Ettenheim, nahe bei Straßburg lebte. In dieſer Gegend ſuchten die engliſchen Geſandten Taylor, Smith und

Drake ihre Ränke anzuſpinnen. Der Gedanke, daß der Herzog von Enghien die Brücke bei Straßburg benutzen könnte, wie der Graf von Artois das Ufer von Biville hatte benutzen wollen, fuhr plötzlich dem Erſten Conſul durch den Kopf. Er beſchloß einen klugen Gendarmen-Unteroffizier zum Kundſchafter hinzuſchicken. Es fand ſich einer, der in jüngeren Jahren bei den Condés gedient hatte. Dieſer erhielt Befehl, verkleidet nach Ettenheim zu geben und Nachrichten über den Prinzen, über ſeine Lebensweiſe und ſeine Verbindungen einzuziehen. Der Unteroffizier ging mit dieſem Auftrag ab nach Ettenheim. Dort lebte der Prinz ſeit einiger Zeit bei einer von ihm geliebten Prinzeſſin Rohan, theils dem Umgang mit dieſer, theils der Jagd im Schwarzwald ſeine Zeit widmend. Er hatte von der engliſchen Regierung Befehl erhalten, ſich an den Rhein zu begeben, vermuthlich in der Ausſicht auf die Bewegung, welche Taylor, Smith und Drake fälſchlich hoffen ließen. Der Herzog von Enghien war gefaßt, demnächſt gegen Frankreich zu Felde zu ziehen, wie er ſchon früher mehre Jahre gethan hatte. Aber nichts beweiſt, daß er von dem Complott Georgs gewußt habe, vielmehr ſpricht alles für das Gegentheil. Er war oft von Ettenheim abweſend auf der Jagd, und ſogar, wie es hieß, im Theater zu Straßburg. Das Gerücht hiervon veranlaßte ſeinen Vater, ihn von London aus ernſtlich zu größter Vorſicht aufzufordern*). Bei dem Herzog

*) Wanſtead, 16 Juni 1803.

Der Prinz von Condé an den Herzog von Enghien.

Mein liebes Kind! Man verſichert hier ſeit mehr als ſechs Monaten, Du hätteſt eine Reiſe nach Paris gemacht;

befand ſich unter andern Emigranten ein Marquis von Thumery. Der verkleidete Unteroffizier ließ ſich in dem Haus des Prinzen allerlei Dinge erzählen, unter andern, daß der Herzog oft mehre Tage lang abweſend ſei, zuweilen in Straßburg, daß er eine wichtige Perſon bei ſich habe, den Herrn von Thumery. Dieſer Name ward von den Deutſchen, welche dem Späher erzählten, ſo ausgeſprochen, daß dieſer glaubte, der berühmte General Dumouriez ſei gemeint, und demgemäß berichtete. Sein Bericht gelangte am Morgen den 10. März nach Paris. Gleichzeitig ward eine am vergangenen Abend und in vergangener Nacht gemachte Ausſage von Léridant, dem mit Georg verhafteten Bedienten, wiederholt, daß ein Complott ſei, daß an der Spitze deſſelben ein Prinz ſtehe, welcher ankommen würde oder ſchon angekommen ſei, welches letztere er glaube, da er einige Mal zu Georg einen gebildeten, wohlgekleideten

---

Andere ſagen, Du wäreſt nur in Straßburg geweſen. Geſtehe, daß dies heißt, unnützer Weiſe Leben und Freiheit aufs Spiel ſetzen; — denn was Deine Grundſätze betrifft, ſo bin ich beruhigt; ſie ſind eben ſo tief in Dein Herz eingegraben, wie in das unſrige. Ich denke, jetzt könnteſt Du uns das Vergangene anvertrauen und, wenn die Sache wahr iſt, was Du auf Deinen Reiſen beobachtet haſt.

Mit Bezug auf Deine uns ſo theure Geſundheit habe ich Dir freilich geſchrieben, daß Dein Aufenthaltsort in vieler Beziehung nützlich ſein könnte. Aber Du biſt ſehr nahe. Nimm Dich in Acht und ſieh Dich vor, daß Du zeitig benachrichtigt wirſt, und Dich in Sicherheit zurückziehen kannſt, wenn es etwa dem Conſul einfallen ſollte, dich aufheben zu laſſen. Denke nicht, daß es ein Beweis von Muth ſei, in dieſer Beziehung allein zu trotzen ....

Unterz. Ludwig Joſeph von Bourbon.

jungen Mann habe kommen ſehen, dem alle große Ehrerbietung erwieſen hätten. Dieſe, bei jeder Wiederholung mit neuen Einzelheiten gemachte Ausſage ward dem Erſten Conſul in demſelben Augenblick hinterbracht, wo ihm der Bericht des Gendarmerieunteroffiziers zukam. Die häufige Abweſenheit des Herzogs von Enghien traf mit der angeblichen Anweſenheit eines Prinzen in Paris zuſammen. Der junge Mann, dem die Verſchwornen ſo viel Ehrerbietung erwieſen, konnte nicht ein von London gekommener Prinz ſein, denn das Ufer von Biville war ſorgfältig bewacht. Es konnte (ſo meinte Bonaparte) nur der Herzog von Enghien ſein, der in 48 Stunden von Ettenheim nach Paris kam, einige Stunden unter ſeinen Mitverſchworenen verweilte und in 48 Stunden wieder nach Ettenheim zurückkehrte. Die vermeintliche Anweſenheit Dumouriezs hob vollends jeden Zweifel. Nun lag ein vollſtändiger Plan vor. Der Graf von Artois ſollte durch die Normandie mit Pichegru, der Herzog von Enghien durch das Elſaß mit Dumouriez kommen. Die Bourbonen ließen ſich, um wieder nach Frankreich zu kommen, von zwei berühmten Generalen der Republik begleiten. Der ſonſt ſo helle Kopf Bonapartes widerſtand ſo täuſchendem Scheine nicht. Man muß durch derartige Nachforſchungen geſpannte Menſchen, beſonders wenn eine Leidenſchaft ſie leichtgläubig macht, geſehen haben, um zu begreifen, wie raſch dann Schlüſſe gezogen werden, und um hundertmal die Zögerungen der Juſtiz zu ſegnen, welche Menſchen vor ſolchen heilloſen Schlüſſen bewahren.

Als Bonaparte den vom General Moncey als Befehlshaber der Gendarmerie ihm übergebenen Bericht

des Unteroffiziers las, gerieth er in die heftigſte Aufregung. Réal, welcher eben bei ihm erſchien, ward übel empfangen und mußte den Vorwurf hören, er habe den Erſten Conſul über ſo wichtige Dinge in Unwiſſenheit gelaſſen. Bonaparte glaubte feſt, den zweiten ſchlimmern Theil des Complotts entdeckt zu haben. Jetzt ſtand ihm nicht mehr die See im Wege. Der Rhein, der Kurfürſt von Baden und das deutſche Reich waren für ihn keine Hinderniſſe. Augenblicklich berief er die beiden andern Conſuln, die Miniſter und Fouché, welcher der That nach wieder Miniſter geworden war, obwohl er nicht mehr den Titel führte, zu einer geheimen Berathung. Zugleich ließ er die Oberſten Ordener und Caulaincourt in die Tuilerien kommen. Ehe ſie kamen, wollte er einen Aufhebungsplan entwerfen. Er griff nach Karten von den Rheingegenden und da die geſuchten ihm nicht gleich in die Hände fielen, warf er alle Karten ſeiner Bibliothek durcheinander auf die Erde. Meneval, ein ſanfter, beſonnener, unbeſtechlicher Mann, den er nie entbehren konnte, weil er ihm ſeine geheimſten Briefe diktirte, war eben auf einige Augenblicke weggegangen. Er ließ ihn unter unverdienten Vorwürfen zurückrufen und ſetzte ſeine Arbeit über der Rheinkarte in ungewöhnlicher Aufregung fort. Als ſeine Räthe erſchienen, verlangte er mit allem Anſchein eines gefaßten Entſchluſſes ihre Meinung über den Vorſchlag, den Prinzen und Dümouriez aufzuheben ohne Rückſicht auf den Reichsboden, der dabei verletzt werden müßte, jedoch unter Anbringung einer Entſchuldigung bei dem Kurfürſten von Baden der Form halber. Geduldig hörte er die Einwürfe an. Der Conſul Lebrun ſchien erſchrocken über die Wirkung, welche eine ſolche Ent-

führung in Europa hervorbringen würde. Cambacérès hatte den Muth, ſich offen gegen den Vorſchlag zu erklären. Er ſuchte nachzuweiſen, welche gefährliche Wirkungen ein ſolcher Schritt im In- und Ausland hervorbringen und wie er der Conſularregierung ein Gepräge von Gewaltthätigkeit aufdrücken würde. Er hob beſonders hervor, daß es ſchon ein bedenklicher Schritt ſei, einen Prinzen von königlichem Geblüt, ſelbſt wenn er auf franzöſiſchem Boden auf der That ertappt würde, verhaften, richten und erſchießen zu laſſen; aber ihn gar auf fremdem Boden holen, ſei nicht nur eine Gebietsverletzung, ſondern auch ein Einſchreiten gegen ihn, während er allen Schein der Unſchuld für ſich hätte. Sich ſelber gäbe man damit allen Anſchein abſcheulichen Gewaltmißbrauchs. Cambacérès beſchwor Bonaparte um ſeines Ruhmes, um der Ehre ſeiner Politik willen, ſich eine ſolche Handlung nicht zu erlauben, welche ſeine Regierung auf gleiche Linie mit den revolutionären Regierungen ſtellen würde, von denen er ſich ſo ſorgfältig habe unterſcheiden wollen. Er wiederholte dies mehrmals mit einer bei ihm ungewöhnlichen Wärme und ſchlug als Mittelweg vor, abzuwarten, bis dieſer oder irgend ein anderer franzöſiſcher Prinz auf franzöſiſchem Boden ergriffen wäre und dann die Geſetze in aller Strenge auf ihn anzuwenden. Hierauf ward entgegnet, man dürfe nicht hoffen, daß der Prinz, welcher durch die Normandie oder über den Rhein habe kommen ſollen, ſich unvermeidlicher Gefahr ausſetzen würde, während ſchon Georg und alle ſeine Helfershelfer verhaftet ſeien. Holte man die zu Ettenheim, ſo würde man zugleich ſeine Papiere und ſeine Mitſchuldigen haben, ſomit die Beweiſe ſeiner Schuld erlangen, und dann

könnte man auf den Augenſchein geſtützt ſtrafen. Wollte man dulden, daß die Emigranten unter dem Schutz fremden Bodens an den Thoren Frankreichs Verſchwörungen anzettelten, ſo gewähre man damit eine Strafloſigkeit der gefährlichſten Art. Die Bourbonen und ihre Anhänger würden jeden Tag wieder anfangen. Man würde zehn Mal für ein Mal ſtrafen müſſen, während man, wenn man einen großen Schlag geführt haben würde, wieder zu dem natürlichen milden Verfahren des Erſten Conſuls zurückkehren könnte. Die Royaliſten brauchten eine Warnung. Die Gebietsfrage betreffend, ſo müſſe man den kleinen deutſchen Fürſten wie aller Welt eine Lection geben. Uebrigens erweiſe man dem Kurfürſten von Baden einen Dienſt, wenn man den Prinzen wegholte, anſtatt von ihm die Auslieferung zu verlangen, welche er nicht verweigern könnte, und für deren Gewährung er von Europa in den Bann gethan werden würde. Es handle ſich ja nur darum, ſich der Perſon des Prinzen, ſeiner Papiere und ſeiner Mitſchuldigen zu bemächtigen. Hätte man ihn in Händen, ſo würde man nach Prüfung der Beweiſe ſeiner Schuld ſehen, was weiter zu thun ſei.

Bonaparte merkte kaum auf das, was für und wider geſagt ward. Er hörte zu wie ein Menſch, der ſeinen Entſchluß gefaßt hat. Doch ſchien er dem Conſul Cambacérès ſeinen Widerſpruch nicht übel zu nehmen. „Ich weiß," ſagte er, „was Sie beſtimmt ſo zu ſprechen; es iſt Ihre Ergebenheit für mich. Ich danke Ihnen dafür; aber ich will mich nicht tödten laſſen, ohne mich zu vertheidigen. Ich will dieſe Leute zittern machen und ſie lehren ſich ruhig zu verhalten." — Der Gedanke, die Royaliſten zu ſchrecken und ihnen zu zeigen, daß

man einen Mann wie ihn nicht ungeſtraft angreiſen könne, daß in ſeinen Augen das Blut eines Bourbon nicht mehr gelte, als das irgend einer andern ausgezeichneten Perſon der Republik — dieſer und ähnliche Gedanken, an welchen Berechnung, Rachſucht nnd Stolz auf ſeine Macht gleichen Antheil hatten, beherrſchten ihn ganz und gar. Augenblicklich gab er Befehle. In Gegenwart des Generals Berthier ſchrieb er den Oberſten Ordener und Caulaincourt vor, was ſie zu thun hätten. Ordener ſollte an den Rhein gehen, 300 Dragoner, einige Pontonniers und mehrere Gendarmeriebrigaden nehmen, dieſe Truppen mit Lebensmitteln auf vier Tage und ſich mit einer Summe Geldes verſehen, um den Einwohnern nicht zur Laſt zu fallen, bei der Rheinau über den Fluß gehen, Ettenheim umſtellen und den Prinzen ſammt den Emigranten bei ihm aufheben. Gleichzeitig ſollte eine andere Abtheilung mit einigen Geſchützen von Kehl nach Offenburg gehen und dort beobachtend ſtehen bleiben, bis das Werk vollbracht wäre. Unmittelbar darauf ſollte Oberſt Caulaincourt zum Kurfürſten von Baden gehen und ihm eine Note überreichen, in welcher die begangene Handlung erklärt wäre. Dieſe Erklärung beſagte: die badiſche Regierung habe durch Duldung von Emigrantenrotten die franzöſiſche Regierung genöthigt, dieſelben zu zerſtreuen. Dieſer habe die Nothwendigkeit, raſch und heimlich zu handeln, eine vorherige Verſtändigung mit der badiſchen nicht verſtattet. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Bonaparte, indem er ſeinen Offizieren jene Befehle gab, ihnen nicht ſagte, warum er den Prinzen aufheben ließ und was er mit ihm anfangen wollte. Er gab als General Befehle an Leute, die als Soldaten gehorchten.

Indeß Caulaincourt, den ſeine Herkunft an die alte Königsfamilie und beſonders an die Condés knüpfte, war tief betrübt, obwohl er bloß einen Brief zu tragen hatte und weit entfernt war, die ſchreckliche Kataſtrophe vorauszuſehen, die ſich vorbereitete. Bonaparte ſchien nicht darauf zu achten, und gebot beiden, ſo wie ſie aus den Tuilerien herauskämen, ſich auf den Weg zu machen.

Seine Befehle wurden pünktlich vollzogen. Am fünften Tag, nachdem er ſie gegeben, am 15. März, ging die Dragonerabtheilung vorſchriftsmäßig von Schlettſtadt ab, über den Rhein, und umringte das Städtchen Ettenheim, bevor eine Kunde von der Bewegung dahin gelangen konnte. Der Prinz, welcher Warnungen empfangen hatte, aber keine beſtimmte Nachricht von der Unternehmung gegen ihn, befand ſich in ſeiner Wohnung zu Ettenheim. Als er einen bewaffneten Haufen eindringen ſah, wollte er ſich vertheidigen, begriff aber bald, daß es unmöglich war. Er ergab ſich, nannte ſelber ſeinen Namen denen, die ihn ſuchten, ohne ihn zu kennen, und ließ ſich mit lebhaftem Schmerz über den Verluſt ſeiner Freiheit (denn die Größe der Gefahr kannte er nicht) nach Straßburg führen und in die Citadelle ſperren.

Man hatte weder die wichtigen Papiere gefunden, auf die man gerechnet, noch den General Dumouriez, den man bei dem Prinzen wähnte, noch irgend einen der ſonſtigen Beweiſe des Complotts, welche man zur Begründung der Unternehmung angeführt hatte. Statt des Generals Dumouriez fand man einen Marquis Thumery und etliche andere unbedeutende Emigranten. Der Bericht mit den unfruchtbaren Einzelheiten der

Verhaftung ward ſofort nach Paris geſchickt. Dies Ergebniß hätte den Conſul und ſeine Rathgeber über die Vermeſſenheit ihrer Vermuthungen aufklären ſollen, beſonders da der Irrthum in Betreff Dumouriezs ſo bedeutſam war. Leider kamen nun Bonaparte und die ihm Gleichgeſinnten auf folgende Gedanken. Wir haben einen von den bourboniſchen Prinzen, welche friſchweg Complotte anbefehlen und immer Narren finden, die ihnen zu Liebe ihre Haut zu Markt tragen. Man muß an ihnen ein furchtbares Beiſpiel geben, oder ſich auf das Hohngelächter der Royaliſten gefaßt machen, wenn man den aufgehobenen Prinzen wieder freiläßt. Sie werden unfehlbar ſagen, nachdem man einen unbeſonnenen Streich gemacht mit ſeiner Wegholung von Ettenheim, habe man Angſt bekommen vor der öffentlichen Meinung und vor Europa; kurz, man habe den Willen, aber nicht den Muth zu einem Verbrechen gehabt. Beſſer ſie zittern, als ſie lachen. Jedenfalls iſt der Prinz nicht um nichts und wider nichts unter ſolchen Umſtänden an der Gränze geweſen. Er war doch gewarnt, wie die bei ihm gefundenen Briefe beweiſen; wie konnte er in ſolcher Nähe der Gefahr bleiben, ohne einen beſtimmten Zweck, ohne einigermaßen ein Mitſchuldiger des Mordanſchlags zu ſein? Jedenfalls war er zu Ettenheim, um eine Bewegung der Emigranten in Frankreich zu unterſtützen, um zum Bürgerkrieg zu hetzen, um nochmals die Waffen gegen Frankreich zu tragen. Alles das unterliegt nach den Geſetzen aller Zeiten ſchweren Strafen, und dieſe Strafen muß man gegen ihn anwenden. — So ſprach Bonaparte zu ſich, und ſo wurde wiederholt zu ihm geſprochen. Eine Berathung, wie die oben erwähnte, fand nicht mehr ſtatt, wohl aber

häufige Geſpräche zwiſchen Bonaparte und denen, welche ſeiner Leidenſchaft ſchmeichelten. Er kam nicht von dem unglückſeligen Gedanken los: die Royaliſten ſind unverbeſſerlich, man muß ſie ſchrecken. Alſo ward befohlen, den Herzog nach Paris zu bringen und vor eine Militärcommiſſion zu ſtellen, weil er Bürgerkrieg zu erregen geſucht und die Waffen gegen Frankreich getragen habe. So geſtellt war die Frage zum Voraus blutig gelöſt. Am 18. März ward der Prinz aus der Citadelle von Straßburg unter Bedeckung nach Paris abgeführt.

In dem Augenblick, wo das ſchreckliche Opfer bevorſtand, wollte Bonaparte allein ſein. Am Palmſonntag, 18. März, fuhr er nach Malmaiſon, in deſſen Stille ihm Einſamkeit und Ruhe ſicher war. Außer den Conſuln, den Miniſtern und ſeinen Brüdern empfing er hier niemand. Er ging dort ſtundenlang allein auf und ab mit einer Rube in den Mienen, die nicht in ſeinem Herzen war. Der Beweis ſeiner Aufregung liegt in ſeiner Unthätigkeit; denn während ſeines achttägigen Aufenthalts zu Malmaiſon dictirte er faſt keinen einzigen Brief, während einige Tage zuvor Breſt, Boulogne und der Texel ſeinem regen Geiſt Anlaß zu tauſend Gedanken- und Willensäußerungen gegeben hatten. Seine Frau, wie ſeine übrige Familie, von der Verhaftung des Herzogs unterrichtet, verabſcheute als Freundin der Bourbonen die Vergießung von königlichem Blut und ſah vielleicht mit weiblichem Ahnungsvermögen die Rache für eine grauſame Handlung als über ihren Gatten, ihre Kinder und ſie ſelber kommend in der Zukunft. Sie ſprach mehrmals unter Thränen mit ihm von dem Herzog, deſſen Verderben ſie fürchtete, aber noch nicht feſt beſchloſſen glaubte. Bonaparte, der einen Stolz

darein ſetzte, die Regungen ſeines Herzens zu unterdrücken (welches gut und edel war, was auch die ſagen mögen, welche es nicht gekannt), Bonaparte wollte von dieſen Thränen nichts wiſſen, deren Wirkung auf ſich er fürchtete. Er entgegnete ſeiner Frau in einem vertraulichen Ton, dem er Härte zu geben ſuchte: „Du biſt ein Weib; du verſtehſt nichts von meiner Politik; du haſt zu ſchweigen.“

Der unglückliche Prinz, welcher am 18. März von Straßburg abgegangen war, kam gegen Mittag des 20. nach Paris. Am Schlag von Charenton ward er unter der Hut ſeiner Bedeckung bis um fünf Uhr aufgehalten *). Es war einige Verwirrung in den Befehlen, weil die Gemüther derer, von welchen ſie ausgingen, nicht in Ruhe waren. Nach den Militärgeſetzen hatte der Commandant der Diviſion die Commiſſion zu bilden, zuſammenzurufen und für die Vollziehung ihres Spruchs zu ſorgen. In der Militärdiviſion von Paris befehligte Murat. Schmerz erfüllte ihn, als ihm der Beſchluß der Conſuln zukam. Einige Tage zuvor, als der Zug nach Ettenheim angeordnet war, hatte er die Kraft der Regierung geprieſen; jetzt, wo er beauftragt wurde, die grauſamen Folgen deſſelben zu vollziehen, gebrach es ſeinem guten Herzen an Kraft dazu. Voll

*) Kürzlich iſt über das Schickſal des Herzogs von Enghien eine treffliche Schrift von Herrn Nougarède von Fayet erſchienen, welche den gewiſſenhaften und ſcharfblickenden Forſcher verräth. In dieſer Monographie heißt es, der Prinz wäre an die Thür des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten gebracht worden. Es iſt möglich, daß dies der Fall war; da ich aber keinen ſichern Beweis dafür gefunden habe, ſo bin ich der gewöhnlichen Angabe gefolgt.

Verzweiflung ſagte er zu einem ſeiner Freunde, auf die Schöße ſeiner Uniform deutend: der Erſte Conſul will einen Blutflecken darauf bringen. — Er eilte nach St. Cloud, um ſeinem Schwager ſeine Gefühle auszudrücken. Dieſer, mehr als er wollte, geneigt, ſie zu theilen, barg unter einer Eiſenmaske ſeine Aufregung, und in der Beſorgniß, ſeine Regierung möge vor dem Sprößling eines feindlichen Geſchlechts zu beben ſcheinen, warf er ſeinem Schwager in harten, verächtlichen Worten ſeine Schwäche vor. Er ſchloß mit der Erklärung, er wolle Murats Feigheit gut machen, indem er mit ſeiner Conſulhand die an dieſem Tag zu gebenden Befehle unterzeichnete. Dem Oberſten Savary, der am Ufer von Biville vergebens auf die beim Complott betheiligten Prinzen gelauert hatte, übertrug er die Sorge für Hinopferung des Prinzen, welcher keinen Antheil daran hatte. Savary war bereit, dem Erſten Conſul ſein Leben und ſeine Ehre hinzugeben. Er rieth nichts an; er vollzog als Soldat die Befehle eines Gebieters, gegen den ſeine Ergebenheit gränzenlos war. Bonaparte ließ alle Befehle ausfertigen, unterzeichnete ſie ſelber und gebot Savary, ſie an Murat zu übergeben und ſelber zu Vincennes ihre Vollziehung zu beſorgen. Dieſe Befehle waren vollſtändig und beſtimmt. Sie enthielten die Zuſammenſetzung der Commiſſion, die Bezeichnung der Oberſten von der Beſatzung, welche Mitglieder derſelben ſein ſollten, die Bezeichnung des Generals Hullin als Präſidenten, das Gebot, auf der Stelle zuſammenzutreten, um Alles in der Nacht zu beendigen und, falls, wie nicht zu zweifeln war, das Urtheil auf Tod lautete, es auf der Stelle vollſtrecken zu laſſen. Eine Abtheilung der Elitegendarmerie und

der Beſatzung ſollte nach Vincennes gehen, um das Gericht zu bewachen und ſeinen Spruch zu vollziehen. So lauteten die unſeligen, von Bonapartes Hand unterzeichneten Befehle. Geſetzlich hätten ſie im Namen Murats vollzogen werden ſollen; in Wirklichkeit nahm er faſt gar keinen Theil daran. Der Oberſt Savary begab ſich ſeinem Auftrag gemäß nach Vincennes, um über ihre Vollziehung zu wachen.

Indeß war bei dieſen Befehlen nicht alles unwiderruflich. Es blieb noch ein Mittel, den Prinzen zu retten. Réal ſollte nach Vincennes gehen und ihn umſtändlich verhören, um von ihm herauszubringen, was er von der Verſchwörung wüßte. Den ſchriftlichen Befehl dazu gab Maret noch am Abend bei Réal ab. Sah dieſer den Prinzen, hörte er aus ſeinem Mund die wahre Erzählung des Sachverhaltes, ſo konnte er, ergriffen von Enghiens Offenheit und dringenden Bitten, dem Conſul vorgeführt zu werden, die empfangenen Eindrücke demjenigen mittheilen, welcher das Leben des Prinzen in ſeiner Hand hatte. Alſo war noch, ſelbſt nach der Verurtheilung, ein Mittel, von der entſetzlichen Bahn, auf die man gerathen war, abzukommen, indem man dem Herzog eine in edler Weiſe begehrte Begnadigung in edler Weiſe bewilligte. An dieſe letzte Möglichkeit, dem Prinzen das Leben zu retten und ſich einen großen Fehler zu erſparen, dachte Bonaparte in dieſem Augenblick. An dem traurigen Abend des 20. März war er zu Malmaiſon eingeſchloſſen mit ſeiner Frau, ſeinem Sekretär, einigen Damen und etlichen Offizieren. Allein, zerſtreut, den Schein der Ruhe erzwingend, ſetzte er ſich endlich an einen Tiſch und ſpielte Schach mit

einer der ausgezeichnetſten Damen*) des Conſularhofs, welche, von der Ankunft des Herzogs unterrichtet, bei dem Gedanken an das, was kommen konnte, bebte. Sie wagte nicht den Erſten Conſul anzuſehen, hörte aber, wie er in ſeiner Zerſtreuung mehrmals die bekannteſten Verſe unſerer Dichter über die Gnade murmelte, erſt die, welche Corneille in den Mund von Auguſtus, dann die, welche Voltaire in den Mund von Alzire gelegt hat. Dies konnte kein grauſamer Spott ſein. Er wäre zu niederträchtig und zu nutzlos geweſen. Der ſonſt ſo unbeugſame Conſul war aufgeregt und erwog wiederholt das Großartige, was darin lag, einem entwaffneten Feind zu verzeihen. Frau von Rémuſat glaubte freudig den Prinzen gerettet.

Die Commiſſion war in der Eile zuſammengetreten. Die meiſten ihrer Mitglieder wußten nicht, welcher Angeklagte vor ihnen erſcheinen würde. Man ſagte ihnen, es ſei ein Emigrant, angeklagt der Verletzung der Geſetze der Republik. Endlich erfuhren ſie ſeinen Namen. Einige von dieſen Soldaten der Republik, welche noch Kinder geweſen waren, als die Monarchie ſtürzte, wußten kaum, daß Enghien der Name des Erben der Condés war. Doch war ihnen der Auftrag peinlich, denn ſeit mehreren Jahren waren keine Emigranten mehr verurtheilt worden. Der Herzog, vor ſie geführt, war ruhig, ſelbſt ſtolz und zweifelte noch an dem Loos, welches ihm bevorſtand. Ueber ſeinen Namen und ſein Thun befragt, antwortete er mit Feſtigkeit, leugnete alle Theilnahme an dem Complott, welches jetzt Gegen-

---

*) Frau von Rémuſat, aus deren bis jetzt ungedruckten Memoiren dieſer Umſtand entnommen iſt.

ſtand der Unterſuchung war, geſtand aber ein wenig zu unverholen, daß er gegen Frankreich gedient hätte und am Ufer des Rheins geweſen wäre, um in derſelben Weiſe von neuem zu dienen. Der Präſident hob dieſen Punkt hervor, um ihn auf die Gefahr einer in ſolchen Ausdrücken gemachten Erklärung aufmerkſam zu machen. Enghien wiederholte ſeine Worte mit einer Zuverſicht, welche durch die Gefahr geadelt wurde, aber dieſe Kriegsmänner, gewohnt in der Vertheidigung des Vaterlands ihr Blut zu vergießen, erbittern mußte. Mehrmals verlangte er mit Nachdruck, den Erſten Conſul zu ſehen. Man führte ihn wieder in den Thurm. Die Richter waren von ſeiner Jugend und Herzhaftigkeit ergriffen, obwohl er ſich wiederholt als einen unverſöhnlichen Feind der Revolution kund gegeben hatte. Aber ſo, wie die Frage geſtellt war, konnte ihre Entſcheidung nur auf Tod lauten, denn der Tod ſtand nach allen Geſetzen auf der Leiſtung von Kriegsdienſten gegen das Vaterland. Dagegen waren auch gegen den Angeklagten viele Geſetze verletzt: er war von ausländiſchem Boden weggeholt, es war ihm kein Vertheidiger gegeben. Dieſe Erwägungen hätten auf den Spruch der Richter Einfluß haben ſollen; aber in ihrer Verwirrung ſprachen ſie das Todesurtheil. Jedoch drückten die meiſten den Wunſch aus, den Spruch dem Erſten Conſul zur Abänderung vorzulegen und beſonders ihm den Verurtheiltheilten deſſen Wunſch gemäß vorzuſtellen. Aber der Befehl, welcher das Verfahren vorſchrieb, lautete beſtimmt, alles im Lauf der Nacht fertig zu machen. Nur Réal konnte, wenn er den Gefangenen verhörte, einen Aufſchub erlangen. Aber Réal kam nicht. Die Nacht war verlaufen, der Tag brach an. Der Herzog ward

in einen Graben des Schloſſes geführt und empfing mit einer ſeiner Herkunft würdigen Feſtigkeit die Kugeln der Soldaten der Republik, mit denen er ſo oft in den Reihen der Oeſterreicher gekämpft hatte. Auf der Stelle, wo er gefallen war, ward er begraben.

Der Oberſt Savary machte ſich ſofort auf den Weg, um dem Erſten Conſul von der Vollziehung ſeiner Befehle Rechenſchaft zu geben. Unterwegs begegnete ihm Réal, welcher kam, den Gefangenen zu verhören. Der am vorigen Abend, während er ſchon zu Bett lag, bei ihm abgegebene Befehl Bonapartes, war ihm erſt um fünf Uhr Morgens in die Hände gekommen, weil er, von anhaltender Arbeit mehrere Tage und Nächte hindurch erſchöpft, ſeinen Leuten anbefohlen hatte, ihn in der Nacht nicht zu wecken. Daß er zu ſpät kam, war nicht, wie behauptet worden iſt, die Folge von Ränken, um dem Erſten Conſul ein Verbrechen abzulocken, ſondern eines Zufalls, welcher dem Prinzen die einzige Möglichkeit, ſein Leben zu retten, und dem Conſul eine Gelegenheit, ſeinen Ruhm vor einem Flecken zu bewahren, raubte. Sobald man einmal die geheiligten Formen der Juſtiz verletzt, dieſe durch die Erfahrung von Jahrhunderten bewährten Mittel zur Rettung von Menſchenleben vor dem Irrthum der Richter, dann hängt das Leben der Angeklagten und die Ehre der Regierungen von einem Zufall ab. Freilich hatte Bonaparte ſeinen Entſchluß gefaßt; aber er war aufgeregt und wenn der Ruf des unglücklichen Condé um ſein Leben bis zu ihm gedrungen wäre, würde er dem Zug ſeines Herzens nachgegeben haben.

Savary langte tief ergriffen zu Malmaiſon an. Sein Erſcheinen rief einen ſchmerzlichen Auftritt hervor. Frau

Bonaparte errieth bei ſeinem Anblick, daß Alles vorbei war und brach in Thränen aus. Caulaincourt ſchrie voll Verzweiflung, man habe ihn entehren wollen. Als Savary in das Kabinet Bonapartes kam, fand er ihn allein mit Meneval. Das erſte Wort des Conſuls war die Frage: Hat Réal den Gefangenen geſehen? Kaum hatte der Oberſt dieſe Frage verneint, ſo erſchien Réal, um ſich zitternd wegen Nichtvollziehung des empfangenen Befehls zu entſchuldigen. Ohne Billigung oder Tadel auszuſprechen entließ Bonaparte die Werkzeuge ſeines Willens, ſchloß ſich in einem Zimmer ſeiner Bibliothek ein und blieb mehrere Stunden darin. Am Abend ſpeiſten mehrere Mitglieder ſeiner Familie bei ihm. Die Geſichter waren ernſt und traurig. Napoleon war ſtumm wie die übrigen. Endlich ward das Schweigen läſtig. Er brach es, indem er mit Fontanes, der bei Aufhebung der Tafel erſchien, ein Geſpräch anknüpfte. Fontanes war entſetzt über die That, deren Gerücht Paris erfüllte, aber er wagte nicht, ſeine Meinung darüber zu ſagen. Er hörte zu und antwortete ſelten. Bonaparte ſuchte die durch das Schweigen der Uebrigen gelaſſene Leere auszufüllen, und ſprach von den Fürſten aller Zeiten, von den römiſchen Kaiſern, von den franzöſiſchen Königen, von Tacitus, von den Urtheilen dieſes Geſchichtſchreibers; von der Grauſamkeit, welche man oft Reichsoberhäuptern zuſchreibt, wo dieſe bloß unvermeidlicher Nothwendigkeit folgen. Endlich nach langen Umſchweifen kam er auf den traurigen Gegenſtand des Tags und ſprach die Worte: „Man will die Revolution zerſtören, indem man meine Perſon angreift. Ich werde ſie vertheidigen, denn ich bin die

Revolution, ich. Von heut an wird man ſich vorſehen, denn jetzt weiß man, weſſen wir fähig ſind."

Es iſt traurig für die Ehre der Menſchheit, daß man ſagen muß: der Schrecken, den Bonaparte einflößte, wirkte nachhaltig auf die bourboniſchen Prinzen und auf die Emigranten. Sie hielten ſich nicht mehr für ſicher, ſeitdem ſie geſehen hatten, daß ſelbſt der deutſche Boden den unglücklichen Herzog von Enghien nicht geſchützt hatte. Von dieſem Tag an hörten derartige Komplotte auf. Aber dieſer traurige Nutzen kann ſolche Handlungen nicht rechtfertigen. Beſſer wäre eine Gefahr weiter für das ja auch auf Schlachtfeldern ſo oft ausgeſetzte Leben Bonapartes geweſen, als eine um ſolchen Preis erworbene Sicherheit.

Bald verbreitete ſich in Paris das Gerücht, ein Prinz ſei ergriffen, nach Vincennes gebracht und erſchoſſen worden. Die Wirkung war groß und beklagenswerth. Seit der Verhaftung von Pichegru und Georg war der Erſte Conſul Gegenſtand der Sorge geworden. Man war empört gegen Alle, die ſich mit Chouans verbündet hatten, um ſein Leben zu bedrohen. Man urtheilte ſehr ſtreng über Moreau, deſſen Schuld, obwohl weniger erwieſen, doch anfing wahrſcheinlich zu werden. Man hegte glühende Wünſche für den Mann, welcher als Schutzgeiſt Frankreichs galt. Aber die Hinrichtung zu Vincennes gab den Gefühlen eine plötzliche Wendung. Die Royaliſten waren erbittert und noch mehr erſchreckt; aber die ordentlichen Leute waren tief betrübt, eine bisher bewunderungswürdige Regierung ihre Hände in Blut tauchen und Denjenigen ſich gleichſtellen zu ſehen, welche Ludwig XVI. aufs Schafott geſchickt hatten und zwar ohne die Entſchuldigung der

revolutionären Leidenſchaften, welche 1793 die klarſten Köpfe und die beſten Herzen verwirrt hatten. Zufrieden waren nur die glühenden Revolutionäre, deren unſinnigem Walten Bonaparte ein Ende gemacht hatte. Sie fanden auf einmal, daß er faſt ihres Gleichen geworden war. Keiner von ihnen fürchtete jetzt mehr, daß er für die Bourbonen arbeite.

Dieſer außerordentliche Mann, von ſo großem klarem Verſtand, von ſo edlem Herzen, war noch vor kurzem voll Strenge gegen die Revolutionäre und gegen ihr Unweſen, hatte ohne Nachſicht zuweilen ſelbſt ohne Billigkeit ihre Verirrungen beurtheilt, hatte ihnen bitter vorgeworfen, daß ſie Ludwigs XVI. Blut vergoſſen, die Revolution entehrt und Frankreich mit Europa unverträglich gemacht hätten. Das war ſein Urtheil bei ruhiger Ueberlegung. Und plötzlich in der Aufregung ſeiner Leidenſchaften hatte er gethan, was der von ihm ſo bitter getadelten Handlung gegen Ludwig XVI. gleichkam und ſich zu Europa in einen Widerſtreit geſetzt, welcher den allgemeinen Krieg unvermeidlich machte und ihn nöthigte, den Frieden am Ende von Europa zu Tilſit zu ſuchen. Solche Erſcheinungen ſind geeignet, den Stolz der menſchlichen Vernunft zu beſchämen und zu zeigen, daß das höchſte Genie nicht vor gemeinen Fehlern rettet, wenn man auch nur einen Augenblick den Leidenſchaften die Herrſchaft über ſich läßt.

Um aber ganz gerecht zu ſein, muß man, nachdem man dieſe unſelige Verirrung der Leidenſchaften beklagt hat, auf Die zurückblicken, welche ſie hervorgerufen haben. Wer waren ſie? Immer dieſelben Emigranten, welche, nachdem ſie die noch unſchuldige Revolution gereizt hatten, ihr Vaterland verließen, um allerwärts

Feinde Frankreichs aufzutreiben. Die Revolution, jetzt von ihren Verirrungen zurückgekommen, zeigte ſich unter der Leitung eines großen Mannes weiſe, menſchlich und friedlich. Sie hatte die Emigranten zurückgerufen, ihnen Heimath und Güter wiedergegeben und war bereit, ihnen den ganzen Glanz ihrer früheren Stellung wiederzugeben. Waren ſie dafür dankbar oder wenigſtens ruhig? Nein. Sie waren zu einem auf unſere Größe eiferſüchtigen Nachbarvolk gegangen und hatten die Freiheiten dieſer Nation wider Frankreich benutzt. Mit Schmähſchriften hatten ſie die beiden Nationen gegen einander aufgehetzt und nachdem ſie beigetragen hatten, ihnen wieder die Waffen in die Hände zu bringen, hatten ſie ſich nicht begnügt, Soldaten der britiſchen Regierung zu ſein, ſondern waren ihr auch mit Complotten zu Hülfe gekommen. Eine ſchändliche Verſchwörung war angezettelt, ein Mordanſchlag war mit elenden Sophismen bemäntelt, Georg und Pichegru waren nach Frankreich geſchickt worden. Den ſchwachen Moreau hatten ſie auf Abwege geführt, getäuſcht und ſich der Täuſchung durch ihn ausgeſetzt. Und nachdem ſie durch das wachſame Auge des Mannes, den ſie umbringen wollten, entdeckt waren, hatten ſie ſich einander angegeben und ſich damit zu rechtfertigen und zu heben geſucht, daß ſie laut ſagten, ein franzöſiſcher Prinz werde der Anführer bei dieſen Gräuelthaten ſein. Der Mann, gegen den ſolche Angriffe gerichtet waren, empört, den mörderiſchen Angriffen derer ausgeſetzt zu ſein, welche er der Verfolgung entriſſen hatte, gerieth in heilloſen Zorn. Nachdem er am Fuß eines Felſens vergebens auf die angekündigte Ankunft eines Prinzen gewartet, hatte er, verwirrt durch die Angaben der Verſchworenen, am Ufer

des Rheins einen Prinzen bemerkt, der auf den Wiederausbruch des Bürgerkriegs wartete. Bei dieſem Anblick ward ſein Verſtand irre. Er hielt dieſen Prinzen für das Haupt der Verſchworenen, die ſein Leben bedrohten und ſetzte eine Art Stolz darein, ihn auf deutſchem Boden zu ergreifen und einen Bourbon zu ſchlagen, wie einen gewöhnlichen Menſchen. Und er ſchlug ihn, um die Emigranten und Europa zn belehren, wie gefährlich es ſei, ihn anzugreifen.

Es iſt ein trauriger Anblick, bei welchem kein Theil vorwurfsfrei erſcheint, ſelbſt die Opfer nicht. Man ſieht hier Franzoſen, welche ſich zu Werkzeugen der Größe Englands gegen die Größe Frankreichs machen; Bourbonen, Söhne und Brüder von Königen, ſelber zum Thron beſtimmt, ſich unter Straßenräuber miſchen, und den letzten Condé mit ſeinem Blut Complotte büßen, die er nicht angeſtiftet hatte. Und dieſen Condé, welchen man gern vorwurfsfrei finden möchte, weil er das Schlachtopfer iſt, erblickt man ebenfalls ſchuldbeladen, indem er ſich abermals unter die engliſche Fahne wider die franzöſiſche geſtellt hat. Endlich ſehen wir einen großen Mann, durch Zorn, durch Selbſterhaltungstrieb, durch Stolz irre geleitet, einen Augenblick die Weisheit verlieren, welche die Welt bewunderte, und zur Rolle der blutigen Revolutionäre herabſinken, die er mit ſeinen ſiegreichen Händen unterdrückt hatte und die nicht nachzuahmen er ſich zum Ruhm anrechnete. Unſelige Verkettung der menſchlichen Leidenſchaften! Der Geſchlagene will wieder ſchlagen, Blut fordert Blut, und ſo werden die Revolutionen eine Reihe blutiger Repreſſalien, welche ewig dauern würden, wenn nicht endlich ein Tag käme, wo man

inne hält, wo man an die Stelle dieſer Kette von Rachehandlungen die ruhige, unparteiiſche, menſchenwürdige Gerechtigkeit ſetzt und über dieſe — wofern überhaupt etwas über ſie gehen kann — eine erhabene, klar ſehende Politik, welche unter den Richterſprüchen nur die nothwendigſten vollzieht und den Irregeleiteten und Beſſerungsfähigen Gnade angedeihen läßt. Die geſellſchaftliche Ordnung mit ſtrenger Erhaltung der Regeln der Gerechtigkeit vertheidigen ohne der Rachſucht Spielraum zu laſſen, das muß man aus dieſer tragiſchen Begebenheit lernen. Und weiter muß man lernen mit Nachſicht die Männer aller Parteien beurtheilen, welche, vor uns auf die Laufbahn der Revolution geſtellt, in der verderbenden Verwirrung der Bürgerkriege aufgewachſen, durch den ſteten Anblick von Blut abgeſtumpft, ihr Leben wechſelſeitig nicht ſo achteten, wie wir es thun in Folge langer Ueberlegung und eines langen Friedens.

[illegible]halt, wo man an die Stelle dieſer Akte von Gewalthandlungen die raſche, unumſtößliche, unaufhörliche Wachſamkeit ſetzt und über dieſe — woran niemand zweifeln kann — eine erfahrne, thätige Polizey, welche allein den Meuchelmördern nur die Hoffnung raubt und den Friedenſtörern und Verſchwörungsſüchtigen Schranke entgegenſetzen läßt. Die verſchwiegene Ordnung mit ſtrenger Erhaltung der Regeln der Gerechtigkeit verſchwiegen über der Nachſicht Vertrauen zu laſſen, das muß man den Staat zuſehen Verachtung lernen. Und immer mag man ſich mit Nachſicht der Namen aller Parteien erinnern, welche, vor und auf die Laufbahn der Revolution gebracht, in der wetteifernden Verwirrung der Bürgerkriege aufgewachſen, durch den Anblick von Blut abgeſtumpft, ihr Leben wahrſcheinlich nicht ſo achten, wie wir es thun in Folge langer Ueberlegung und eines langen Friedens.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thiers, Adolphe, / Fenner von Fenneberg, Ferdinand Daniel, / Funck, Friedrich,

Geschichte des Consulats und Kaiserreichs

Bd.: 4

Mannheim 1845

Gall.rev. 1022 s-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10425361-5